Paul Widmer: Was es heisst, neutral zu sein

Nummer 18 – 5. Mai 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHE

4 194407 006904 18

Schweizer Panzerfäuste für die Ukraine

Tausende Hightech-Waffen sollen via Deutschland ins Kriegsgebiet gelangen. Bern schaut zu. *Kurt Pelda*

Linker Mietwucher

Stadt Zürich kassiert 5000 Franken für Einzimmerwohnung. *Christoph Mörgeli*

Joe Bidens Family Office

Wie der US-Präsident aus dem Amt ein Business für seinen Clan machte. *Urs Gehriger*

ROLEX

YACHT-MASTER II

Als ultimative Armbanduhr für Segelprofis konzipiert, verfügt die Yacht-Master II über eine Countdown-Funktion mit mechanischem Speicher und setzt auch weiterhin neue Massstäbe in der Welt des Segelsports.

#Perpetual

OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II

BUCHERER
1888

bucherer.com

DIE WELTWOCHE

Nummer 18 – 5. Mai 2022 – 90. Jahrgang

Eros und Tod

Nur zwei Dinge interessieren den Menschen wirklich: die Liebe und der Tod. Natürlich hatte der deutsche Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki mit dieser Feststellung recht. Das Rätsel der Liebe verzaubert unser Leben. Der Tod gibt ihm als letzte, unüberwindbare Schranke den Sinn.

Kürzlich moderierte ich auf Servus TV in Österreich eine Sendung über den «Traum vom ewigen Leben». Wir sprachen mit Experten über Möglichkeiten der Lebensverlängerung, Techniken der Todesüberlistung. Sogar das postume Einfrieren wird heute als Variante intensiv erforscht.

Vermutlich ist der Mensch das einzige Lebewesen, das sich seiner Endlichkeit bewusst ist. Schon der Frühmensch versuchte, Tiere und Zeichen an die Wände seiner Höhle kratzend, das Rätsel seiner Existenz zu lösen. Die Konfrontation mit dem Nichts beflügelt unsere Fantasie seit Anbeginn.

Die Frauen sind im Vorteil. Sie können Kinder gebären, Leben hervorzaubern, das grösste Kunstwerk überhaupt. Männer sind Mängelwesen, Götter der Prothese. Sie scheffeln Geld, bauen Kathedralen, Imperien, schaffen Kunst und führen Kriege, um ihre Sterblichkeit zu überwinden. Vergeblich.

Der Traum vom ewigen Leben ist ein Männertraum, auch eine Anmassung. Nach biblischer Vorstellung gebührt die Unsterblichkeit nur Gott. Die Geschöpfe leben flüchtig, sind vergänglich, verwelken, viel schneller, als man es sich vorstellen kann.

Der russische Schriftsteller Vladimir Nabokov («Lolita») eröffnet seine Lebenserinnerungen mit dem grossen Satz: «Über dem Abgrund schaukelt die Wiege, und der platte Menschenverstand sagt uns, dass das Leben nur ein kurzer Lichtspalt zwischen zwei Ewigkeiten des Dunkels ist.»

Ich ertappe mich gelegentlich dabei, dass ich beim Gedanken an meinen Tod innerlich zusammenzucke. Gleichzeitig sendet mein Hirn Signale der Entwarnung. Der Blick in die Unendlichkeit hat auch etwas Tröstliches, Entlastendes. Alle irdischen Probleme verblassen.

Seit dem Mittelalter gibt es die literarische, aber auch volkstümliche Vorstellung des «Jungbrunnens» oder «Lebensbrunnens».

Das Leben ist das grösste Geschenk. Darin besteht das eigentliche Wunder. Sind wir uns dessen bewusst?

Wer darin badet oder davon trinkt, altert nicht, bleibt ewig jung und stirbt nie. Im Film sind es meistens die Bösewichte, die nach dem ewigen Leben trachten.

Die Kehrseite des Jugendkults, des Anti-Agings, ist die Verachtung des Alters, das anderen Kulturen fremd ist. Nicht unweit von hier, bereits im Balkan, haben Gross- und Urgrosseltern eine bestimmende, einflussreiche Funktion, während sie bei uns beiseitegeschoben werden.

Das Leben ist das grösste Geschenk. Darin besteht das eigentliche Wunder. Sind wir uns dessen bewusst? Die Wahrscheinlichkeit, dass nichts existiert, ist viel grösser als die Wahrscheinlichkeit, dass etwas existiert. Alle Planeten, die wir kennen, sind unbelebt, ausser einem.

Die Beschäftigung mit dem eigenen Tod kann nur zu einem Resultat führen: Dankbarkeit dafür, dass wir leben. Vermutlich ist Dankbarkeit die wichtigste Tugend überhaupt. Die grösste Dankbarkeit gebührt der mysteriösen Kraft, die dafür sorgt, dass etwas ist und nicht einfach nichts.

Heute ist die Lebensverlängerung ein grosses ethisches und nicht zuletzt ökonomisches Thema. Die Grenzen zwischen Lebensverlängerung und Sterbeverlängerung ohne therapeutischen Nutzen sind fliessend. Der Aufstand gegen den Tod kann zur grossen Belastung für die Lebenden werden.

Schon heute ist es ein Wunder, dass unsere Organe achtzig, neunzig, hundert Jahre lang klaglos arbeiten. Wer kennt schon eine durch Menschen konstruierte Maschine, die so lange in dauerndem und oft verschleissendem Betrieb durchhält?

Der Zauber des Lebens ergibt sich auch daraus, dass es endet. In einem berühmten Comicstrip blicken Snoopy, der Hund, und sein Freund, Charlie Brown, vom Ufer aus in die Weite eines Sees.

«Eines Tages werden wir alle sterben müssen», seufzt Charlie Brown.

«Ja», erwidert Snoopy, «aber an allen anderen Tagen leben wir.»

R. K.

Ganz Frau.
Ganz im
Vertrauen.

Gynäkologie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. **pyramide.ch**

Spitze für Sie

PYRAMIDE
KLINIK AM SEE

INTERN

Schweizer Panzerfäuste für die Ukraine, Harald Martenstein, Gabriele Krone-Schmalz, Paul Widmer über die Neutralität, Stefan Millius und Milosz Matuschek

Der deutsche Waffenhersteller Dynamit Nobel beliefert die Schweizer Armee mit modernen Panzerabwehrwaffen. Im März einigten sich die beiden Seiten darauf, eine Teillieferung von 2300 schon für gut befundenen Waffen nachträglich als mangelhaft zu deklarieren. Dynamit Nobel Defence hat bereits einen neuen Kunden: das Verteidigungsministerium der Ukraine. Der Hersteller bietet den Schweizern an, die Panzerfäuste zurückzurufen. Im April fragen die Deutschen beim Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) an, ob es problematisch sei, die Waffen an die Ukraine weiterzureichen. Das Seco sieht keine Hindernisse, aber das Bundesamt für Rüstung Armasuisse besteht darauf, dass alle Kennzeichen auf den Einwegwaffen entfernt werden, die auf die Schweiz verweisen könnten. Danach dürfe die Firma mit den Panzerfäusten machen, was sie wolle. Das ist neutralitätsrechtlich heikel. **Seite 12**

Harald Martenstein ist vielleicht der heiterste Journalist Deutschlands. Jedenfalls veredelt er seine Texte stets mit einem profunden Optimismus. Darum ist sein neues Buch auch eine Sammlung zuversichtlicher Kolumnen («Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff», Bertelsmann). In seinem kurzen Essay für die *Weltwoche* erklärt er, warum er trotz Krieg und Krise seine gute Laune nicht verliert. **Seite 22**

Gabriele Krone-Schmalz zählt zu den besten Russland-Kennerinnen Deutschlands. Zeitlebens befasste sich die ehemalige ARD-Journalistin mit dem flächenmässig grössten Land der Welt. Zwischen 1987 und 1991, als sich die Sowjetunion zu öffnen begann, berichtete sie als Korrespondentin aus Moskau. Über ihre Erlebnisse und Erfahrungen schrieb sie mehrere Bestseller. Im Gespräch mit der *Weltwoche* spricht die 72-jährige Professorin für Journalistik über den Krieg in der Ukraine, schwere Waffen und ihr Idealszenario für sofortigen Frieden. **Seite 40**

Die Überlebenskunst der Neutralität: Diplomat und Historiker Widmer.

Was heisst es, neutral zu sein? Das ist für die Schweiz die wichtigste Frage der Gegenwart. Kaum einer könnte sie besser beantworten als unser Autor Paul Widmer, Spitzendiplomat a. D. und profilierter Publizist («Die Schweizer Gesandtschaft in Berlin», 1997; «Schweizer Aussenpolitik und Diplomatie», 2003; «Diplomatie. Ein Handbuch», 2018; alle NZZ Libro). Im glänzenden Essay legt er die Wurzeln der Schweizer Neutralität frei und erklärt ihre anhaltende Bedeutung für unsere Zeit. **Seite 51–56**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* verstärkt sich. Mit grosser Freude begrüssen wir die Kollegen Stefan Millius und Milosz Matuschek als neue Autoren. Millius ist Gründer des Internetportals D*ieostschweiz.ch* und erlangte mit seiner unerschrockenen Berichterstattung während der Corona-Krise nationale Bekanntheit. Matuschek zählt seit Jahren zu den interessantesten Kolumnisten des deutschen Sprachraums (*NZZ, Schweizer Monat, Nebelspalter.ch*) und betreibt die Website F*reischwebende-intelligenz.org*. In dieser Ausgabe widmet sich Millius dem Tabuthema der Corona-Impfschäden (**Seite 24**). Matuschek beschreibt, wie in Deutschland eine «No Billag»-Bewegung heranwächst (**Seite 36**). Viel Spass bei der Lektüre!

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.— (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Bild: Adrian Moser

BEREIT ZUM
DURCHSTARTEN:
DIE H-D®
MODELLE 2022
Harley-Davidson®
www.h-d.com
Scannen und
Modelle entdecken!

Family Office: Präsident Biden. Seite 28

Schweizer Neutralität: Seite 51

Waffen für die Ukraine: Viola Amherd. Seite 12

DIESE WOCHE

3 **Editorial**

4 **Intern**

8 **Eilmeldung** Jemen: Stell dir vor, es ist Krieg, und niemand schaut hin

9 **Peter Rothenbühler** Lieber Boris Becker

10 **Tagebuch** Oliver Stone

11 **Bern Bundeshaus** Neutralität zum Ersten, zum Zweiten – und zum Dritten

12 **Schweizer Panzerfäuste in der Ukraine** Granatwaffen gelangten ins Kriegsgebiet

16 **Erziehung der Gefühle**

17 **Personenkontrolle**

17 **News** Racketes Abstimmungshilfe

18 **Mörgeli** Armee-Abschafferin will Armeeschutz

18 **Belastbare Beweiskette** Alan Dershowitz über Hobby-Kriegsbilder

19 **Peter Bodenmann** AKW: Finnland steigt aus

20 **Warum die Ukraine nicht in die EU gehört** Essay von Günter Verheugen

22 **Ich bleibe Optimist** Plädoyer von Harald Martenstein

23 **In der Ukraine unerwünscht** Europarat für Menschenrechte

24 **Psychiater gegen Herzprobleme** Nebenwirkungen der Covid-Impfung

25 **Inside Washington**

26 **Der Ukrainekrieg ist nicht unser Krieg** Essay von Hans-Georg Maassen

27 **Kurt W. Zimmermann** Liebesromanze aus der Medienwelt

28 **Eine schrecklich erfolgreiche Familie** Dokumente auf Hunter Bidens Laptop

30 **Broder** Ist Lawrow ein Antisemit?

31 **Zürich fordert Wuchermieten** Horrende Mietpreise der Stadtbehörden

32 **«Das System ist defekt»** Anders Åslund über die Wirtschaftspolitik des Kreml

33 **Anabel Schunke** Ungestörte Enthemmung

34 **Metternich oder Burke?** Aufsatz von Henry Kissinger

35 **Irène Kälin** Kritik von allen Seiten

36 **Wut im Wahrheitsministerium** Deutsche Staatsmedien im Gegenwind

37 **News** Unbelehrbare Leuthard

38 **Showdown im Südpazifik** China drängt auf die Salomonen

33 **Böse Mutter, gute Stiefmutter** «Bonusmütter» gegen alte Klischees

40 **«Mit schweren Waffen ist niemandem gedient»** Russland-Kennerin Gabriele Krone-Schmalz

43 **Tamara Wernli** Je klüger, desto weniger Sex?

44 **Propaganda und Realität** Gegenrede von Andreas Limburg

45 **Berset-Schreck aus Oerlikon** Jungpolitiker Matthias Müller

46 **Goldenes Zeitalter der Marcos-Familie** Blutige Vergangenheit der Philippinen

48 **Leserbriefe**

49 **Nachrufe** Mino Raiola, Klaus Schulze

50 **Beat Gygi** Erdölaktien sind eine ethische Anlage

SCHWEIZER NEUTRALITÄT

51 **Was heisst es, neutral zu sein?** Diplomat Paul Widmer erklärt das Wesen der Schweizer Maxime

LITERATUR UND KUNST

57 **Ikone der Woche**

58 **Das andere Kind** Liebesgeschichte von Kurt Steinmann

60 **Bücher der Woche**

63 **Die Sprache** Buebetrickli

64 **Kann man den Holocaust spielen?** Zweiter Weltkrieg als Videogame

66 **TV-Kritik**

66 **Serie** «Gaslit»

67 **Klassik** Benjamin Bernheim

68 **Kunst** Kunst und Medizin

69 **Serie** «Inventing Anna»

69 **Jazz** Kit Downes

LEBEN HEUTE

70 **Wunderbare Welt**

70 **Unten durch**

71 **Frauen**

72 **Thiel** Poetik

72 **Häuser** Schloss Marienburg

73 **Was macht eigentlich?** Armin Capaul

74 **Essen**

74 **Wein**

75 **Auto**

75 **Objekt der Woche**

76 **Bei den Leuten** BEA in Bern

78 **Zeitzeichen**

78 **Fragen Sie Dania**

79 **Kaffee mit …** Ulle Bourceau

80 **Menschen von morgen** Grégoire Saucy

82 **Das indiskrete Interview** Marius Bear, Musiker

Bilder: UPI Photo/imago images, Schweizerisches Nationalmuseum, Laurent Gillieron/Keystone

VIP-Angebot «Alpine Cruise»

Schienenkreuzfahrt durch Graubünden

Allegra und ahoi! An Bord der Rhätischen Bahn erleben Sie die unvergleichlichen Schönheiten des grössten Ferienkantons der Schweiz. Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels in Chur, Davos und St. Moritz sowie eine grosse Auswahl an Tagesausflügen runden das Kreuzfahrt-Erlebnis ab. Eine der faszinierendsten Bahnregionen der Welt wartet darauf, entdeckt zu werden!

Einfach einsteigen und ohne Sorge ums Gepäck ganz Graubünden nach Herzenslust erkunden – das ist die Idee der «Alpine Cruise». Geniessen Sie die Highlights, aber auch verborgene Perlen: den Grand Canyon der Schweiz, einzigartige Seenlandschaften, die Gletscher des Berninamassivs, schmucke Bergdörfer, den schweizerischen Nationalpark und, und, und …
Sie bestimmen selbst, ob Sie vier, fünf oder acht Tage unterwegs sein möchten. Als Ausgangsort haben Sie die Wahl zwischen Chur, Davos und St. Moritz.

Chur: Älteste Stadt der Schweiz
Mit ihren verwinkelten Gassen und historischen Gebäuden ist die Hauptstadt Graubündens ein idealer Auftakt. Einen Steinwurf von Chur entfernt beginnt die Rheinschlucht mit bis zu 300 Meter hohen, weisslichen Kalkstein-Steilwänden und eindrücklichen Gesteinsformationen. Nicht weniger spektakulär ist die kurvenreiche Fahrt von Chur nach Arosa durch unberührte Gebirgslandschaften.

Davos: Höchstgelegene Alpen-City
Der Ferien-, Sport- und Kongressort auf 1560 m ü. M. punktet mit seinem Angebot für Wanderungen, Bike-Touren und das Surfen auf dem Davoser See. Ein unvergessliches Erlebnis ist die rund 40-minütige Fahrt ab Davos-Platz mit einer historischen Zugkomposition aus den 1920er Jahren durch die wildromantische Zügenschlucht über den Wiesneriadukt bis nach Filisur.

St. Moritz: Kurort mit Weltruhm
Die überragende Hotellerie und Spitzengastronomie sowie Events mit internationaler Ausstrahlung prägen das mondäne Dorf im Oberengadin. Die Region beeindruckt mit hochalpiner Schönheit und kulturellen Schätzen. Im Zickzack geht es über den Berninapass ins Valposchiavo. Im charmanten Dorfkern von Poschiavo wartet ein kulinarisches Highlight: Pizzoccheri.

Detaillierte Informationen:
www.weltwoche.ch/platin-club

DIE WELTWOCHE

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot: Schienenkreuzfahrt «Alpine Cruise» mit der Rhätischen Bahn

Leistungen:
- Upgrade für die 1. Klasse für *Weltwoche*-Abonnenten
- Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels in Chur, Davos und St. Moritz inkl. Frühstück
- An- und Rückreise mit dem ÖV
- Bahnfahrten auf dem gesamten RhB-Streckennetz
- Grosse Auswahl an Tagesausflügen
- Rabatte auf Zusatzerlebnisse
- Gepäcktransport von Hotel zu Hotel

Reisetermine:
7. Mai bis 29. Oktober 2022
(mit Halbtax-Abo):
- 4 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 815.–
- 5 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 955.–
- 8 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 1355.–

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
Tel.: 043 210 55 95 oder E-Mail: info@stc.ch
Bitte Nummer des *Weltwoche*-Abos angeben.

Veranstalter:
Rhätische Bahn / Switzerland Travel Centre
www.alpine-cruise.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

EILMELDUNG

Stell dir vor, es ist Krieg, und niemand schaut hin

Die Uno bezeichnet das Leid der jemenitischen Bevölkerung als grösste humanitäre Katastrophe des 21. Jahrhunderts. Die Empörung im Westen über diese Tragödie ist gleich null.

Helmut Scheben

Donald Trump erklärte seinen Anhängern die Beziehung zwischen den USA und Saudi-Arabien mit dem ihm eigenen Biertisch-Humor: «Ich sagte zu König Salman: ‹König, wir beschützen dich. Du würdest keine zwei Wochen ohne uns überleben. Du solltest für dein Militär bezahlen.›» Trumps erste Auslandsreise ging 2017 nach Saudi-Arabien, wo er mit den Prinzen einen traditionellen Säbeltanz aufführte, nachdem er einen Deal über Waffenlieferungen von mehr als hundert Milliarden Dollar abgeschlossen hatte. Trump twitterte damals: «Jobs, jobs, jobs».

Zu dieser Zeit bombardierte die saudische Luftwaffe schon seit zwei Jahren Tag für Tag den Jemen. Die Golfmonarchie führt an der Spitze einer Militärallianz arabischer Länder seit 2015 einen Krieg gegen den Jemen. Laut Angaben aus Riad war das Kriegsziel, den Aufstand der vom Iran unterstützten Huthi-Miliz Ansar Allah zu beenden und den geflohenen jemenitischen Präsidenten Abed Rabbo Mansur Hadi wieder in Amt und Würden zu bringen. In Wirklichkeit geht es dem saudischen König Mohammed bin Salman um weit mehr als Verfassung und Rechtmässigkeit im Jemen.

USA, Grossbritannien, Frankreich helfen

Saudi-Arabien betrachtet das kleine südliche Nachbarland als seinen Hinterhof, in dem es aus geostrategischen Gründen für Ordnung zu sorgen hat. Seit Mitte des letzten Jahrhunderts haben die Saudis sechs Mal im Jemen militärisch eingegriffen. Bei der jüngsten Intervention leisteten vor allem die USA, Grossbritannien und Frankreich Unterstützung.

Der Jemen war schon vor dem Krieg das ärmste Land der arabischen Welt. Es fördert zwar Gas und Öl, aber die Vorkommen werden auf nur 0,2 Prozent der Weltreserven geschätzt. Das Land liegt jedoch an einer strategisch wichtigen Meerenge, einem Nadelöhr zwischen Rotem Meer und Golf von Aden, wo täglich vier Millionen Barrel Öl durchgeschleust werden.

Der Westen nimmt also im Jemen die bekannten «vitalen Interessen» wahr. In einer überparteilichen Studie zuhanden des US-Kongresses wurden Ende letzten Jahres die Gründe für den Krieg aufgeführt. Im Jemen agierten «internationale Terroristengruppen», heisst es da, und ein gescheiterter Staat Jemen wäre nicht nur eine Gefahr für die Schifffahrt, sondern würde es überdies dem Iran erlauben, «die Grenzen von Saudi-Arabien zu bedrohen».

300 000 Menschen getötet

Die aufständischen Huthi-Milizen haben seit 2014 einen grossen Teil des Landes unter ihre Kontrolle gebracht. Ihre führenden Köpfe wurden im Iran in der islamischen Hochschule von Qom ausgebildet. Sie bekämpfen die Regierung Hadi, aber auch die sunnitischen Muslimbrüder und die saudischen Wahhabiten, die einen fundamentalistischen Islam im Jemen verbreiten.

Im Jemen wird der Machtkampf zwischen den USA und dem Iran der Ajatollahs ausgetragen.

Es geht aber, wie im gesamten Mittleren und Nahen Osten, nicht wesentlich um Religionskriege, sondern um politische Machtkämpfe entlang ethnisch-konfessioneller Grenzen.

Die Huthis gehören zu den Haschemiten, einer Elite von politischen Führern und Religionsgelehrten, die sich auf direkte Abstammung vom Propheten Mohammed beruft. Bis zur Ausrufung der Republik im Jahr 1962 hatte dieser Stammesadel über Jahrhunderte die politische Macht inne. Westliche Regierungen geben sich überzeugt, dass die Huthis – trotz Waffenembargo und Seeblockade der jemenitischen Küsten – vom Iran mit Raketen und Kampfdrohnen beliefert werden. Teheran weist jede Beteiligung an dem militärischen Geschehen im Jemen kategorisch zurück.

Der Krieg im Jemen geht ins achte Jahr. Er wurde von der Uno als die grösste humanitäre Katastrophe dieses Jahrhunderts bezeichnet. Mehr als 300 000 Menschen seien getötet worden, zwei Drittel des 30-Millionen-Volkes seien nicht mehr in der Lage, sich ohne externe Hilfe ausreichend zu ernähren. Im Jemen wird – trotz aller Dementis auf beiden Seiten – in einem Stellvertreterkrieg der Machtkampf zwischen den USA und dem Iran der Ajatollahs ausgetragen.

Wo sind die Jemen-Flaggen?

Die saudischen Kampfjets und Helikopter aus den USA sind in dieser Hinsicht nicht mehr und nicht weniger als das militärische Werkzeug westlicher Geostrategie. Saudi-Arabien führt einen Krieg, der es täglich 200 Millionen Dollar kostet, um zu verhindern, dass der Feind Iran eventuell zu nah an die saudische Grenze kommt. Klingt diese Art von Argumentation seit dem 24. Februar nicht irgendwie bekannt?

In London oder Paris wurden bislang keine Jemen-Flaggen an den Balkonen gesichtet. In Zürich wurden keine Konten saudischer Geschäftsleute gesperrt. Keine Schulklassen singen in Berlin auf der Strasse, um Geld für den Jemen zu sammeln, und keine Parlamentarierin ist in den Jemen gereist, um vor den Ruinen der Luftangriffe Betroffenheit darzustellen. Der Westen ist eben stets bereit, die Konflikte, die man Russen oder Chinesen anlasten kann, mit grosser Empörung zu bewirtschaften. Bei den eigenen Kriegen nimmt man es weniger genau.

Cartoon: Kai Felmy

Helmut Scheben lebt als freier Journalist in Zürich. Von 1993 bis 2012 war er Redaktor und Reporter des Schweizer Fernsehens.

PETER ROTHENBÜHLER

Lieber Boris Becker

In Ihrem Monopoly-Spiel sind Sie nun auf dem Feld «Gefängnis» gelandet. Das war nicht Pech, sondern vorauszusehen.

Keine Sorge, sobald Sie raus sind, geht das Spiel weiter. Talkshows, Interviews, Bücher, vielleicht eine Netflix-Serie, Vorschüsse und wer weiss was. Sie werden eine Marke, eine Legende bleiben, man wird Ihnen verzeihen, schliesslich haben Sie niemanden umgebracht.

Nun, mich ärgert an der Berichterstattung über Ihren Prozess, dass niemand den entscheidenden Punkt kritisch hinterfragt hat: Warum haben so viele Leute Ihnen so viel Geld geliehen, mit Ihnen so viele Geschäfte gemacht?

Ich bin Ihnen nur einmal in guter Gesellschaft begegnet und konnte Sie beobachten. Sie waren desinteressiert, wie abwesend, machten ein Gesicht, das mich an die Frage erinnerte: Würden Sie diesem Mann ein Occasions-Auto abkaufen? Die Antwort ist: Ganz sicher nicht.

Ausgenommen wie eine Weihnachtsgans: Tennislegende Becker.

Ich glaube Ihnen, dass Sie nur für den Tennissport gelebt und den Leuten, die sich um Ihr Geld kümmerten, blind vertraut haben. Ich denke, dass jeder, der so schnell so berühmt wird, sofort viele «Freunde» gewinnt, die ihm wunderbare Tipps geben, wie man das Geld mit Gewinn investieren kann.

Papa hat für Sie Mercedes-Garagen gekauft (was sollten Sie damit anfangen?), der Ex-Finanzchef von Metro Zug hat Ihnen zig Millionen geliehen und den Medien das Märchen erzählt von Boris, der seinen Wohnsitz nach Zug verlegt (denkste!), andere haben Sie ausgenommen wie eine Weihnachtsgans.

Dabei will ich nicht sagen, dass Sie ein Unschuldslämmchen sind, nein, aber grosse Schwindler werden nur gestoppt, wenn sie arm sind. Wer der grösste deutsche Sportler des Jahrhunderts ist, dem wird der grösste Schwindel abgenommen.

Eigentlich hätten auch jene auf die Anklagebank gehört, die trotz Aufleuchten aller Warnlampen immer wieder versucht haben, mit Ihrem Namen Kohle zu machen. Und Sie verdammt schlecht beraten haben.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK

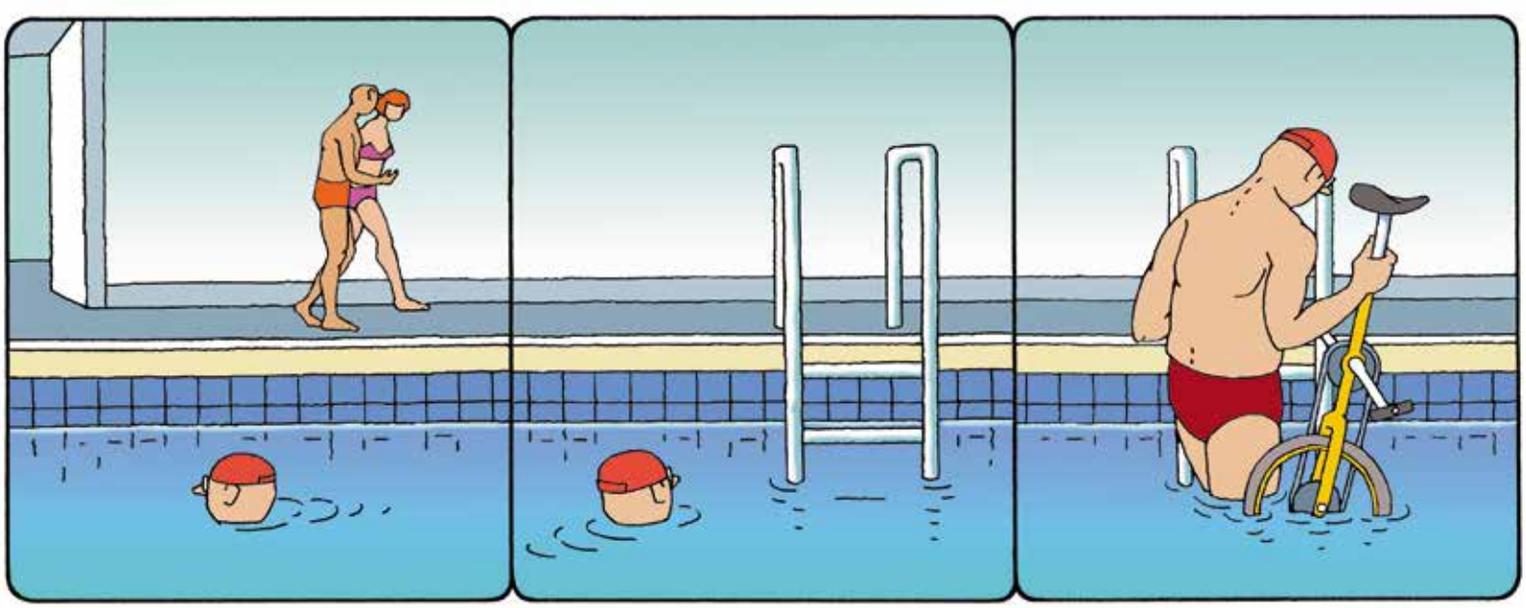


Bild: Avalon/Imageplotter/Photoshot/Keystone; Illustration: Miroslav Bartak

TAGEBUCH

Oliver Stone

Ich beschäftige mich mit der Situation in der Ukraine seit 2014, wobei mir der Investigativjournalist Robert Parry als Lehrmeister den Weg weist.

So habe ich die Brände in Odessa, die willkürlichen Verfolgungen und die Ermordung von Journalisten, von Bürgermeistern, Politikern und Bürgern mitverfolgt.

Weiter habe ich das Verbot der wichtigsten Oppositionspartei beobachtet, die in den Umfragen besser abschnitt als die Regierung Wolodymyr Selenskyj.

Ich war schockiert über den schieren Hass, der sich gegen die russisch-ukrainische Minderheit richtet.

Es ist eine lange und traurige Geschichte, die sich aus dem von den USA mit initiierten Staatsstreich von 2014 entwickelt hat, der die Ukraine ihrer Neutralität beraubte und sie schrill antirussisch machte. In den acht Jahren seither wurden etwa 14 000 unschuldige Menschen in der Ukraine getötet, worüber unsere Medien nicht ernsthaft berichtet haben.

Ich habe in den letzten Wochen mit wachsender Besorgnis beobachtet, wie die US-Diplomatin Victoria Nuland wieder einmal aus heiterem Himmel auftauchte und die Russen und uns Amerikaner – ihre Zielgruppe – warnte, dass, wenn die Russen ein wie auch immer geartetes nukleares Mittel einsetzten, die Hölle los sein würde.

Die Warnung wurde in den letzten Tagen von einer Reihe von amerikanischen Regierungsvertretern und TV-Sendern aufgegriffen, welche die gleiche Idee verbreiteten: Russland dreht durch. Dies, nachdem Wladimir Putin die bisherige russische Nuklearpolitik – die im Übrigen nicht so aggressiv ist wie die unsere – erneut bekräftigt hat.

Ich habe mich gefragt, warum diese Warnung immer und immer wieder wiederholt wird. Zunächst gab es all die Beschuldigungen wegen Kriegsverbrechen, die sehr schnell und heftig kamen – und die doch eigentlich ernsthafte Untersuchungen und Beweise erforderten.

Ich frage mich daher, ob die USA die Voraussetzungen schaffen für eine nukleare Explosion mit geringer Sprengkraft und unbekannten Ursprungs irgendwo in der Don-

Natürlich wäre China das nächste Ziel, wenn Russland fallen würde.

bass-Region, bei der Tausende von Ukrainern getötet würden.

Wenn das passierte – Gott bewahre! –, würde natürlich alle Welt in einem pawlowschen Reflex Russland die Schuld geben. Diese Schuld wurde bereits im Voraus festgelegt, unabhängig davon, wer den Sprengkörper abschiessen würde.

Ein solcher Einsatz würde sich mit Sicherheit auf die verbleibenden 50 Prozent der Weltöffentlichkeit auswirken, die nicht dem westlichen Lager angehören. Russland wäre der Satan, der Beelzebub.

Bedenken Sie, dass es schwierig wäre, herauszufinden, wo ein solcher Sprengsatz abgefeuert wurde, insbesondere in einer unübersichtlichen Situation wie diesem Krieg, in dem Russland offenbar jedes noch so absurde Verhalten vorgeworfen werden kann.

Es würde vermutlich ein paar Tage dauern, um die Wahrheit herauszufinden, aber die Wahrheit ist nicht wichtig. Die Wahrnehmung ist wichtig, und die USA führen einen Wahrnehmungskrieg mit grossem Geschick und stumpfer Gewalt, indem sie die Fernsehsender und unsere Satellitenländer in Europa und Asien mit Informationen überfluten, wie ich es noch nie zuvor gesehen habe.

Damit wären wir einen Schritt näher an dem, was wir uns von einem nächsten Boris Jelzin erhoffen, der unserem Land eine weitere grosse ideologische und wirtschaftliche Chance eröffnen könnte.

Aber, was noch wichtiger wäre: Wir isolierten damit China von Russland.

Natürlich wäre China das nächste Ziel, wenn Russland fallen würde. Das wäre, glaube ich, das Traumszenario der neokonservativen Anarchisten in unserer Regierung – das zu schaffen, was sie für eine bessere, «regelbasierte Weltordnung» halten.

Oliver Stone, 75, ist amerikanischer Regisseur, Drehbuchautor und Produzent. Für seine Filme wurde er dreimal mit dem Oscar ausgezeichnet. Zwischen 2015 und 2017 führte er für seinen vierteiligen Dokumentarfilm «Die Putin-Interviews» mehrere Gespräche mit dem russischen Staatspräsidenten.

Illustration: Lev Kaplan

BERN BUNDESHAUS/HUBERT MOOSER

Neutralität zum Ersten, zum Zweiten – und zum Dritten

Die Parteien überbieten sich mit Ideen, wie man die Schweizer Neutralität verscherbeln könnte. Einzig die SVP hegt und pflegt das traditionelle Instrument unserer Aussenpolitik.

Das Thema Neutralität steht wieder einmal ganz oben auf der politischen Agenda. Die Nationalräte Hans-Peter Portmann (FDP), Fabian Molina (SP), Elisabeth Schneider-Schneiter (Mitte), Eric Nussbaumer (SP), Gerhard Pfister (Mitte) und andere wollen dieses Instrument der Aussenpolitik mit einer Gesetzesrevision aushöhlen. Die SVP hält dagegen und hat eine Initiative angekündigt. Auch Professoren bringen sich ein und wünschen eine flexiblere Neutralität. Ausserdem hat Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) einen Bericht zum Thema in Aussicht gestellt. Kurz: Es geht zu und her wie bei einer Auktion, jeder glaubt, er müsse zur Schweizer Neutralität ein Gebot abgeben.

Aber so schnell wie bei einer Gant wird man die Neutralität nicht verhökern können. Der Präsident der hier federführenden Aussenpolitischen Kommission (APK), SVP-Nationalrat Franz Grüter, hat nämlich jetzt etwas Tempo herausgenommen. «Es sind sich alle einig, dass wir darüber diskutieren müssen», sagte er. Der Luzerner hat die Neutralität deshalb auch als Schwerpunktthema auf die Agenda der APK gesetzt. Allerdings will er sich für die Diskussion Zeit nehmen. Ein zentraler Führungsgrundsatz sei es, während einer Krise keine kurzfristigen Entscheide zu treffen: «Die Gefahr ist gross, dass man sonst falsch entscheidet.»

Was sagt das IKRK?

Darum wird die Kommission erst darüber beraten, wenn der Bundesrat seinen neuen Neutralitätsbericht abgeliefert hat. Laut einem EDA-Sprecher soll dies im Sommer der Fall sein, allerdings ist nicht klar, ob das Papier bereits im Juni oder erst im August vorliegen wird. Am 8. September wollen dann die Aussenpolitischen Kommissionen von National- und Ständerat gemeinsam eine Klausur zum Thema durchführen. Eingeladen wird eine Reihe von Delegationen und Experten. «Wir wollen verschiedene Gesichtspunkte beleuchten», sagt Grüter. Es sollen aber nicht bloss Juristen zu Wort kommen. «Ich persönlich will einmal hören, was die Spitze des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) zum Thema sagt, wie sie die Neutralität bei ihrem Umgang mit Kriegsparteien wahrnimmt», so Grüter weiter.

In guten wie in schlechten Zeiten: SVP-Bundesrat Maurer.

Grossen Eifer bei der Beerdigung der Neutralität im klassischen Sinne legen seit je die Freisinnigen an den Tag. Es verwundert deshalb auch nicht, dass die gegenwärtige Neutralitätsdiskussion in der APK vom Zürcher FDP-Nationalrat Hans-Peter Portmann angeschoben wurde. Während einer Sondersitzung am 3. Februar stellte er den Antrag zu einer Erklärung über die Thematik «Sanktionen unter Berücksichtigung der Neutralität». Er habe an der besagten Sitzung diesen Antrag mit der Bedingung zurückgezogen, dass die APK gesetzliche Abklärungen zur Handhabung der Neutralität traktandiere. «Die APK hat einstimmig meinem Anliegen stattgegeben, und es wurde ebenfalls an dieser Sitzung beschlossen, dass wir mit Anhörungen von Fachleuten dazu diese Arbeit aufnehmen», gibt der Zürcher Freisinnige zu verstehen.

Grossen Eifer bei der Beerdigung der Neutralität im klassischen Sinn legen die Freisinnigen an den Tag.

Verankerung im Volk wird unterschätzt

Eigentlich ist es so, wie Finanzminister Ueli Maurer (SVP) in einem Interview mit der *NZZ* vergangene Woche zu Protokoll gab: «Immer wenn es zu Konflikten kam, war die Schweiz versucht, den Begriff der Neutralität neu zu definieren.» Vor dem Hintergrund des ersten Krieges gegen den Irak unter amerikanischer Führung wagte sich eine Arbeitsgruppe unter den Diplomaten Matthias Krafft und Staatssekretär Klaus Jacobi an eine Überprüfung des Neutralitätsrechts. In der Schweiz lieferten sich damals die Politiker wegen Uno-Sanktionen und Überflugsrechten Wortgefechte.

Ende der neunziger Jahre, während des Konflikts im Kosovo, versuchte eine Kommission unter dem früheren Staatssekretär Edouard Brunner, die Neutralität neu zu designen. Damals zog diese Arbeitsgruppe den Schluss, die Schweiz solle eine «Assoziation mit der Nato» erwägen. Eine andere Arbeitsgruppe unter dem Vorsitz von alt Ständerat Otto Schoch (FDP), die zeitgleich einen weiteren Bericht anfertigte, sprach verächtlich vom «Mythos Neutralität».

Was alle diese Arbeitsgruppen stets ein wenig unterschätzt haben, ist die Tatsache, dass die Neutralität in der Bevölkerung besser verankert ist als im Parlament. Ihre Popularität geht weit über die Kreise der SVP hinaus. Seit Jahrzehnten sagen fast alle Schweizerinnen und Schweizer in Umfragen immer dasselbe: Die Schweiz solle ihre Neutralität beibehalten. Erst vor wenigen Tagen haben in einer Umfrage der Pendlerzeitung *20 Minuten* 66 Prozent der Befragten auf die Frage, ob man Waffen an die Ukraine liefern solle, zu verstehen gegeben, die Neutralität gelte in guten wie in schlechten Zeiten. Trotzdem wird das kostbare Gut Neutralität eigentlich nur noch von der SVP gehegt und gepflegt. Schade.

Bild: Peter Klaunzer/Keystone

Tödliche Splitter: RGW 90.

Schweizer Panzerfäuste für die Ukraine

Hightech-Waffen aus hiesigen Beständen sollen via Deutschland ins Kriegsgebiet gelangen. Gemäss *Weltwoche*-Recherchen schaut Bern zu. Das wäre eine Verletzung des Neutralitätsrechts.

Kurt Pelda

Sonderbare Vorgänge im Verteidigungsministerium (VBS) von Bundesrätin Viola Amherd (Mitte) und im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) von Bundesrat Guy Parmelin (SVP): 2300 deutsche Panzerfäuste vom Typ RGW 90 HH aus Schweizer Armeebeständen wurden im April wegen angeblicher Mängel an den Hersteller Dynamit Nobel Defence GmbH im nordrhein-westfälischen Burbach zurückgegeben, nachdem sie ein Jahr zuvor noch für tauglich befunden worden waren.

Lenkwaffen abgelehnt

Hersteller Dynamit Nobel will die Waffen nun in die Ukraine liefern und meldete dies auch dem Seco, das für die Kontrolle von Kriegsmaterialexporten zuständig ist. Das Seco verzichtete auf ein Veto. Gemäss deutschen Medienberichten sollen 2450 Panzerfäuste in wöchentlichen Tranchen bis Ende Mai der Ukraine übergeben werden. Sollten sich darunter Waffen aus Schweizer Armeebeständen befinden, wie das der deutsche Hersteller angekündigt hat, wäre das von Schweizer Seite eine klare Verletzung des Neutralitätsrechts.

Begonnen hat die Geschichte mit dem Rüstungsprogramm 2016. Damals wollte der Bundesrat «schultergestützte Mehrzweckwaffen» im Wert von 256 Millionen Franken einkaufen. Das Parlament stimmte zu. Die Auslieferung war zwischen 2017 und 2019 vorgesehen. Doch von den drei bestellten Waffensystemen stellte die Armee nur tausend Stück der amerikanischen M72 LAW Mk2 rechtzeitig in Dienst, wie Armasuisse auf Anfrage mitteilt. Damit können bloss Schützenpanzer und Befestigungen bis zu einer Entfernung von 200 Metern bekämpft werden, nicht aber Kampfpanzer. Die Truppeneinführung der in Grossbritannien produzierten NLAW-Panzerabwehrlenkwaffe und der deutschen RGW-90-Panzerfaust war laut Armee für Mitte 2020 geplant. Dazu ist es nie gekommen.

Bei den NLAW-Lenkwaffen habe man eine Fehlfunktion gefunden, und bei einem Teil der deutschen Panzerfäuste habe die Wirkung «nicht der Spezifikation» entsprochen. Die britischen Lenkwaffen wies Armasuisse zurück. Sie wurden gar nicht erst in die Schweiz ausgeliefert. Und von den deutschen Panzerfäusten lehnte Armasuisse mehr als die Hälfte wegen angeblich mangelhafter Sprengwirkung ab. Dabei handelte es sich um die zweite vorgesehene Lieferung, die deshalb gar nie in der Schweiz ankam. Die erste Tranche, hergestellt von Dynamit Nobel, wurde Ende 2020 getestet, von Armasuisse für gut befunden und in den Besitz der Schweizer Armee überführt.

Diskretes Treffen am Bodenseeufer

Seit Ausbruch des Ukraine-Kriegs am 24. Februar suchen Geheimdienste und Waffenhändler aus aller Welt panzerknackende Waffen, um der Ukraine in ihrem Abwehrkampf zu helfen. Wohl nicht ganz zufällig interessierte sich deshalb das ukrainische Verteidigungsministerium auch für jene NLAW und RGW 90, welche die Schweizer Armee bisher nicht in Betrieb genommen hat.

Bild: VBS

Wie ein Geschenk des Himmels muss es den Ukrainern erschienen sein, dass die Schweiz bei Stichproben im zweiten Halbjahr 2021 Mängel bei den Waffensystemen NLAW und RGW 90 festgestellt hatte. Die Munition habe «nicht den Anforderungen aus der Spezifikation» entsprochen, wie es im Originalton von Armasuisse heisst.

Hier kommt nun ein Deutscher ins Spiel, der die *Weltwoche* an Ostern kontaktierte: «Wussten Sie, dass Panzerfäuste aus der Schweiz in die Ukraine verkauft werden?» Der Mann schlägt ein diskretes Treffen in einem Restaurant am deutschen Bodenseeufer vor und bringt dabei Dokumente mit, die seine Aussagen belegen. Demnach ging es bei der ersten Tranche der Panzerfäuste um rund 2300 Stück, eine Teilmenge einer geplanten Lieferung von 5000 Stück. Die zweite Tranche von etwa 2700 Panzerfäusten habe Armasuisse im Sommer 2021 wegen kleinerer Mängel abgelehnt. Die Mehrzweckwaffen seien allerdings in dem für die Ukraine so wichtigen Panzerabwehr-Modus voll funktionsfähig gewesen.

Bereits vor Beginn der russischen Invasion am 24. Februar 2022 hatte Grossbritannien mindestens 2000 NLAW-Lenkwaffen an die Ukraine geliefert. Weitere Raketen folgten nach Kriegsausbruch. Deutschland steuerte alte Panzerfäuste aus Bundeswehrbeständen bei, verhielt sich aber sonst so zögerlich, dass den Ukrainern im März der Kragen platzte. Das ukrainische Verteidigungsministerium kam deshalb mit Dynamit Nobel wegen der modernen Panzerfaust RGW 90 ins Gespräch.

Herkunft verwedelt

Und siehe da, die Firma hatte gerade noch jene 2700 Stück an Lager, die Armasuisse vor wenigen Monaten zurückgewiesen hatte. Am 18. März stellte Dynamit Nobel den Antrag für eine Ausfuhrgenehmigung beim deutschen Wirtschaftsministerium. Die Zeit drängte, die Schlacht um Kiew war in vollem Gang.

In Wirklichkeit hatte Dynamit Nobel ganz andere Pläne: Man wollte so schnell wie möglich an die Ukraine liefern.

Im Eilverfahren gab der grüne Wirtschaftsminister Robert Habeck seine Zustimmung. Wenige Tage später trafen 2650 RGW 90 in der Ukraine ein. Neutralitätspolitisch und neutralitätsrechtlich war das unbedenklich, denn die Panzerfäuste waren ja bereits im Sommer 2021 zurückgewiesen worden. Damals konnte Armasuisse unmöglich wissen, dass diese Waffen – trotz angeblicher Mängel – dereinst in der Ukraine russische Panzersoldaten töten könnten.

Anders verhält es sich aber mit den 2300 Panzerfäusten, die sich seit rund einem Jahr im Besitz der Schweizer Armee befanden. Als das ukrainische Verteidigungsministerium im März bei Dynamit Nobel im nordrhein-westfälischen Burbach vorstellig wurde, hoffte Kiew auf eine weitere Tranche der dringend benötigten Waffen.

Tatsächlich kam es nur Tage nach dem Antrag für die erste deutsche Exportbewilligung zu einer Aussprache zwischen Dynamit Nobel und Armasuisse. An der Sitzung im Hauptquartier der Schweizer Waffenbeschaffer am Guisanplatz 1 in Bern kam die Idee auf, die bereits abgenommene erste Lieferung nachträglich als mangelhaft zu deklarieren. Das war sonderbar, denn Armasuisse hatte anfänglich vorgeschlagen, eine Stichprobe der Lieferung nach Burbach zu schicken, um zu testen, ob der früher festgestellte Mangel möglicherweise auch hier vorhanden war. Das weist der Informant vom Bodensee anhand eines Dokuments nach.

In Wirklichkeit hatte Dynamit Nobel ganz andere Pläne: Man wollte so schnell wie möglich an die Ukraine liefern. Darum mussten die Schweizer überzeugt werden, ihre Waffen herzugeben. Die Deutschen offerierten Armasuisse deshalb, den gesamten für gut befundenen Bestand – 2300 Raketen in Einwegwerfern – als fehlerhaft zu erklären und zurückzurufen. Wie der Informant weiter nachweist, machten die Deutschen dem Seco auch klar, dass die Raketen – trotz angeblicher Mängel – für die Ukraine bestimmt seien. Als Zückerchen versprach der Hersteller, alle Hinweise an den Raketenwerfern zu entfernen, die Rückschlüsse darauf erlaubt hätten, dass sich die Waffen jemals im Besitz der Schweizer Armee befunden hatten. Auch diesen Punkt belegt der Informant mit Dokumenten.

In der Tat: Das Bundesamt für Rüstung Armasuisse bestätigt, dass die Deutschen die gesamte erste Lieferung zurückgerufen haben, und die Panzerfäuste im April an den Hersteller zurückgeschafft wurden. Auf Anfrage wollte sich Dynamit Nobel nicht zu ihren Geschäften mit der Schweiz und der Ukraine äussern.

Ersatz folgt erst 2024

Armasuisse erklärt nun, dass es keine Kenntnis einer Lieferung in die Ukraine habe und dass sich das erste Los der Panzerfäuste immer noch in Deutschland befinde. Gemäss dem Hersteller werde dieser Tage mit der Umkennzeichnung begonnen. Diese werde von einem Mitarbeiter von Armasuisse an Ort und Stelle überprüft.

Aus einem Dokument, das der *Weltwoche* vorliegt, geht hingegen hervor, dass Dynamit Nobel zumindest das Staatssekretariat für Wirtschaft Seco zuvor über die Absicht informiert hatte, die Panzerfäuste rasch in die Ukraine weiterzureichen. Als Ersatz boten die Deutschen der Schweiz an, 2024 eine modernere Version zu liefern, wie Armasuisse-Sprecher Kaj-Gunnar Sievert erklärt. Das ist brisant: Die Schweizer Armee hat somit weiterhin keine modernen Panzerabwehrwaffen in ihrem Arsenal. Bereits seit 2008, als die alten amerikanischen Dragon-Raketen ausser Betrieb genommen wurden, besitzt die Schweiz keine Panzerabwehrlenkwaffen mehr. Dieser Zustand wird bis 2024 anhalten, wenn die britisch-schwedischen NLAW endlich ausgeliefert werden. Diese Waffen haben sich im Ukraine-Krieg als äusserst wirksam erwiesen.

Weissrussische Freiwillige im Einsatz

Was ist mit den Panzerfäusten in Burbach geschehen? In deutschen Medien war kürzlich die Rede von einer zweiten Tranche von insgesamt 2450 Panzerfäusten, welche die Ukraine bis Ende Mai erhalten solle. Damit beliefe sich die gesamte Bestellung Kiews am Ende auf 5100 Panzerfäuste, nur hundert Stück mehr als die von der Schweiz bestellte Menge. Die Zeitabfolge der Lieferungen passt, und die Stückzahlen der einzelnen Tranchen sprechen eine klare Sprache: Sie stimmen ziemlich genau mit den beiden für die Schweiz bestimmten Lieferungen überein.

Die Schweizer Armee hat somit keine modernen Panzerabwehrwaffen mehr in ihrem Arsenal.

Inzwischen tauchen immer mehr Fotos und Videos auf, die RGW-90-Panzerfäuste in der Ukraine zeigen. Dass die abgebildeten Panzerfäuste ursprünglich für die Schweiz bestimmt waren oder gar aus Schweizer Armeebeständen stammen, dürfte schwierig nachzuweisen sein. Alle kompromittierenden Hinweise auf die

VALUES WORTH SHARING

«Ich schätze Vertrauen und Loyalität – genauso wie die LGT.»

Nina van Sprundel, LGT Kundin seit 2015

LGT Private Banking

lgt.ch/values

Wer ist zuständig? Bundesräte Parmelin und Amherd.

Herkunft der Waffen wurden beziehungsweise werden gemäss Unterlagen entfernt.

Wie auch immer: Weissrussische Freiwillige veröffentlichten auf dem Messenger-Dienst Telegram Bilder von brandneuen RGW 90. Sie kämpfen als Teil der Internationalen Legion für die Ukraine und scheinen besonders gut bewaffnet zu sein. Ein Video zeigt, wie ein Kämpfer des berühmt-berüchtigten Asow-Regiments in der belagerten Stadt Mariupol eine RGW 90 auf einen russischen Schützenpanzer abfeuert. Offenbar haben es die Ukrainer geschafft, die von Dynamit Nobel gelieferten Panzerabwehrraketen durch den russischen Belagerungsring nach Mariupol zu schaffen. Gerüchteweise heisst es, der Transport sei mit Helikoptern erfolgt.

Offenbar haben es die Ukrainer geschafft, die Panzerabwehrraketen nach Mariupol zu schaffen.

Was das Seco nicht erwähnt

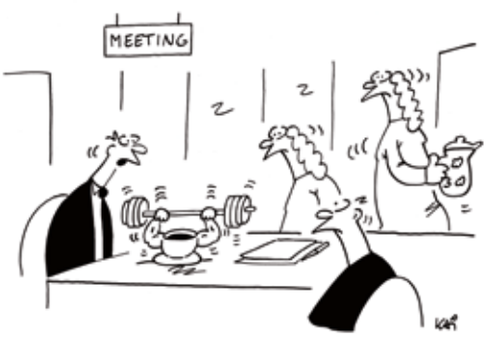
Ob diese Waffen tatsächlich aus Schweizer Beständen stammen, bleibt vorerst unklar. Die Frage ist: Wie konnte Armasuisse beziehungsweise Dynamit Nobel überhaupt eine Ausfuhrgenehmigung erhalten? Für die Kontrolle von Kriegsmaterialexporten ist das Seco zuständig. Und dessen Antwort ist lapidar: Es brauchte gar keine Genehmigung, denn Artikel 4 des Kriegsmaterialgesetzes nimmt Rüstungsbetriebe des Bundes von der Bewilligungspflicht aus.

Seco-Sprecher Fabian Maienfisch schreibt der *Weltwoche:* «Die beiden in Ihrer Anfrage erwähnten Geschäfte stehen im Zusammenhang mit Beschaffungen von Kriegsmaterial der Schweizer Armee. Dafür ist vollumfänglich das VBS/Armasuisse verantwortlich. Das Seco ist in keiner Weise in die Beschaffung oder die Rückführung von bestelltem Kriegsmaterial der Schweizer Armee involviert. Das Seco kann sich deshalb nicht zu Ihren Fragen äussern.»

Träfe diese Argumentation zu, könnte ein staatlicher Akteur – im Gegensatz zu privaten Firmen – jederzeit Waffen in kriegführende Staaten liefern, sofern das im Rahmen eines Rüstungsgeschäfts der Schweizer Armee erfolgt.

Was das Seco nicht erwähnt: Alle Schweizer Behörden haben sich an geltendes Recht und internationale Abkommen zu halten. Da ist zum Beispiel das Haager Abkommen, das die Schweiz 1910 unterzeichnet und ratifiziert hat und das immer noch als Grundpfeiler der schweizerischen Neutralität gilt. Darin heisst es: «Die von einer neutralen Macht an eine kriegführende Macht aus irgendeinem Grunde unmittelbar oder mittelbar bewirkte Abgabe von Kriegsschiffen, Munition oder sonstigem Kriegsmaterial ist untersagt.»

Genau darauf hat sich derselbe Fabian Maienfisch gestützt, als er dem *Tages-Anzeiger* erklärte, warum das Seco Deutschland kürzlich unter-



sagte, uralte 35-Millimeter-Granaten von Oerlikon-Bührle zusammen mit dem Flugabwehrpanzer Gepard in die Ukraine zu exportieren. Die Anfrage der Deutschen sei nicht nur wegen des Kriegsmaterialgesetzes, sondern auch «mit Verweis auf die Schweizer Neutralität» abgelehnt worden. Im Fall der in Deutschland eingelagerten Flugabwehrmunition spielt das Neutralitätsrecht für das Seco also eine Rolle – nicht aber, wenn Panzerfäuste der Schweizer Armee auf Umwegen in die Ukraine gelangen sollen. Das ist grotesk.

Auch Viola Amherds Verteidigungsministerium wiegelt ab. Das VBS könne kein Kriegsmaterial an irgendjemanden liefern und habe das auch nicht getan. «Die Frage der Neutralität der Schweiz stellt sich somit nicht. Richtig ist, dass Armasuisse das defekte Material nicht akzeptiert und wegen festgestellten Mängeln gemäss dem Obligationenrecht an den deutschen Lieferanten abschliessend retourniert hat mit der Auflage, allfällige Verweise auf die Schweiz zu entfernen. Die weitere Verwendung dieses Materials liegt im Zuständigkeitsbereich der Herstellerfirmen.»

Durchschlagskraft und Schockwelle

Die Panzerfaust RGW 90 war für Armasuisse wegen ihrer vielfältigen Einsatzmöglichkeiten interessant. Soll ein Panzer bekämpft werden, zieht der Schütze eine Art Stachel aus der Mündung der Einwegwaffe heraus. In diesem Modus wirkt das Geschoss der RGW 90 als Hohlladung, das heisst ein grosser Teil der bei der Explosion freigesetzten Hitze wird auf eine kreisförmige Fläche des Panzerstahls gerichtet und brennt dabei ein Loch hinein.

Gegen nicht stählerne Ziele hingegen ist eine Hohlladung weitgehend wirkungslos. Will der Schütze Gegner töten, die sich hinter Mauerwerk verschanzen, belässt er den Stachel des Geschosses in seiner Ausgangsposition.

So befindet sich die Waffe im sogenannten Quetschkopf-Modus – beim Aufschlag explodiert das Geschoss nicht sofort, sondern sein Kopf und der darin enthaltene Plastiksprengstoff werden gequetscht und in Millisekunden wie ein Teig auf dem Mauerwerk verteilt. Erst dann erfolgt die Zündung. Die Schockwelle sprengt auf der Innenseite Mauerteile weg, die als tödliche Splitter in den Innenraum geschleudert werden. Dazu ist es nicht einmal nötig, dass das Geschoss ein Loch in der Gebäude- oder Bunkerwand hinterlässt.

Die von Armasuisse festgestellten Mängel bei der Sprengwirkung betrafen nur den Quetschkopf-Modus bei eingefahrenem Stachel, nicht aber die Durchschlagskraft im Panzerabwehr-Modus. Die ukrainische Armee verwendet die Waffe hauptsächlich im Kampf gegen Panzer – für sie wird der beanstandete Mangel vernachlässigbar sein.

Bild: Peter Schneider/Keystone; Cartoon: Kai Felmy

DIE WELTWOCHE

Neue App, neue Website.

Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

ERZIEHUNG DER GEFÜHLE/MICHAEL BAHNERTH

Brüchige Sanftmut des Landlebens

Je leiser man selbst wird, desto lauter gestaltet sich die Welt seltsamerweise.

Reinigung der Seele.

Seit ein paar Monaten lebe ich auf dem Land; es verändert einen. Zuerst äusserlich. Eine gewisse Nachlässigkeit schleicht sich in der Kleidung ein, ich trage kaum mehr Hemden, es spielt keine Rolle, wenn auf der Hose Farbflecken sind oder der Staub vom Sägen des Holzes sie schattiert und man am Rand der Schuhe getrocknete Erde sieht. Die Haare werden länger, aber da ist kein Bedürfnis nach Friseur, einmal die Woche rasieren ist völlig ausreichend. Für einen Bourgeois fühlt sich das an wie eine kleine Freiheit.

Vor allem sieht man das Land an den Händen. Sie sind spröde geworden, voller kleiner Verletzungen, aufgekratzt von Rosenstöcken, vom Umgang mit Messern, Schleifmaschinen, Heckenscheren, voller Blasen vom Umgraben der Erde mit dem Spaten. An der Aussenseite des rechten Zeigefingers hat sich eine furchige Hornhaut gebildet, in deren Ritzen sich tief die Erde eingegraben hat, ebenfalls an der Daumenkappe. Mindestens unter einem Fingernagel ist es stets schwarz, und die Fingernägel sind härter geworden, widerstandsfähiger auch.

Innerlich geschieht das Gegenteil, man wird sauber. Landleben, zumindest jene erste Phase, in der noch der Zauber des Anfangs liegt, ist eine Katharsis, eine Reinigung der Seele. Der Gedanke kam mir, als ich mit einem Hochdruckreiniger die Steinplatten vom Schmutz befreite, mal mit der Dreckfräse, dann wieder mit dem Flächenreiniger, als all der eingefressene Dreck in den Poren des Steines sich auflöste und ein helles, fast schon funkelndes und blühendes Grau zum Vorschein brachte.

Eine ganze Schicht lebenslanger Urbanität verwässert sich gerade; das Gefühl von Hektik, von allgegenwärtigem Lärm, von Nervosität, das andauernde hohe Brüllen der Blaulichter der Krankenwagen, Polizei- und Feuerwehrautos, all diese Geräusche vieler Menschen auf engem Raum, das Gefühl von Vergänglichkeit, von Sehnsucht, die Jagd nach Glück geht wie unter in dem Summen der Insekten, dem Gesang der Amseln, dem Pfeifen der Spatzen und Meisen. Bald werde ich einen Adler berühren, denke ich manchmal.

Die Ruhe des Landes macht einen erstaunlicherweise lärmempfindlich. Weil man oft nichts hört ausser dem Summen der Natur oder gar ihr Schweigen, weil da oft nichts ist als die eigene, innere Stimme, die Gedanken manchmal singen, manchmal schreien lässt, scheinen vom Menschen verursachte Geräusche in der Wahrnehmung doppelt so laut. Je leiser man selbst wird, desto lauter gestaltet sich die Welt seltsamerweise.

Am Fusse des Hügels rauscht eine Autobahn, je nach Luftbeschaffenheit und Wind mal leiser, mal lauter. Das ist der ewige Schatten, der sich über jedes Paradies dieser Welt legt, die realen und die künstlichen. Man kann noch so viel weissen Sand und Palmen und türkisfarbenen Ozean unter einem Lapislazuli-Himmel aufsuchen, immer ist irgendwas; Mücken, herunterfallende Kokosnüsse, die einen beim Dösen fast erschlagen, zu viel Hitze, Hautausschläge und so weiter.

Ich versuche gerade, mir das Rauschen dieses Nervenstranges einer nervösen Welt als jenes von Wellen einzureden, aber das ist nicht einfach. Gelingt im Grunde nur mit mindestens einer Flasche Rotwein intus. Manchmal sitze ich da, es ist still, und ich ertappe mich, dass ich auf das Rauschen warte. Das ist natürlich neurotisch, pathologisch fast ist, dass ich eine Dezibel-App runtergeladen und begonnen habe, das Rauschen zu messen; es liegt zwischen 20 und 44 Dezibel, also unterhalb der 55er Marke, ab der permanentes Rauschen gesundheitsgefährdend werden kann, aber ich bin sensibel, und 44 fühlen sich für mich an wie 55. Wahrscheinlich werde ich einen Brunnen bauen, um das Rauschen durch ein Plätschern zu ersetzen.

Manchmal wünschte ich mir, die Welt wäre so leise wie diese erste Rose, die sich gerade aus dem Busch entfaltet. Ich schaue ihr beim Wachsen zu, schon seit geraumer Zeit. Ich sitze einfach da und schaue sie an, ihre Form, ihr verwundbares Gelb und ihr kraftvolles Blutrot, das Handy im Flugmodus, verfolge, wie sie sich dem Himmel und der Sonne entgegenstreckt und an Umfang zunimmt, und warte, bis die Kraft des Werdens sie sich öffnen lässt und mir einen Moment des, ja, simplen Glücks schenkt. Das macht das Landleben mit mir.

Bild: Klaus Stebani/Pixabay

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Keller-Sutter, Glättli, Noser, Truss, Baerbock, Holefleisch

Offen für Arme: Grüner Glättli.

Maulkorb: Baerbock, Holefleisch.

Viola Amherd, Teilzeit-Förderin, sucht per Inserat einen neuen Rüstungschef. Die Anforderung der Mitte-Bundesrätin tönt so: «Direktor/in Bundesamt für Rüstung Armasuisse, Rüstungschef/in 80–100%». Glückliche Schweiz. Während manche einen dritten Weltkrieg voraussagen, sucht die Eidgenossenschaft einen Teilzeit-Rüstungsdirektor. Oder noch besser eine Teilzeit-Rüstungsdirektorin. Denn selbstverständlich spielt gemäss Inserat auch bei der Wahl des obersten Waffenverantwortlichen vor allem die «Vielfalt» und «Gleichbehandlung» eine tragende Rolle. Kaum zu fassen: Diese laienhafte, unernste Teilzeit-Rüstungsschweiz hat auch noch Waffen in die Ukraine geliefert. Vielleicht, als der Chef gerade seinen freien Tag einzog. *(mö)*

Karin Keller-Sutter, Träumerin, hat ihrem Leibblatt *NZZ* wieder einmal ihre Hoffnungen und Visionen anvertraut. Als sie gefragt wurde, ob die Schweiz eine neue Rolle in Europa suche, gab die FDP-Bundesrätin unter anderem zur Antwort: «Vielleicht schärft dieser Krieg in Europa unser Bewusstsein dafür, dass Europa und die Schweiz über die Sicherheits- und Migrationspolitik hinweg eine Schicksalsgemeinschaft bilden.» Gut, dass sie das jetzt einmal gesagt hat; aber der EU werden wir uns trotzdem nicht unterwerfen. *(hmo)*

Balthasar Glättli, Armenprediger, schimpfte wieder einmal gegen alle in der Schweiz lebenden reichen Ausländer, die Pauschalsteuern entrichten. Der Präsident und Vorbeter der Grünen hat ein Problem damit, dass sich «Steueroptimierer und Oligarchen» bei uns ein Aufenthaltsrecht erkaufen können. Glättli sind jene Migranten lieber, die als Wirtschaftsflüchtlinge in die Schweiz kommen, das Asylrecht missbrauchen und Sozialhilfe beziehen. Die Grünen verlangen regelmässig, dass die Schweiz mehr Asylsuchende aus den Armenhäusern dieser Welt aufnimmt. Es ist vielleicht nicht schlecht, wenn zwischendurch ein paar Ausländer in die Schweiz zügeln, die Steuern zahlen und nicht bloss von der Sozialhilfe leben. *(hmo)*

Ruedi Noser, Abweichler, schert aus. Der Zürcher FDP-Ständerat kämpft für ein Ja zur Lex Netflix. Das, obwohl seine Partei die Nein-Parole zur Einführung einer Abgabe für die amerikanischen Streaming-Konzerne beschlossen hat. Der Unternehmer argumentiert unter anderem mit den geschätzten zwanzig Millionen Franken, die der Schweizer Film zusätzlich bekommen würde. «Ich kann mich nicht erinnern, wann wir eine eidgenössische Abstimmung geführt haben, bei der es um so wenig Geld ging», schreibt er in einem Beitrag der CH-Media-Blätter. Doch Leute, die finanziell nicht ganz so potent sind wie der Ständevertreter, wissen: Auch Kleinvieh macht Mist. *(odm)*

Liz Truss, Scharfmacherin, bringt die Nato nun auch gegen China in Stellung. Pekings Aufstieg zur Weltmacht könne gestoppt werden, wetterte die britische Aussenministerin. Der Nordatlantikpakt müsse nur in Asien Flagge zeigen und Taiwan stärken. Beobachter waren über die Kriegsrhetorik nicht überrascht. Truss hat den Übernamen «menschliche Handgranate». *(ky.)*

Annalena Baerbock, Schnellsprecherin, stehen wortkarge Zeiten bevor – zumindest am häuslichen Herd. Ihr Ehemann **Daniel Holefleisch** wird als Lobbyist das von seiner Frau geführte deutsche Aussenministerium beraten, darf aber laut Vertrag nicht die Ministerin ansprechen. Gut, nicht in ihrem Büro. Aber im Ehebett? *(ky.)*

Carola Rackete erteilt Abstimmungshilfe

Carola Rackete brachte 2019 als Kapitänin der «Sea-Watch 3» 53 libysche Flüchtlinge ohne Anlegegenehmigung zur italienischen Insel Lampedusa. Seither geniesst sie in ihren Kreisen Heldenstatus.

Weil man aber nicht jeden Tag Gelegenheit erhält, Menschen aus dem Meer zu retten, muss sie sich nun anderweitig beschäftigen. Dafür hat die «Seenotrettungsaktivistin» das Schiff gegen vier Räder getauscht.

Mit ihrem bunt bemalten «No Frontex»-Bus fährt sie quer durch die Schweiz, um die Stimmbürger zu einem Nein zur Frontex-Vorlage zu bewegen, über die wir am 15. Mai abstimmen. Eine verdankenswerte Initiative politischer Entwicklungshilfe der Frau aus Deutschland für uns ahnungslose Schweizer.

Frontex, die Europäische Agentur für die Grenz- und Küstenwache, ist nicht im Sinn der Kapitänin. Sie mag keine geschützten

Heldenstatus: Kapitänin Rackete

Grenzen. Am Dienstagvormittag wollte sie die Passanten in der St. Galler Innenstadt darüber informieren, wie furchtbar diese sind.

Racketes Bus stand allerdings auf einem ganz anderen Platz als angekündigt. Es ist zu hoffen, dass die Kapitänin zu Wasser sicherer navigiert als in der Fussgängerzone einer mittelgrossen Stadt.

Der Wissensdurst der Fussgänger hielt sich in Grenzen. Der Auflauf der Fans auch. Die Aktivisten hatten daher genug Zeit, ihre Botschaft mit Kreide auf den Boden zu malen.

Am Abend stellt sich Carola Rackete dann noch einem Podium. Das Thema: «Ein Gespräch über das europäische Grenzregime». Diskussionspartner: *WOZ*-Journalist Kaspar Surber. Spannung ist garantiert: Das klingt nach einem erbitterten Streitgespräch zweier unversöhnlicher Pole.

Stefan Millius

Bilder: Peter Schneider/Keystone, Sven Simon/imago images, Urs Flueeler/Keystone

MÖRGELI

Armee-Abschafferin will Armeeschutz

Das Bundesamt für Polizei (Fedpol) habe ihr die Mitgabe von Zivilpolizisten verweigert, schimpfte Nationalratspräsidentin Irène Kälin bei ihrer Kurzvisite in der Ukraine. Ausgebildete Einsatzkräfte für Kriegsgebiete habe nur die Armee, hatte man ihr beschieden. Ihr persönliches Hoforgan *Blick* rapportierte Kälins Reaktion so: «Sie hätte sich denn auch vorstellen können, von einer Sondereinheit der Armee begleitet zu werden – die Spezialtruppe AAD-10 hatte bereits den Schweizer Botschafter Claude Wild, 58, aus Kiew evakuiert.»

Man staunt, dass sich ausgerechnet Irène Kälin nach den starken Armen und Waffen einer Armee-Sondereinheit sehnt. Denn gleichzeitig ist die Grüne seit je eine rabiate Befürworterin der Abschaffung der Schweizer Armee. Anlässlich einer Diskussion über die Abschaffung der Wehrpflicht sagte sie wörtlich: «Es ist höchste Zeit, dass die unglaublich grosse und teure Armee abgeschafft wird.» Denn: «Die Wehrpflicht zementiert das überholte Rollenverständnis des wehrhaften Mannes und der schutzbedürftigen Frau.» Jetzt, im ukrainischen Ernstfall, gibt Kälin plötzlich die schutzbedürftige Frau, die von wehrhaften Schweizer Soldaten beschützt werden muss.

Als es um den Ersatz der veralteten Kampfjets ging, meinte Irène Kälin kürzlich: «Die Milliarden sollen stattdessen in den Klimaschutz, in die Bildung, in die Umsetzung der Gleichstellung und in die Prävention von Gewalt an Frauen und Kindern investiert werden.» Doch jetzt, bei ihrer Reise in die Ukraine, verlangte sie nach Soldaten, die ihr wertvolles 35-jähriges Berufspolitikerleben mit ihrem eigenen Leben schützen. Hätte sich ihre Politik der Armeeabschaffung durchgesetzt, stünde dafür heute kein einziger Wehrmann zur Verfügung.

Doch mittlerweile äussert Irène Kälin über Nacht plötzlich solche Sätze: «Die Armee abzuschaffen, ist sicher nicht das Thema. Es stellt sich die Frage nach der richtigen Grösse und den richtigen Mitteln.» Was in der psychiatrischen Wissenschaft Schizophrenie heisst, nennt sich in der Politik Beweglichkeit.

Christoph Mörgeli

Belastbare Beweiskette

Dürfen Hobbybilder und Laienvideos aus dem Ukraine-Krieg vor Gericht als Beweismittel verwendet werden?

Alan Dershowitz

Fotografen und Videofilmer aus aller Welt haben mehrfach Kriegsverbrechen russischer Soldaten an der ukrainischen Zivilbevölkerung dokumentiert. Nie zuvor in der Geschichte wurden so viele Fotos und Videos in Echtzeit aufgenommen und veröffentlicht.

Es stellt sich daher die Frage, ob dieses Material als Beweismittel verwendet werden könnte, wenn russische Soldaten und Politiker vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag angeklagt werden sollten.

Die Antwort ist ein eingeschränktes Ja.

Viele Medien, die diese Bilder veröffentlicht haben, wiesen zu Recht darauf hin, dass sie nicht immer die Richtigkeit oder die Authentizität der Bilder bestätigen könnten. Einige wurden von gewöhnlichen Menschen mit ihren omnipräsenten Smartphones aufgenommen, andere von professionellen Journalisten.

Basis für Verurteilungen

Damit ein Bild vor Gericht als Beweismittel zugelassen werden kann, müssen dessen Quelle, der Ort der Aufnahme, sein Kontext und seine Vollständigkeit bestätigt werden. Dies erfordert in der Regel ergänzende Live-Aussagen von Augenzeugen, um eine angemessene Grundlage für eine belastbare Beweiskette zu ermöglichen.

Befolgt man diese Regeln, wird zwar nicht das gesamte Foto- und Filmmaterial, das über die sozialen Medien verbreitet wird, vor Gericht zulässig sein, aber immerhin ein grosser Teil.

Das dürfte genügend belastbare Beweise und Indizien liefern, auf deren Basis viele schwere Straftaten beurteilt und verurteilt werden können. Es wird zudem auch Aussagen von Opfern und von Überlebenden geben, die den Kontext der Dokumentation einordnen können.

Solche Beweis-Kombinationen wurden in der Vergangenheit mit Erfolg eingesetzt. Sie bildeten zum Beispiel die Basis für Verurteilungen von Naziverbrechern in Nürnberg und in jüngerer Zeit bei Prozessen, in denen es um das ehemalige Jugoslawien ging.

Die grösste Schwierigkeit, mit der die Ankläger des Internationalen Strafgerichtshofes wahrscheinlich konfrontiert sein werden, besteht allerdings nicht im Nachweis von Kriegsverbrechen. Dazu gibt es mehr als genügend Beweise.

Es wird vielmehr darum gehen, die Täter ausfindig zu machen und ihre Anwesenheit vor Gericht sicherzustellen, wenn es zum Prozess kommt. Dokumente aus offenen Quellen können zwar beim Aufspüren der Täter helfen, sind aber keine Unterstützung, wenn sich die Angeklagten weigern, sich den Richtern zu stellen.

Alan Dershowitz ist Professor für Rechtswissenschaft an der Harvard University. Er zählt zu den bekanntesten Strafverteidigern der USA.

Cartoon: M. H. B. V./Distr. Bulls

PETER BODENMANN

AKW: Finnland steigt aus

Bunkerbrechende Raketen. Russische Hacker. Schweiz im grossen Winterstrom-Loch.

Der Vormarsch der Russen in der Ukraine kommt nicht so recht voran. Eigentlich logisch: Die USA geben pro Jahr zehnmal mehr für das Militär aus als Russland. Die EU-Länder dreimal mehr, wenn auch noch unkoordiniert.

Immer wenn Kriege vor der eigenen Haustür losbrechen, tobt vorerst der politische Furor. In Deutschland sind die Grünen neu die Kriegstreiber-Partei *number one*. In der Schweiz will die grüne Basis in die Nato. Genau wie eine knappe Mehrheit der Schweden und Finnen. Und Nationalrätin Franziska Roth von der SP ist offen für mehr Militärausgaben, obwohl kein EU-Land pro Kopf und Jahr heute mehr für das Militär ausgibt als die Schweiz.

Sollen wir uns ob des Debakels der Russen freuen? Oder wird Putin, sobald er ohne Ausweg mit dem Rücken zur Wand steht, taktische Atomwaffen einsetzen, um eine halbwegs gesichtswahrende Verhandlungslösung zu erzwingen? Oder gar Atomkraftwerke mit bunkerbrechenden Raketen knacken? Das ist leider nicht auszuschliessen. Man muss Kriege, die man führt, unterstützt oder bekämpft, immer vom Ende her denken.

Ohne Herkunft keine Zukunft. 1986 informierte der *Walliser Bote* seine Leserinnen und Leser, dass die Schweizer Armee im Gerental nahe Oberwald eine Bison-Stellung für schwere Minenwerfer baue. Alle sahen es, alle wussten es. Amerikaner und Russen konnten die Baufortschritte mit ihren Satelliten schon damals in Echtzeit aus dem Weltall mitverfolgen.

Pius Rieder ist ein Lötschentaler Fourier mit mehr als tausend Diensttagen. Der mittlerweile pensionierte damalige Chefredaktor des *Walliser Boten* wurde von Kaspar Villigers Violetten wegen Landesverrat zu 45 Tagen Gefängnis verurteilt. Der Freund von Adolf Ogi hat diesen Justizskandal bis heute nicht verdaut. Die SVP stellte während 25 Jahren die Vorsteher des VBS. Sie haben Rieder nicht rehabilitiert. Viola Amherd hat hier noch etwas gutzumachen.

Mit über vierzig Bison-Bunkern überzog die Schweizer Armee den ganzen Alpenraum mit schweren Minenwerfer-Stellungen. Jedes noch so kleine Schattenloch sollte man unter Beschuss nehmen können. Inzwischen hat die Armee ihre Bison-Stellungen zurückgebaut oder eingemottet. Warum?

In Deutschland sind die Grünen die Kriegstreiber-Partei. In der Schweiz will die grüne Basis in die Nato.

Im *Tages-Anzeiger* war zu lesen: «Parmelins Departement begründet die Verschrottung der letzten Festungskanonen mit der geänderten Bedrohungslage. Ein mechanisierter Angriff drohe nicht mehr, zudem seien die Bunker der Bisons und Minenwerfer gegen moderne Präzisionslenkwaffen sowieso nicht mehr genügend geschützt.» Heute wollen jene, welche die Bisons ausrotteten, deren Tod den Linken in die Schuhe schieben. Typisch «beste Armee der Welt».

Wenn wir Bundesrätin Sommaruga und der SVP glauben wollen, sind unsere Atomkraftwerke – im Gegensatz zu Bison-Stellungen – sicher. Schliesslich überprüfe das Eidgenössische Nuklearsicherheitsinspektorat (Ensi) laufend die Gefahrenlage. Für wie dumm werden wir da verkauft?

Christian Speicher schreibt in der *NZZ:* «Der Krieg in der Ukraine offenbart, wie verletzlich Kernkraftwerke sind. Dem hat man in der Vergangenheit viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das rächt sich nun [. . .] Einem gezielten Angriff mit bunkerbrechenden Raketen halten sie nicht stand [. . .] Erfahrungsgemäss gehen höhere Sicherheitsanforderungen mit wachsenden Kosten einher. Trotzdem muss diese Diskussion nun geführt werden. Es kann nicht sein, dass man nach den Erfahrungen in der Ukraine ein weiteres Mal zur Tagesordnung übergeht.»

Irgendwie kommt mir das bekannt vor: Schweizer Atomkraftwerke sind im Konfliktfall die Atombomben des Gegners in unserem Land. Nachrüsten kommt viel zu teuer. Was machen wir da mit unseren Rostlauben?

Die Finnen, die Vorbilder der SVP in Sachen Atomstrom, haben bereits den ersten Stecker gezogen. Das Nuklearforum Schweiz teilt mit: «Finnland: Aus für die geplante russische AES-2006-Einheit Hanhikivi-1.»

Es ist, wie es ist: Wir müssen so schnell wie möglich 25 Milliarden Winterstrom ohne Atomkraftwerke produzieren. Das geht – ob wir das schön finden oder nicht – in vernünftiger Zeit und zu vernünftigen Kosten nur mit alpinen bifazialen Freiflächenanlagen. Diese kann man übrigens nach dreissig Jahren auch wieder zurückbauen, falls dannzumal bessere Lösungen zur Verfügung stehen.

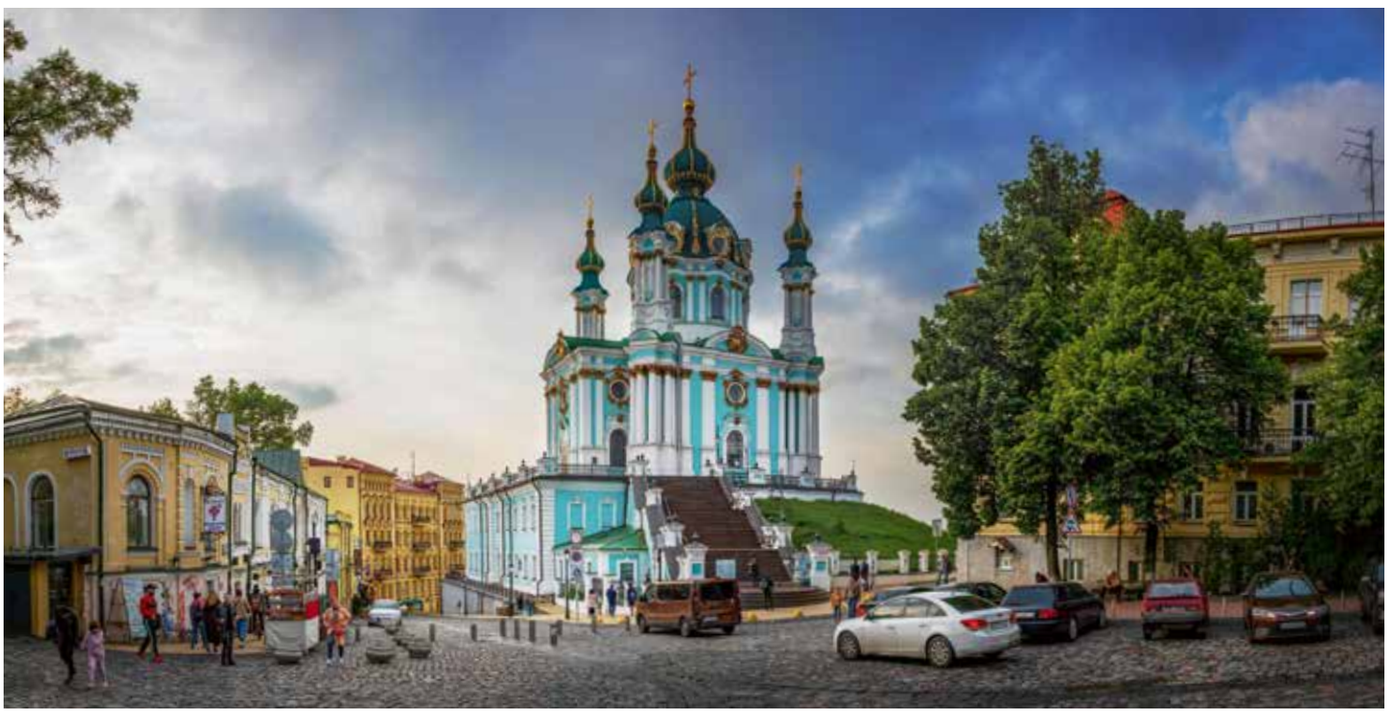
Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Illustration: Fernando Vicente

Warum die Ukraine nicht in die EU gehört

Brüssel hat Kiew jahrzehntelang einen Beitritt in Aussicht gestellt. Moskau wurde nicht eingebunden. Jetzt aber dürfen auf keinen Fall unrealistische Erwartungen geweckt werden.

Günter Verheugen



Das Fundament der EU steht auf dem Spiel: historisches Stadtviertel Podil in Kiew.

Potsdam

Eine Analyse der EU-Ukraine-Beziehungen sollte mit zwei grundsätzlichen Feststellungen beginnen. Erstens: Das europäische Integrationsprojekt bezieht sich auf den gesamten Kontinent. Im EU-Vertrag heisst es, dass jeder europäische Staat sich um die Aufnahme in die EU bewerben kann. Es ist also kein Land per se ausgeschlossen, selbst Russland nicht, obwohl die Vorstellung einer EU, die von Lissabon bis Wladiwostok reichen würde, sehr verwegen wäre. Aber gesamteuropäische Integration bedeutet nicht notwendigerweise, dass sich die EU über ganz Europa ausbreitet.

Um Distanzierung bemüht

Andere Formen der Kooperation und Partnerschaft sind möglich, wie das Beispiel des Europäischen Wirtschaftsraumes (EWR) oder der Schweiz zeigt, denn es gibt keine Verpflichtung auf Teilnahme an der EU. Aber wie dem auch sei, die Ukraine kann EU-Mitglied werden, wenn sie es will, und die dafür notwendigen Bedingungen erfüllt.

Zweitens: Die Ukraine ist der Nachbar von vier EU-Mitgliedstaaten, aber eben auch der grösste westliche Nachbar Russlands. Sie ist zudem mit Russland auf vielfältige Weise historisch, kulturell und wirtschaftlich eng verflochten. Und deshalb wurde das Land Gegenstand eines geopolitischen Tauziehens zwischen den USA und Russland.

Es geht bei dieser Politik nicht um das Wohlergehen der Menschen, sondern um die strategische Schwächung Russlands.

Die strategische Position der USA ist offenkundig. Um zu verhindern, dass Russland noch einmal zu einem machtpolitischen Rivalen aufsteigen würde, soll die Ukraine nicht zu einer wie auch immer gearteten russischen Einflusszone gehören. Es geht bei dieser Politik nicht um das Wohlergehen der Menschen der Ukraine, sondern um die strategische Schwächung Russlands.

Angesichts dieser Ausgangslage ergibt sich, dass die Gestaltung der Beziehungen zwischen der EU und der Ukraine idealerweise einer gleichzeitigen, tragfähigen Regelung des Verhältnisses zwischen der Ukraine und Russland sowie zwischen der EU und Russland bedarf. Eine Zeitlang sah es so aus, als könnte das gelingen, obwohl die EU, das sollte man nicht vergessen, lange Zeit nicht so recht wusste, wie sie mit der Ukraine und ihrem Drängen nach einer europäischen Perspektive umgehen sollte.

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts war die EU eindeutig um Distanzierung bemüht. Die Devise war, dass der Ukraine auf keinen Fall irgendwelche politischen Zusagen gemacht wer-

Bild: Olena Suvorova/Alamy

den sollten. Und tatsächlich ist es so, dass es ein klares Beitrittsversprechen der EU bis auf den heutigen Tag auch nicht gibt. Stattdessen gibt es eine schrittweise Heranführung, wie zuletzt durch die Assoziierung, ohne Definition eines endgültigen politischen Ziels.

Gegen diese schrittweise Heranführung gab es zunächst auch keinerlei russische Widerstände. Die Verhandlungen über die EU-Assoziierung der Ukraine waren bereits 2011 abgeschlossen. Die Ukraine war unter ihrem als «prorussisch» deklarierten Präsidenten damals zur Unterschrift auch bereit. Es war die EU, die damals nicht unterschreiben wollte, weil einige «Strategen» in Washington und Berlin es für angemessen hielten, mit parteipolitisch motivierten Schachzügen die politische Zukunft eines grossen europäischen Landes aufs Spiel zu setzen, siehe den Fall Tymoschenko und die Verbindung mit antirussischen Kräften.

Unbegreifliche Entweder-oder-Politik

2013 hatte sich die ökonomische und finanzielle Lage der Ukraine substanziell verschlechtert. Die EU verweigerte damals dem ukrainischen Präsidenten grosszügige makroökonomische Unterstützung, was dazu führte, dass der ukrainische Präsident zunächst die Aussetzung der Assoziierung vorschlug. Dieser Vorschlag löste die Ereignisse des Maidan aus. Auf dem Maidan versammelten sich keineswegs nur leidenschaftliche Europäer. Der Maidan wurde zum Sammelplatz der gesamten Opposition gegen Wiktor Janukowytsch, und die Kontrolle übernahm praktisch deren extrem rechter, russophober Flügel.

In der Rückschau erscheint es nicht nur als unbegreiflicher Fehler, dass die EU sich in die internen Angelegenheiten der Ukraine massiv einmischte. Zudem erschliesst sich einem vernünftigen Nachdenken auch nicht, warum die EU die Ukraine grundsätzlich vor die Wahl stellte, Freihandel mit der EU zu betreiben oder mit der von Russland etablierten Eurasischen Union.

Es gab durchaus Stimmen, die es in der EU ganz im Gegenteil für vorteilhaft hielten, wenn die Ukraine mit beiden Wirtschaftsblöcken verbunden sein und so die Brücke zu einem grossen europäischen Wirtschaftsraum bilden würde. Eine solche Lösung hätte auch zum inneren Frieden in der Ukraine beigetragen, denn durch zahlreiche Umfragen bis in die jüngste Zeit hinein wissen wir, dass die Mehrheit der Menschen in der Ukraine diese Entweder-oder-Politik ablehnte.

Zu den Unbegreiflichkeiten gehört auch, warum seit 2011 nicht mehr mit Russland über die Auswirkungen einer EU-Assoziierung der Ukraine auf Russland gesprochen wurde. Das Argument, die Verhandlungen der EU mit einem souveränen Staat gingen Dritte nichts an, ist barer Unsinn. Auch die EU betont ständig, dass sie keine Verträge zu Lasten Dritter abschliesst. Das war auch der Grund, weshalb vor der EU-Osterweiterung 2004 sehr wohl mit Russland über seine politischen und wirtschaftlichen Besorgnisse gesprochen wurde. Damals wurden tragfähige Lösungen gefunden – warum hätte das im Fall der Ukraine nicht auch gelingen sollen?

Aber das ist nun alles Schnee von gestern. Während man also mit guten Gründen argumentieren kann, dass die EU mehr hätte tun können, um die Konfrontation zu vermeiden, die jetzt im Krieg explodierte, ist es sehr schwer einzuschätzen, ob ein Beitrittsversprechen heute irgendetwas verändern würde.

Rückblickend ist es ein unbegreiflicher Fehler, dass die EU sich in die internen Angelegenheiten der Ukraine einmischte.

Die Frage eines EU-Beitritts wird sich mit grosser Dringlichkeit erst stellen, wenn es um die Nachkriegsordnung geht. Erst dann wird sich zeigen, ob und wie über den von der Ukraine gestellten Beitrittsantrag entschieden werden wird. Aber unabhängig von einem nächsten rechtsverbindlichen Schritt sollte die EU ihre bisherige Hinhaltetaktik aufgeben und nunmehr eine Strategie für den ganzen Kontinent vorlegen, in der auch die Ukraine ihren richtigen Platz findet.

Herkulesaufgabe für die Ukraine

Jetzt aber dürfen auf keinen Fall unrealistische Erwartungen geweckt werden. Ein EU-Beitritt der Ukraine zum jetzigen Zeitpunkt als rein politisches Zeichen würde die europäische Integration in ihren Grundfesten erschüttern und möglicherweise sogar zerstören. Denn auch im Fall der Ukraine darf das Fundament der EU nicht beschädigt werden, und dazu gehört nun einmal, dass es für alle EU-Staaten klare und verbindliche Regeln gibt, die sich auch in den Beitrittskriterien spiegeln.

Das heisst, dass auch im Fall der Ukraine die Beitrittskriterien gelten müssen. Sie glaubwürdig zu erfüllen, wird für die Ukraine eine Herkulesaufgabe sein, die viel Zeit und Kraft braucht und jede Menge EU-Unterstützung, die weit über das hinausgeht, was jemals für einen beitrittswilligen Staat geleistet wurde. Die Erfahrungen mit dem Assoziierungsvertrag ab 2014 zeigen, dass es vor allem die politischen Strukturen sind, die den notwendigen Transformationsprozess in der Ukraine massiv behindern. Gleichzeitig galt aber auch, dass der Konflikt mit Russland es der Ukraine erschwerte, ihr Potenzial zu entfalten.

Wie gross die Herausforderungen für die Ukraine sind, hat im Jahr 2015 eine Studie der Agency for the Modernisation of Ukraine (AMU) unter Leitung von Michael Spindelegger dargestellt. Das dort enthaltene proeuropäische Reformprogramm ist seinerzeit nicht realisiert worden. Nicht weil es inhaltlich falsch gewesen wäre, sondern weil Kräfte in der Ukraine und in Washington kein Interesse an einer Realisierung hatten. Inzwischen haben sich die Bedingungen in der Ukraine weiter dramatisch verschlechtert. Aber wenn man einen neuen Reformanlauf braucht, und das wird man, dann ist es sinnvoll, auf den Überlegungen und Erfahrungen von damals aufzubauen.

Günter Verheugen war Mitglied der Europäischen Kommission und zuständig für die EU-Erweiterung. Später beriet er die Agentur zur Modernisierung der Ukraine (AMU). Heute lehrt er als Honorarprofessor an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder. Verheugen ist deutscher Staatsangehöriger und Mitglied der SPD.

Dieser Artikel erschien zuerst im *Pragmaticus*.

Cartoon: Kai Felmy

Ich bleibe Optimist

Pessimismus ist keine Haltung, die vom Stuhl reisst und zu positiven Ergebnissen führt. Wer das Schlimmste erwartet, hat in der Regel schon aufgegeben.

Harald Martenstein

Berlin

Gegen Politiker habe ich nichts. Im Gegenteil, ich kenne einige ausgesprochen sympathische Exemplare aus dieser Gattung. Das sind Menschen, die ich für vertrauenswürdig halte. Trotzdem habe ich, was Problemlösungen angeht, kein allzu ausgeprägtes Vertrauen in «die Politik». Gab es in den letzten Jahren irgendein grösseres Problem, das in oder aus unserer Weltgegend gelöst oder wenigstens beherzt angegangen wurde? Also nicht vor sich hergeschoben, nicht an die Gremien verwiesen, nicht beschwiegen und tabuisiert, nicht kleingeredet, schöngeredet oder übersehen?

Schauen wir halt mal, die Reihenfolge ist zufällig. Die künftige Energieversorgung. Putin. Klima. Assad. Geldentwertung. Explosive Staatsverschuldung. Die Krise der EU. Migration. Verfallende Infrastruktur, in Deutschland jedenfalls. Bildungskrise, Umweltkrise … ich könnte weitermachen. Klingt das etwa nicht schrecklich? Zum ersten Mal seit Jahrzehnten glauben viele, dass es ihren Kindern und Enkeln später einmal schlechter gehen wird als ihnen. Leute, die sich «Prepper» nennen, bereiten sich auf den Zusammenbruch unserer Zivilisation vor.

Ich bin trotzdem Optimist.

Angstmacher und Heilsprediger

Pessimismus ist keine Haltung, die vom Stuhl reisst und zu positiven Ergebnissen führt. Wer das Schlimmste erwartet, hat in der Regel schon aufgegeben. Man verhält sich entweder passiv, oder aber es geht nur noch um Schadensbegrenzung wie bei den Preppern. Optimisten tun etwas. Sie denken: Es gibt Lösungen, auch wenn wir sie noch nicht gefunden haben. Also sucht man. Optimismus und Pessimismus sind, oft jedenfalls, sich selbst erfüllende Prophezeiungen.

Mein Glaube an politische Lösungen ist schwach entwickelt, nicht aber der an den wissenschaftlichen Fortschritt. Die Entdeckung des Penicillins durch Alexander Fleming zum Beispiel hat mehr Menschenleben gerettet als sämtliche Heilslehren und Ideologien der Geschichte. Marxismus und Nationalismus sind Millionen zum Opfer gefallen, Forschung hat Millionen gerettet.

In der Corona-Pandemie hatten wir schon nach einigen Monaten Impfstoffe, perfekt sind sie nicht, aber sie scheinen wirksam genug zu sein, um die Pandemie einigermassen in den Griff zu bekommen. Auch bei Corona waren natürlich sofort Ideologen, Angstmacher und Heilsprediger aller Art am Start. Eine gescheiterte Lieblingsidee hiess «No Covid», der totale Sieg über das Virus durch radikale Lockdowns mit unübersehbaren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Nebenwirkungen.

Die Vernunft ist eine starke Kraft. Sie hat den mächtigen Aberglauben besiegt.

Nicht alle Politiker sind Ideologen. Aber alle stecken sie in Abhängigkeiten, die wenig mit den Problemen zu tun haben, auf deren Lösung wir warten. Da ist die Partei mit ihren Gremien, da sind die Rivalen, natürlich die Wähler, die man nicht gegen sich aufbringen darf, da sind auch die mächtigen Lobbys. Das gehört zur Demokratie, ich verteufele es nicht, ich habe keine Sehnsucht nach einem Diktator.

Auch die Wissenschaft ist nicht völlig unabhängig von Einflüssen, aber doch unabhängiger. Was den Stopp des Klimawandels und die Suche nach neuen Energiequellen betrifft, bin ich optimistisch, solange daran frei geforscht werden darf. Dass sich jemals alle wichtigen Staaten auf ein wirksames Klimaprogramm einigen und es sogar einhalten werden, ist unwahrscheinlich.

Die Vernunft ist eine starke Kraft. Auch das kann uns optimistisch machen. Die Vernunft hat den mächtigen Aberglauben besiegt. Die wichtigste Idee der Aufklärung hiess: Behandele andere stets so, wie du selbst behandelt werden willst. Sie appelliert an die Vernunft und an den Eigennutz.

Diese Idee hat die Menschenrechte hervorgebracht, sie war stärker als Tyrannei und Sklaverei. Vieles von dem, was wir heute sehen, ist so offenkundig unvernünftig, dass es keinen Bestand haben wird. Die Grenzen der Meinungsfreiheit zum Beispiel müssen Gesetze bestimmen und kein wütender Mob. Die Idee der Freiheit ist vernünftig, weil sie im Interesse aller liegt.

Eine verrückte Idee?

Wer hat innerhalb weniger Jahre Menschen auf den Mond gebracht? Eine verrückte Idee, dachten anfangs die Pessimisten. Nicht der amerikanische Präsident hat das geschafft. Ingenieure waren es.

Wir leben zwar trotz allem in Europa immer noch besser und werden im Durchschnitt älter als jemals eine Generation vor uns. Auch anderswo sieht es gar nicht so schlecht aus. Der Historiker Yuval Harari hat ausgerechnet, dass die statistische Gefahr, an Hunger oder im Krieg zu sterben, niemals in der Geschichte für einen Menschen so gering war wie heute. Das war vor dem Ukraine-Krieg; wohin der führt, weiss natürlich noch niemand.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Neu von ihm erschienen: Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff. C. Bertelsmann. 224 S., Fr. 27.90.

Cartoon: Kai Felmy

In der Ukraine unerwünscht

Seit Wochen bemüht sich Dunja Mijatovic vergeblich, das ukrainische Kriegsgebiet zu besuchen. Dabei ist die Bosnierin Verantwortliche des Europarats für Menschenrechte.

Christoph Mörgeli

Sie tönte bitter, und es war auch so gemeint. Vor dem Europarat in Strassburg beschwerte sich Dunja Mijatovic, dass ihr eine Reise in die kriegsversehrte Ukraine seit dem russischen Angriff von den dortigen Behörden verweigert werde. Sie wolle ganz ehrlich sein, meinte die Menschenrechtskommissarin vor der Parlamentarischen Versammlung: «Ich habe die letzten drei Wochen versucht, in die Ukraine zu reisen. Ich bin in Kontakt mit den ukrainischen Behörden auf höchster Ebene, ebenso mit der ukrainischen Delegation [des Europarats]. Ich wollte nach Kiew gehen, ich wollte nach Lwiw gehen, es ist immer noch nicht möglich.» Sie könne daran nichts ändern, meinte Mijatovic gefasst, aber genervt, sie sei jederzeit reisebereit. «Natürlich möchte ich nach Butscha und nach Borodjanka und dort die Verteidiger treffen, was – wie ich denke – extrem wichtig ist. Hoffentlich kann das sehr bald stattfinden.»

Im Klartext brachte Dunja Mijatovic zum Ausdruck, dass der ukrainische Staat als Mitglied des Europarats die eigene Menschenrechtskommissarin nicht ins Land lässt. Das erstaunt umso mehr, als Präsident Wolodymyr Selenskyj und die Regierung der Ukraine immer wieder russische Kriegsgräuel anprangern und eigentlich jedes Interesse haben müssten, dass diese aufgeklärt werden. Der Kernauftrag des Europarats besteht ja gerade in der Überwachung der Menschenrechte und der entsprechenden Konventionen.

«Ich wollte nach Kiew gehen, ich wollte nach Lwiw gehen, es ist immer noch nicht möglich»: Menschenrechtsexpertin Mijatovic.

Kriegserfahrungen in Sarajewo

Während zahlreiche Staatsmänner und sogar die Schweizer Nationalratspräsidentin relativ problemlos zu einer offiziellen Einladung in die Ukraine kommen, wird Menschenrechtskommissarin Mijatovic die Einreise verweigert. Dabei ist sie nicht irgendwer. Die Bosnierin aus Sarajevo, die seit vier Jahren in dieser wichtigen Funktion des Europarats amtet, gilt als hochqualifizierte, anerkannte Spezialistin in Menschen- und Medienrechtsfragen.

Die energische Mijatovic ist eine erfahrene Funktionärin, die sich weder auf der Nase herumtanzen noch von irgendeiner Seite instrumentalisieren lässt. Sie hat während des Balkankriegs der neunziger Jahre in Sarajevo miterlebt, was Krieg bedeutet und was er aus den Menschen macht. Die heute 57-Jährige

Zahlreiche Staatsmänner kamen problemlos zu einer offiziellen Einladung in die Ukraine.

absolvierte ein Studium in Kommunikationswissenschaften in Bologna, London und Sarajevo und wurde 2001 Rundfunkdirektorin der Kommunikationsregulierungsagentur von Bosnien-Herzegowina. 2010 wechselte sie zur Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), wo sie Beauftragte für Medienfreiheit wurde.

Der Europarat wurde 1949 aus der Taufe gehoben, um die Menschenrechte und Grundfreiheiten auf unserem Erdteil zu schützen. Zu diesem Zweck verabschiedete die Institution 1950 in Rom die Europäische Konvention zum Schutze der Menschenrechte (EMRK). Dazu gehören das Recht auf Leben, das Folterverbot sowie das Recht auf Freiheit, Sicherheit und faire Verfahren. Es dürfen keine Strafen ohne gesetzliche Grundlagen ausgesprochen werden, das Privat- und Familienleben ist ebenso zu beachten wie die Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit, die Meinungsäusserungsfreiheit, die Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit, das Recht auf wirksame Beschwerde und überhaupt das Diskriminierungsverbot. Angesichts dieser hehren Ziele trat auch die Schweiz nach vorgängigen neutralitätspolitischen Bedenken 1963 dem Europarat bei. Die Ukraine wurde 1995 Mitglied und stellt zwölf Vertreter in der Parlamentarischen Versammlung.

Unhaltbare Vorwürfe

Aus Kreisen der Ukraine wurde Kritik laut, der Europarat habe sich beim russischen Angriff im Donbass von 2014 in Sachen Menschenrechte nicht genügend engagiert. Dieser Vorwurf ist nicht ganz aus der Luft gegriffen, doch trifft er mit Dunja Mijatovic die Falsche. Sie ist erst seit Januar 2018 Menschenrechtskommissarin. Möglicherweise misstrauen die Ukrainer ihrer Herkunft als Serbin, indem sie Mijatovic eine ungebührliche Nähe zu Russland unterstellen. Solche Vorwürfe sind für andere Parlamentarier des Europarats unhaltbar, gilt sie doch in Menschenrechtsfragen als unbestechlich.

Psychiater gegen Herzprobleme

Wer über Nebenwirkungen der Covid-Impfung klagt, gilt schnell als eingebildeter Kranker. Dabei sind gravierende Impfschäden inzwischen gut dokumentiert.

Stefan Millius

Na, herzlichen Dank an alle Ungeimpften. Dank euch droht der nächste Winter im Lockdown. Alle Impfverweigerer müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, an der derzeitigen Situation mitschuldig zu sein.»

Mit diesen Worten erlangte Sarah Frühauf, Berlin-Korrespondentin der ARD, in einem TV-Kommentar am 19. November 2021 Berühmtheit. Ihre verbale Ohrfeige gegen Ungeimpfte ging viral. Dabei hatte Frühauf nur in ungewohnt deutlicher Weise das gesagt, was die öffentlich-rechtlichen Sender in Deutschland immer vertraten: Die Impfung sei richtig, wichtig und sicher, und wer sich ihr verweigere, handle unsolidarisch.

Impfschäden ausgeschlossen.

Herzschmerzen, Schwindel, Schwäche

Es war ausgerechnet wieder die ARD, die vor wenigen Tagen in einer Dokumentation thematisierte, dass schwere Nebenwirkungen der Impfung häufiger sein könnten als bislang angenommen – und dass sie oft nicht ernst genommen würden. Viele Ärzte ignorieren mögliche Impfschäden und tun sie ohne nähere Untersuchung als psychosomatische Probleme ab. Munter werden die körperlichen Symptome beispielsweise auf ein Burnout zurückgeführt und Antidepressiva verschrieben.

Vorgestellt wurden in der ARD-Sendung zwei Krankheitsgeschichten. Ein 26-jähriger, zuvor kerngesunder Student hatte nach der Impfung starke Beschwerden wie Kopf- und Herzschmerzen, Schwindel, Schwäche und Atemnot. Mehrere Ärzte stritten einen Zusammenhang mit der Impfung als nicht möglich ab. Sie führten oberflächliche Standarduntersuchungen durch, fanden nichts und empfahlen dem jungen Mann eine Psychotherapie. Nach neun Monaten entdeckte ein anderer Arzt eine Herzmuskelentzündung. Weil diese so lange verschleppt worden war, wurden mehrere Blutwäschen nötig. Die Kosten von 12 000 Euro musste der Patient selbst tragen.

Eine fünfzehnjährige Schülerin, auch sie ohne medizinische Vorgeschichte, hatte dieselben Symptome. Bei ihr kamen Krampfanfälle dazu, die sich zu einer Spastik entwickelten. Auch der jungen Frau wurde von mehreren Ärzten erklärt, so etwas wie schwerwiegende Schäden nach der Corona-Impfung gebe es nicht. Der richtige Ort für sie sei deshalb eine psychosomatische Klinik. Die Mutter, die den Eindruck hatte, für «verrückt» gehalten zu werden, bestand auf weiteren Untersuchungen. Der Befund auch hier: Herzmuskelentzündung. Die junge Frau ist bis heute auf den Rollstuhl angewiesen.

Dass Impfschäden ausgeschlossen oder als Einzelfall abgetan werden, ist kein «deutsches» Problem. Auch in der Schweiz machen Betroffene diese Erfahrung.

Zum Beispiel Johanna Soyer, 45, aus Ebmatingen. Die Schulleiterin und ehemalige Schulpflegerin war nie eine Gegnerin der Corona-Massnahmen und war vor gut einem Jahr auch bereit, sich impfen zu lassen. Sie entschied sich gegen ein Impfzentrum und für ihren Hausarzt, weil dieser ihre medizinische Vorgeschichte kannte. Den Impftermin legte sie auf den 28. April 2021, bewusst in die erste Ferienwoche, falls Nebenwirkungen auftreten sollten.

Nacht auf der Intensivstation

Diese liessen nicht lange auf sich warten. Sieben Minuten nach dem Einstich erlitt Soyer einen anaphylaktischen Schock – eine allergische Reaktion – dritten Grades und war dem

Illustration: Fatinha Ramos

Tod nahe. Eine Ambulanz brachte sie ins Spital. Sie verbrachte die Nacht auf der Intensivstation und wurde danach auf die normale Abteilung verlegt. Am 30. April 2021 konnte sie nach Hause gehen.

Doch danach war nichts mehr wie früher. Zunächst trat Fatigue ein, eine dauernde, spontane Müdigkeit. «Ich bin im Sitzen mitten in einem Gespräch eingeschlafen und konnte mich nicht mehr konzentrieren.» Die Schulleiterin wurde krankgeschrieben, wollte aber aus freien Stücken 20 Prozent berufstätig bleiben. Im Nachhinein wohl eine Fehleinschätzung: Soyer schaffte keine zehn Minuten am Computer, ihr Kurzzeitgedächtnis versagte, das Atmen fiel ihr schwer.

«Etwas, das man nicht haben darf»

In den nächsten Monaten versuchte sie, die einzelnen Symptome mit verschiedenen Methoden zu besiegen, meist vergeblich. Was sie aber am meisten belastete: Wie allein sie sich dabei fühlte. Ihr Eindruck war: «Ich hatte etwas, das man nicht haben darf: Probleme nach der Impfung.» In der Gesellschaft habe sie kein Verständnis erfahren, denn die Medien priesen die Impfung als risikolosen Heilsbringer an.

Im Herbst 2021 interessierte sich ein Journalist für Johanna Soyers Leidensweg und führte ein Interview, das dann aber nicht publiziert wurde. Die Begründung: Impfgegner könnten ihre Geschichte für die eigene Botschaft missbrauchen. «Niemand wollte hören, dass es auch schiefgehen kann», sagt Soyer, «neben der Gesundheit verliert man so auch die Würde.» Immer wieder bekam sie von Ärzten zu hören, es handle sich bei ihr um einen bedauerlichen Einzelfall. Deshalb habe sie phasenweise an sich selbst gezweifelt: Es musste ihre eigene Schuld sein, dass sie nicht gesund wurde.

5165 schwerwiegende Fälle

Als schlimmstes Erlebnis bezeichnet die 45-Jährige ihren Besuch im Universitätsspital Zürich. Dort wurde ein Hauttest durchgeführt, um Allergien als Ursache abzuklären. Der Befund war negativ. Man habe ihr geraten, sie solle nun die zweite Impfung machen, dieses Mal aber sicherheitshalber direkt auf der Intensivstation. «Ich habe geantwortet: Nein danke, ich lebe gern.»

Inzwischen hat sich Johanna Soyer entschieden, rechtliche Schritte einzuleiten, weil ihre medizinische Situation zum Zeitpunkt der Impfung bekannt war.

Per März 2022 verzeichnete Swissmedic, die Zulassungs- und Aufsichtsbehörde für Arzneimittel und Medizinprodukte, 13 388 Verdachtsfälle von «unerwünschten Wirkungen der Covid-19-Impfungen» in der Schweiz. Über 60 Prozent beurteilte die Behörde als «nicht schwerwiegend», die anderen – 5165 Fälle – als «schwerwiegend».

In beiden Kategorien klagten die meisten Betroffenen über Fieber, Kopfschmerzen, Müdigkeit oder Schwindelgefühl. «Sehr selten» sei von der Entzündung des Herzmuskels oder des Herzbeutels berichtet worden, so Swissmedic. Angesichts der verbreiteten Praxis der Ärzte, Herzprobleme auszuschliessen und gar nicht erst danach zu suchen, ist das allerdings auch kein Wunder.

209 der schwerwiegenden Fälle in der Schweiz endeten mit dem Tod. Was laut Swissmedic aber nicht an der Impfung liege, wie auf der Website festgehalten wird: «Bei der vertieften Analyse dieser Fälle gab es auf Basis der jeweils vorliegenden Daten trotz einer zeitlichen Assoziation andere wahrscheinlichere Ursachen, die das Ereignis erklären können.» Sprich: Stirbt jemand kurz nach der Impfung,

Swissmedic bemüht sich nach Kräften, die Impfung nicht in Verruf kommen zu lassen.

liegt das an den Vorerkrankungen. Das erinnert an die Debatte über die Frage: «Mit oder an Corona verstorben?» Dort sah die offizielle Darstellung allerdings genau umgekehrt aus: Unbesehen davon, worunter ein Patient sonst noch gelitten hatte, wurde stets das Virus als Todesursache definiert.

Schadenersatzklagen gegen den Bund

Swissmedic bemüht sich auch sonst nach Kräften, die Impfung nicht in Verruf kommen zu lassen. Die Behörde hält fest, die eingegangenen Meldungen würden «das positive Nutzen-Risiko-Profil der in der Schweiz verwendeten Covid-19-Impfstoffe» nicht verändern. Impfbeschwerden oder -schäden wiegen demnach weniger schwer als die Schutzwirkung für die Gesellschaft.

Auch das steht im Gegensatz zum Umgang mit Corona-Erkrankungen. Wer die Massnahmen des Bundes kritisierte, weil sie soziale, gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen hatten, musste sich anhören, er sei respektlos gegenüber den Opfern des Virus. Denn jeder Tote sei einer zu viel. Bei Impfgeschädigten hingegen zählt plötzlich das grosse Ganze mehr als der «Einzelfall».

Im Januar 2022 verklagten hundert Personen den Bund aufgrund von Impffolgen auf Schadenersatz. Bislang wurde auf keines der Gesuche eingegangen. Sie scheiterten alle an «formalen Kriterien» wie beispielsweise an fehlenden Angaben eines Arztes. Um diese liefern zu können, müssen Betroffene allerdings zunächst einen Mediziner finden, der Impfschäden nicht generell ausschliesst – und sie nicht an einen Psychiater verweist.

INSIDE WASHINGTON

Joe Bidens «Big Brother»

Präsident Joe Biden hat ein «Disinformation Governance Board» (DGB) geschaffen. Die Desinformationskontrollbehörde im Department of Homeland Security soll im Internet geäusserte mögliche Bedrohungen der nationalen Sicherheit identifizieren und überwachen – kommunizieren kann sie nicht. Letzten Sonntag räumte Homeland-Security-Chef Alejandro Mayorkas CNN gegenüber ein: «Wir hätten besser kommunizieren können, was das DGB tut und nicht tut.» Das *Wall Street Journal* bemerkt, dass sich DGB «nur durch einen Buchstaben von KGB» unterscheide.

Die Republikaner haben die Behörde schon bald mit Orwells «Wahrheitsministerium» verglichen. Sie sagen, die heftigen Bemühungen der Demokratischen Partei und ihrer Verbündeten in den Medien, während des Präsidentschaftswahlkampfs 2020 die Geschichte von Hunter Bidens Laptop zu begraben, seien selbst ein Musterbeispiel von Desinformation. Und nun ist ausgerechnet Nina Jankowicz, die bei diesem Unternehmen federführend war, in einer unglaublichen Wendung zur Leiterin der Desinformationskontrollbehörde bestimmt worden. Das ist etwa so, als würde man den Brandstifter der Stadt zum Chef der Feuerwehr machen.

Mayorkas besteht darauf, dass die Behörde nur böswillige ausländische Akteure überwache und «weder die Autorität noch die Fähigkeit» habe, «selbst einzugreifen». Jonathan Turley, Jura-Professor an der George Washington University, hat Biden bereits als den Präsidenten kritisiert, der so gegen die freie Meinungsäusserung sei wie vor ihm nur John Adams (1735–1826), der Bestrebungen unterstützt hatte, die Rede- und Pressefreiheit der amerikanischen Bürger zu unterminieren. Den überforderten Biden dürfte dieser Vergleich gefreut haben.

Amy Holmes

Illustration: Lev Kaplan

Der Ukraine-Krieg ist nicht unser Krieg

Europa war schon zweimal Austragungsort von Weltkriegen. Das ist genug. Wir müssen deutlich machen, dass wir unbedingt einen Waffenstillstand wollen.

Hans-Georg Maassen

Oskar Lafontaine schrieb in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* einen Beitrag mit dem Titel «Amerika treibt Europa in einen Atomkrieg». Ich teilte diesen Beitrag auf Twitter und schrieb dazu: «Ich hätte nie gedacht, dass ich Oskar Lafontaine einmal recht geben muss.» Auf diesen Tweet erhielt ich viel Zustimmung, aber auch Kritik aus den eigenen Reihen der CDU und von Journalisten, die nicht verstanden, dass ein Konservativer und ein Linker einmal einer Ansicht sein können.

Der Ukraine-Krieg ist nicht unser Krieg. Es geht nicht um Freiheit, Menschenrechte und Demokratie. Jedenfalls steht das Selenskyj-Regime, das zu den korruptesten überhaupt zählt, nicht für diese Werte. Wie so oft bei Kriegen, in denen der Westen eine Rolle spielt, werden diese Werte vorgeschoben und sollen der «guten» Seite ein höheres Mass an moralischer Legitimation geben. Auch geht es nicht um eine russische Bedrohung der EU-Staaten. In diesem Krieg geht es nicht um einen Kampf zwischen Gut und Böse, sondern es geht um politische und wirtschaftliche Interessen.

Infantiler Pazifismus der Grünen

Niemand hatte mir bislang vorgeworfen, ein Pazifist, ein Appeasement-Politiker oder ein «Russland-Versteher» zu sein. Als der sowjetische Parteichef Breschnew 1981 Bonn besuchte, ging ich als Jugendlicher auf die Strasse und protestierte gegen die Sowjetunion und ihren Imperialismus. Natürlich war ich für den Nato-Doppelbeschluss und für eine starke Bundeswehr. Den infantilen Pazifismus der Grünen und Roten empfand ich als gefährlich. Nun scheint es, dass ich in Sicherheitsfragen von eben diesen Leuten rechts überholt werde, denn sie setzen sich massiv für Aufrüstung und eine militärische Unterstützung der Ukraine ein. Das sind die Leute, die noch vor ein paar Monaten jeden als Kriegstreiber diffamierten, der eine bessere Ausstattung der Bundeswehr forderte. Bürgerliche Medien feiern diese politische Kehrtwende von Grün und Rot, weil sie angeblich in der Realität angekommen seien. Das ist falsch. Sie sind nicht in der Realität angekommen, sie sind nur extrem. Sie kennen kein Augenmass, keine Mitte und schwanken von einem Extrem zum anderen. Diese Politiker lassen sich nicht von unseren nationalen Interessen, die sie vielleicht noch nicht einmal kennen, sondern von Emotionen und politischen Stimmungen leiten.

Emotionen und Stimmungen werden in diesem Krieg von PR-Experten produziert, die wissen, wie Kriegspropaganda funktioniert. Der Propagandakrieg ist dem Krieg auf dem Schlachtfeld vorgelagert und von PR-Experten aus den USA und Grossbritannien, die das Selenskyj-Regime beraten, dominiert. Russland hat auf diesem Schlachtfeld nichts zu melden. Putin ist demnach ein Teufel und Russland

Es droht eine Eskalationsspirale, bei der wir Europäer und vor allem wir Deutschen nur verlieren werden.

das Reich des Bösen, während Selenskyj und die Ukraine die Guten sind. Es gibt Interessen, den Krieg mit aller Härte zu führen und einen Systemwechsel in Russland zu erreichen. Ehemalige hochrangige US-Militärs wie Douglas Macgregor und Richard Black haben das offen angesprochen. Der Westen würde mit dem Feuer spielen, wobei das europäische Haus und nicht das amerikanische dabei abbrennen kann.

Wir kennen diese Kriegspropaganda bereits seit vielen Jahren. Der Kriegsgegner wird dämonisiert, und ihm werden die furchtbarsten Menschenrechtsverletzungen zugeschrieben. Die «Brutkastenlüge» im Irakkrieg 1990 und die frei erfundenen Chemiewaffenlabore des Saddam Hussein im Irakkrieg 2003 waren derartige Lügen, um die öffentliche Meinung zu manipulieren. Die Techniken, die diese Propagandisten anwenden, wiederholen sich von Krieg zu Krieg, wie wenn das gleiche Stück mit unterschiedlichen Schauspielern aufgeführt wird.

Waffenlieferungen und Sanktionen

Die Folgen der Propaganda haben diesmal allerdings nicht die Afghanen, Iraker, Libyer oder Syrer mit ihrem Leben zu bezahlen. Diesmal geht die Propaganda uns selbst an. Wir sollten daher die Berichte aus den Kriegsgebieten mit spitzen Fingern anfassen. Vor allem ist es notwendig, dass sich die politisch Verantwortlichen nicht durch solche Berichte emotionalisieren lassen, sondern nüchtern mit Verstand im Sinne unserer Interessen Entscheidungen treffen.

Durch die Waffenlieferungen und Sanktionen sind wir bereits schleichend in einen Krieg hineingezogen worden. Natürlich kann man den Standpunkt vertreten, dass Waffenlieferungen völkerrechtlich nicht dazu führen, dass wir Kriegspartei sind. Aber viele Völkerrechtler und die russische Regierung sehen es anders. Es droht eine Eskalationsspirale, bei der wir Europäer und vor allem wir Deutschen nur verlieren werden. Falls Importsanktionen für russisches Öl und Gas verhängt werden, werden Deutschland und Europa massiv geschädigt. Wir können nicht ausschliessen, dass dies zu einer weiteren Eskalation führt. Ein heisser Krieg auch unter Verwendung von Nuklearwaffen war seit der Kubakrise niemals so nahe wie heute. Dabei müssen die Deutschen sich darüber im Klaren sein, dass Deutschland mit über hundert amerikanischen Standorten der grösste amerikanische «Flugzeugträger» ist, der bei einem grossen Konflikt eine zentrale Rolle spielen wird.

Wir Europäer und besonders wir Deutschen waren schon zweimal Austragungsort von Weltkriegen. Das ist genug für den Kontinent. Deswegen müssen wir gegenüber der Ukraine deutlich machen, dass sie nicht Carte blanche hat, sondern dass wir unbedingt einen Waffenstillstand wollen.

Cartoon: Kai Felmy

KURT W. ZIMMERMANN

Liebesromanze aus der Medienwelt

Das Medienhaus Ringier und die grüne Nationalrätin Irène Kälin. Eine intime Liebesgeschichte.

Die Leser der *Schweizer Illustrierten* erfuhren es als Erste. «Werner De Schepper zeigt seine neue Partnerin, die Grünen-Vizepräsidentin Irène Kälin», beobachtete das Blatt.

Das war 2013, an einer Party im Berner Hotel «Bellevue Palace». Werner De Schepper, damals 48, war als ehemaliger *Blick*-Chefredaktor einer der bekanntesten Journalisten der Schweiz. Irène Kälin, damals 26, war eine kaum bekannte Grossrätin aus dem Kanton Aargau.

De Schepper verliess für Kälin seine Frau und seine zwei Kinder. Damit begann die intimste Liaison zwischen Medien und Politik, die es in der Schweiz jemals gab. Es fielen die letzten Schranken der Schamlosigkeit, die zuvor zwischen Journalisten und Politikern noch gegolten hatten.

2015 wurde Werner De Schepper Chefredaktor von Ringiers *Schweizer Illustrierten (SI)*. Seine neue Partnerin, Irène Kälin, die zuvor noch nie in der *SI* aufgetaucht war, wurde nun zum regelmässigen Bestandteil des Blatts. «FDP-Ständerätin Christine Egerszegi mit Grossrätin Irène Kälin», sah man nun im Bild. «Grünen-Grossrätin Irène Kälin mit SP-Nationalrat Cédric Wermuth», sah man nun im Bild. Und noch ein Foto: «SI-Chef Werner De Schepper mit Partnerin Irène Kälin».

Dann präsentierte die *SI* unter dem Titel «100 frische Köpfe» eine Auswahl an Schweizern der Zukunft. Natürlich war Kälin, inzwischen Unia-Gewerkschaftssekretärin, bei den Auserwählten. «Sie hat keine Angst vor schweren Themen», schwärmte das Blatt.

Die Promotion half wenig. Bei den Wahlen von 2015 kandidierte Kälin sowohl für den National- wie den Ständerat, fiel aber zweimal durch.

Die Chance für Kälin kam eineinhalb Jahre später. Der grüne Aargauer Nationalrat Jonas Fricker sagte im Parlament, die Transporte von Schweinen zum Schlachthof erinnerten ihn an Konzentrationslager. Fricker entschuldigte sich sofort für die Wortwahl.

Dennoch starteten die Ringier-Medien nun eine tagelange Kampagne gegen Fricker. «Auschwitz-Skandal im Bundeshaus» tobte der *Blick*. Und: «Er vergleicht Juden mit Schweinen.» Fricker musste zurücktreten.

Es fielen die letzten Schranken der Schamlosigkeit im Verhältnis von Journalisten und Politikern.

De Schepper konnte sich für die Schützenhilfe der Ringier-Kollegen bedanken. Durch den Rücktritt Frickers rückte sein Schatz als Ersatz in den Nationalrat nach.

Nun war bei der Selbstdarstellung des publizistisch-politischen Paars kein Halten mehr. Wieder erfuhren es die Leser der *Schweizer Illustrierten* als Erste. Nationalrätin Irène Kälin war schwanger. In seinem Editorial machte Vater De Schepper «ein heranwachsendes Lebensgeschenk in ihrem Bauch» publik.

Jetzt jagten sich die Auftritte. Kälin posierte für die Illustrierte mit Babybauch im Bundeshaus. Dann vermeldete das Blatt die Geburt des Sohnes als «Kindersegen unter der Bundeshauskuppel». Dann kam der «Erfahrungsbericht von Werner De Schepper zum Vaterschaftsurlaub». Dann nahm sie, begleitet von De Schepper, das vier Monate alte Baby an die Herbstsession mit. Zuletzt schleppte Kälin das Kind für ein *SI*-Fotoshooting («Der Luusbueb und die höchste Schweizerin») in den Nationalratssaal. Denn sie war für 2022 Nationalratspräsidentin geworden.

Doch der grösste Auftritt kam erst noch. Letzte Woche besuchte Kälin die Ukraine. *Blick* und Blick TV machten daraus eine durchinszenierte Reality-Show. Kälin auf dem Flughafen, Kälin im Bundesrats-Jet, Kälin im Nachtzug, Kälin beim H*andshake* mit Selenskyj, Kälin im zerstörten Hostomel, Kälin im ukrainischen Parlament, Kälin atemlos zurück in der Heimat. Die *Schweizer Illustrierte,* wo De Schepper inzwischen vom Chefredaktor zum Autor zurückgestuft worden war, legte mit einer Bildstrecke zur «Reise der Hoffnung» nach.

Politikerin Kälin füllte den Showblock mit eigenwilligem Wortgeklingel. Erst hatte sie «ein mulmiges Gefühl». Dann fiel ihr als Einziger auf: «Es ist schön, dass der Wiederaufbau in der Ukraine stattfindet.» Und mit Selenskyj, so wusste sie, «würde ich ein Bier trinken».

Das war für die anderen Medien dann doch zu viel an Ego-Shooting. «Eine Ukraine-Reise ist kein Skirennen», meinte die *NZZ*. «Ein diplomatischer Ausflug als Fotoroman», befand der *Tages-Anzeiger*.

Das wiederum brachte *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer in Rage. Die Kritik an den hauseigenen Kälin-Festspielen sei «kleinkariert, miesepetrig, provinziell».

Kurzum, die Liebesromanze geht weiter.

Joe Bidens Family Office

Der US-Präsident hat aus der Politik ein Business für seinen Clan gemacht. Die Enthüllungen um seinen Sohn Hunter bringen ihn nun immer weiter in Bedrängnis.

Urs Gehriger

Die Indizien häufen sich, die Fragen werden hartnäckiger. Derweil verbarrikadiert sich US-Präsident Joe Biden hinter seinem Pressecorps. «No comment», mauerte seine Sprecherin nach den neusten Enthüllungen, laut denen der engste Business-Partner von Joe Bidens Sohn Hunter mindestens 27 Mal Audienz im Weissen Haus erhalten hatte. Eisern betet man Joe Bidens altes Mantra vor: «Ich habe nie mit meinem Sohn über seine Geschäfte im Ausland gesprochen.» Und angeblich auch nicht mit dessen Geschäftspartnern.

Mit jedem neuen Indiz, welches das Gegenteil nahelegt, bröckelt Joe Bidens Glaubwürdigkeit. Die Hunter-Laptop-Story ist zu einer Joe-Biden-Story geworden. Dokumente aus dem Laptop zeigen: Bei Hunter Bidens Geschäftsmodell geht es um ein System der Einflussnahme, das Joe Biden seit den ersten Tagen seiner Amtszeit als Senator vor vier Jahrzehnten betrieb. Und das während seiner Amtszeit als US-Vizepräsident (2009 bis 2017) internationalisiert wurde.

Präsident Obama hatte seinem Vize Joe Biden die Verantwortung in wichtigen Teilen der Welt übertragen, namentlich in China, Russland und der Ukraine. Es waren jene Länder, in welchen Joe Bidens Familie das meiste Geld einnahm. Es geht um eine Summe von mehreren Dutzend Millionen Dollar.

Trio aus der Demokraten-Aristokratie

Um zu verstehen, wie Gewinne in dieser Grössenordnung möglich waren, muss man das Geschäftsmodell Biden genauer betrachten. Hunter war bloss der Köder. Vater Joe Biden war der «big catch», der grosse Fang. Köder und Beute allein reichen freilich nicht aus, um solvente Interessenten anzulocken. Zum Fischen braucht es Fischer, Rute und Ausrüstung.

Hunter Bidens zentrales Fischereiunternehmen, um bei der Analogie zu bleiben, war die Investmentfonds-Firma Rosemont Seneca Partners mit Sitz im beschaulichen Delaware, dem Heimatstaat der Bidens, zwischen New York und Washington, D. C. gelegen, einschlägig bekannt als eine der grössten Steueroasen der USA. Hunter hat die Firma im Juni 2009 gegründet, genau in jenem Jahr also, als sein Vater Joe Biden das Amt des Vizepräsidenten der USA antrat. Das Gründerteam ist ein illustres Trio. Wie Hunter selbst sind seine Firmenpartner Sprösslinge aus der Demokraten-Aristokratie. Da ist zum einen Chris Heinz, Sohn der Ketchup-Erbin Teresa Heinz und Stiefsohn des ehemaligen US-Aussenministers und heutigen «Umweltzars» John Kerry. Das Anwesen der schwerreichen Familie Heinz – die Rosemont

Die Hunter-Laptop-Story ist zu einer Joe-Biden-Story geworden.

Farm in der Nähe von Pittsburgh – ist es denn auch, nach welcher die Firma benannt wird.

Hunters zweiter Partner ist Devon Archer, ein ehemaliges Abercrombie-&-Fitch-Model, der zuvor als Berater von Senator John Kerry fungierte. Im Jahr 2018 wird Archer wegen Wertpapierbetrugs und Verschwörung verurteilt. Doch davon ist man 2009 noch weit entfernt. Zum Auftakt der Fischerei-Saison, sprich: von Joe Bidens Eintritt ins Zentrum der Weltmacht, machte sich das hochgeborene Trio auf, seine mächtigen Familienbeziehungen in Geld umzuwandeln.

In der Zentrale zählt man auf enge Vertraute des Biden-Clans. Wie Eric Schwerin, der als Chef von Rosemont die Deals einfädelt und der gleichzeitig Joe Bidens persönliche Finanzen managt. Und besonders auf Joe Bidens jüngeren Bruder, Jim Biden. Hunter und Onkel Jim bilden den Kern eines Geschäftsmodells, das effektiv als Familienunternehmen operiert. Wie stark die Familie das Geschäft dominiert, belegen Korrespondenzen auf dem Laptop. In einer E-Mail vom Dezember 2015 (an Bobulinski) erklärt Hunters Geschäftspartner, der Brite James Gilliar, dass er Hilfe bei der Strukturierung eines chinesischen Joint Ventures für «eine der prominentesten Familien in den Vereinigten Staaten» benötige. Der Plan ist, «eine Investmentfirma wie Goldman Sachs aufzubauen», schreibt er in der Whatsapp-Nachricht. «Die Familie ist die Biden-Familie», wird Gilliar bald enthüllen.

„Da sage noch einer, wir seien nicht reformfähig …"

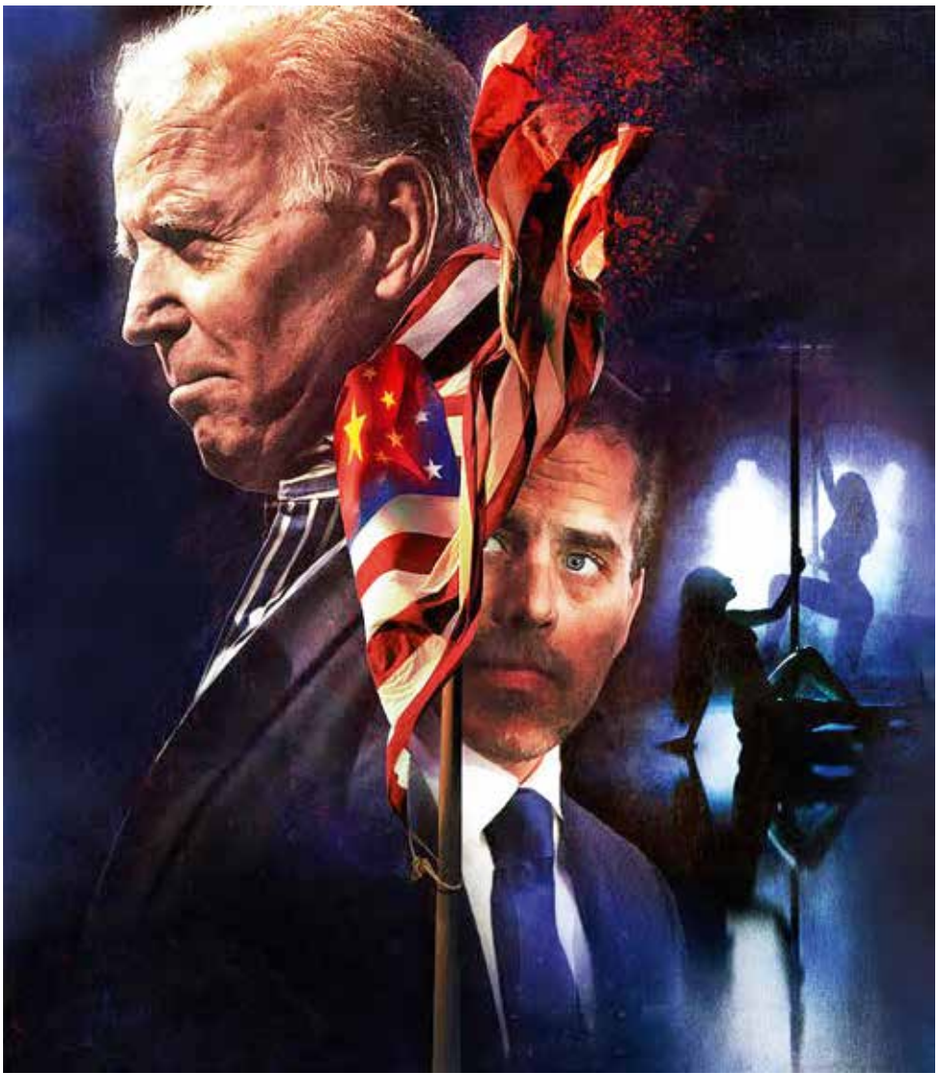
Lange haben Hunter und Partner in China vorgespurt. 2013 fliegt Hunter an Bord der Air Force Two direkt nach Peking ein. Dank Joe Bidens Macht und Einfluss landen sie 2017 schliesslich einen Deal, von dem auch dieser selbst nach Ausscheiden aus dem Vizepräsidenten-Amt aktiv profitieren soll. Die Bidens erwarteten, dass Projekte in Milliardenhöhe fliessen würden, bezeugt Gilliar. Der chinesische Partner der Bidens ist ein Energieunternehmen namens CEFC, das «mehr Geld als Gott» habe, wie er schreibt.

Der «Delaware Way»

Etwa zu diesem Zeitpunkt folgt ein weiterer Beleg dafür, dass man bei den Bidens Hunters Tätigkeiten als Familienunternehmen versteht. So wird Hunters Partner Tony Bobulinski in einer E-Mail als «ein Stellvertreter für Hunter Biden, Jim Biden und die Bidens auf der ganzen Welt» vorgestellt. «Die Familie Biden nutzte den Namen der Familie Biden aggressiv aus, um Millionen von Dollars von ausländischen Unternehmen zu erhalten, obwohl einige aus dem kommunistisch kontrollierten China stammten», wird Bobulinski später in einem öffentlichen Interview zu Protokoll geben.

Hier zeigt sich ein weiteres Merkmal des Familienmodells der Bidens. Wo Profit geholt werden kann, wird Profit geholt. Selbst wenn es sich um Projekte handelt, die Amerika schaden. Das chinesische Unternehmen CEFC, das die Bidens um knapp fünf Millionen Dollar

Cartoon: Kai Felmy



Wo Profit geholt werden kann, wird Profit geholt: Vater und Sohn Biden.

bereicherte, war der kapitalistische Arm der gigantischen «neuen Seidenstrasse». Eines Projekts, mit welchem China sich anschickt, Amerika als wirtschaftliche Supermacht zu überholen.

Der Schlüssel zum Erfolg von Hunter Bidens Business-Netzwerk ist einzig und allein sein Status als Sohn des Vizepräsidenten. Für Firmen und Unternehmer weltweit war Hunter ein begehrter Partner – nicht weil er besondere professionelle Fähigkeiten oder einschlägiges Wissen besass, sondern ganz einfach weil er der Sohn des zweitmächtigsten Mannes auf der Welt war. Und man sich durch ihn Zugang zu der US-Regierung erhoffte.

Hunters Geschäftskollegen spielen diesen Joker bewusst aus, wenn sie in ihrem E-Mail-Verkehr die Dienstleistungen ihrer Firma anpreisen und von einem «Biden lift» sprechen. Hunter sorgt dafür, dass dieser «lift» ausgewählte Kunden bis in die höchste Etage führt. So schreibt Hunter voller Stolz an den mexikanischen Tycoon Alemán Magnani: «Ich habe jede einzelne Person, um die Sie mich je gebeten haben, ins Weisse Haus gebracht.»

Der Biden-Clan praktiziert eine Art des Geschäftens, die Vater Joe während seiner Senatorenzeit in Delaware zur Kunstform entwickelt hat. Den «Delaware Way» nennen ihn Insider: «Eine Form der sanften Korruption, bei der sich geschäftliche und politische Interessen überschneiden und die es in diesem Staat seit Jahren gibt», so beschreiben ihn Bundesstaatsanwälte, die Fälle von korrupten Wahlkampfspenden untersuchen, in die die Bidens verwickelt sind.

Einmal im Weissen Haus angekommen, setzt der Biden-Clan den «Delaware Way» einfach fort. Warum sollte im Epizentrum der Weltmacht nicht funktionieren, was sich im beschaulichen Heimatstaat als Cashcow bewährt hatte?

Die Rollen, die seine beiden Söhne im Clan übernehmen würden, stehen für Joe Biden seit langem fest. Der Erstgeborene Beau ist – nomen est omen – das Familien-Juwel, der Vorzeige-Biden, zu Höherem bestimmt. Hunter, der Jüngere, ist der Jäger, der Geldbeschaffer.

«Es war ein einfacher Plan, den Joe für seine Söhne entwickelt hatte», schreibt Miranda Devine, Autorin von «Laptop from Hell», dem bislang einzigen Buch, das exklusiv Dokumente aus Hunters Laptop ausgewertet hat. «Beau war das goldhaarige Wunderkind, das als nächster JFK [John F. Kennedy, d. Red.] in die Politik gehen und auf seinem Weg ins Weisse Haus blitzsauber und über jeden Vorwurf erhaben bleiben sollte. Er würde vom Bundesstaatsanwalt zum Generalstaatsanwalt von Delaware aufsteigen, auf dem Weg zum Gouverneursposten und vielleicht in den Senat. Hunter, der lieber Künstler oder Schriftsteller geworden wäre, wurde mit

Der Schlüssel zu Hunters Erfolg ist einzig und allein sein Status als Sohn des Vizepräsidenten.

der Aufgabe betraut, die Rechnungen für den Rest der Familie zu bezahlen, und zwar mit lukrativen Gnadenjobs und Sonderangeboten, die durch Joes Netzwerk von Verbindungen in Delaware und später in der ganzen Welt ermöglicht wurden.»

Und so geschah es. Das Netzwerk gedieh, die Gelder flossen. Und wo etwas Schmiere nötig war, war Joe zur Stelle. Er traf sich mit Hunters Geschäftspartnern aus aller Welt, von Kasachstan über Mexiko, Russland und China bis hin zur Ukraine. Er liess Hunter Biden und seine Geschäftspartner in seinem Dienstflieger Air Force Two mitfliegen. Er liess den Sohn E-Mails über den abhörsicheren Bordfunk verschicken. Und im Umfeld von offiziellen Regierungstreffen durften Hunter und seine Kumpels ihre Geschäfte abwickeln.

Wundersames Schweigen der Medien

Unmöglich, dass Vater Joe dabei nichts von diesen Geschäften mitbekommen hat, wie er steif und fest behauptet. Sogar sein eigener Sohn widerspricht ihm. Er habe sehr wohl mit seinem Vater über Deals in der Ukraine gesprochen, versicherte Hunter bereits vor Jahren vor Journalisten.

Doch wer nichts wissen wollte, und bei den Bidens wollen die Medien auf wundersame Weise nichts wissen, der stellte sich blind. Selbst dann, als man Joe Bidens Einflussnahme nicht mehr übersehen konnte. Zum Beispiel als der amtierende US-Vizepräsident zum Showdown in der Ukraine auflief. Mit Nachdruck verlangte Joe Biden 2016 von der ukrainischen Regierung, dass sie Staatsanwalt Wiktor Schokin entlassen solle, der der Korruption bei Burisma nachging, dem skandalträchtigen Energieunternehmen, das Hunter für seine Tätigkeit im Aufsichtsrat eine Million Dollar zahlte, obwohl er über keinerlei Erfahrungen in der Ukraine oder im Energiesektor verfügte.

Jahre später prahlte Joe Biden vor laufender Kamera, er habe der Regierung in Kiew gesagt, wenn Schokin nicht innert sechs Stunden ge-

feuert werde, kappe er die Hilfsgelder aus den USA. «Ich schaute sie an und sagte: ‹Ich gehe in sechs Stunden: Wenn der Staatsanwalt nicht gefeuert wird, bekommt ihr das Geld nicht.› Tja, der Hurensohn. Er wurde gefeuert.» Ein offensichtlicher Fall von Quidproquo.

Peinlichkeiten mit Prostituierten

Die meisten Einflussnahmen von Joe Biden fanden jedoch unter der Oberfläche statt. Der Laptop fördert zutage, wie tief der Filz reichte. So waren die Finanzen des Vizepräsidenten und seines Sohnes nicht klar getrennt. Hunter klagte immer wieder, dass er der Geldeintreiber der Familie sei. Einmal sagte er, dass er die Hälfte seiner Einkünfte dem Vater abgeben müsse. Nachweislich hat Hunter viele Rechnungen des Vaters von seinem eigenen Konto bezahlt. So zum Beispiel Unterhaltsarbeiten für die Villa des Vaters in Delaware oder Telekom-Rechnungen.

Vater und Sohn benutzten sogar teilweise dieselben Konten und Kreditkarten.

Vater und Sohn benutzten sogar teilweise dieselben Konten und Kreditkarten. Was zu Peinlichkeiten führte, als Hunter immer tiefer in die Drogen- und Sexsucht abglitt. In einem Fall intervenierte der Geheimdienst, als Hunter mit der Familienkarte für eine Prostituierte bezahlte.

Kurzum: Dokumente aus dem Laptop verdichten folgendes Bild: Der Vater half durch seinen Einfluss und seine Macht dem Sohn bei seinem internationalen Business. Und der Sohn half dem Vater, die Rechnungen zu bezahlen. Und bereicherte den Biden-Clan.

Dass bislang keine Spuren entdeckt worden sind, die nahtlos auf den Schreibtisch des Vizepräsidenten führen, ist weiter nicht erstaunlich. In dem Business gibt es strikte Vorsichtsregeln, die dem alten Politfuchs Joe Biden in Fleisch und Blut übergegangen sind. So werden Bestechungsgelder nicht an Spitzenbeamte bezahlt. Besonders in China, wo die Bidens ihren dicksten Fang an Land ziehen, versteht man diese Art des Geschäftens perfekt. Man bezahlt an den Sohn, die Tochter oder ein Familienmitglied. «In China werden diese Söhne Prinzen genannt», wie Miranda Devine unterstreicht. «Es ist völlig normal, dass sie [die chinesische Regierung, d. Red.] die Botschaft verstand», als Vizepräsident Joe Biden 2013 mit Sohn Hunter in der Air Force Two in Peking einflog. «Die Chinesen wussten: Hier kommt die amerikanische Macht, um private Geschäfte zu machen.»

Trotz Diskretion ist es in China, wo Hunters Kollegen eine Art «smoking gun» hinterlassen, die eine direkte Beteiligung Joe Bidens an den Gewinnen seines Sohnes nahelegt. In einem Businessmodell von 2017 für eine globale Investmentfirma, die mit zehn Millionen Dollar aus chinesischen Staatsquellen ausgestattet war, figuriert unter den Profitträgern der ominöse Eintrag: «10 werden von H für den *big guy* verwaltet.»

Nachdem die *New York Post* als Erste diese E-Mail veröffentlichte, spekulierte die Öffentlichkeit: Wer ist der *big guy?* Tony Bobulinski, Hunter Bidens Partner und Besitzer der betreffenden Firma, löste das Rätsel auf: «Der *big guy* ist Joe Biden.» Vieles spricht dafür, dass Bobulinski die Wahrheit sagt. Auf dem Laptop hat die *Weltwoche* zahlreiche Referenzen gefunden, die Joe Biden als *big guy* identifizieren.

Zeichen für ein Impeachment-Verfahren

Kann die Laptop-Saga Joe Biden im Amt als US-Präsident gefährden? Derzeit läuft gegen Sohn Hunter Biden eine juristische Untersuchung wegen möglicher Steuervergehen. Vielen Republikanern geht dies zu wenig weit. Sie fordern eine Sonderermittlung gegen Joe Biden. Der Laptop ist voller Belege, die sich als Indizienbeweise ins Feld führen lassen – und gemäss Justiz-Insidern zu einem Impeachment-Verfahren gegen den US-Präsidenten ausreichen könnten.

Solange die Demokraten die Mehrheit im Kongress haben, kann sich Joe Biden in Sicherheit wiegen. Das könnte sich nach den Zwischenwahlen im November blitzartig ändern. Insbesondere, wenn bis dann neue Indizien gegen den US-Präsidenten aus dem Fundus von Hunter Bidens Laptop gehoben werden.

Dossier zum Thema: weltwoche.ch/daily/hunter-biden

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
IT-SPEZIALISTEN
Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!
stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch
itjobs.ch KARRIERE AUF SICHER

BRODER

Ist Lawrow ein Antisemit?

Ehrenwort, ich habe es kommen sehen. Es war keine Frage, ob, sondern nur wann das Judesein des ukrainischen Präsidenten problematisiert würde. Letzten Sonntag war es so weit.

Der russische Aussenminister Sergei Lawrow wiederholte in einem Interview mit einem italienischen TV-Sender eine Behauptung, die seit dem Beginn des Überfalls auf die Ukraine als Begründung dafür herhalten muss, dass die Ukraine «entnazifiziert» werden muss: In dem Land seien Nazis am Werk.

Wenn nun gefragt werde, so Lawrow, «wie kann es eine Nazifizierung geben, wenn der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj Jude ist?», dann könne er, Lawrow, sich zwar irren, aber: «Adolf Hitler hatte auch jüdisches Blut. Das heisst überhaupt nichts. Das weise jüdische Volk sagt, dass die eifrigsten Antisemiten in der Regel Juden sind.»

Nach einer Blutentnahme

Wie in fast jeder Lüge steckt auch in dieser ein Körnchen Wahrheit. Auch ein Jude kann ein Antisemit sein. Karl Marx war einer, der österreichische Kanzler Bruno Kreisky ebenfalls. Es gibt einen «jüdischen Selbsthass», aber in der Regel sind die eifrigsten Antisemiten eben keine Juden, sondern Angehörige anderer Ethnien und Religionen, von Martin Luther bis Richard Wagner, von Henry Ford bis David Irving. Die neueste Variante des Old-School-Antisemitismus ist der Antizionismus, der im Kostüm der «Israelkritik» daherkommt.

Auch in Russland gibt es eine antisemitische Tradition, «Pogrom» ist ein russisches Wort. Und wäre Stalin nicht beizeiten gestorben, wäre die «Endlösung der Judenfrage» unter seiner Führung weitergegangen. Andererseits darf nicht vergessen werden, dass die Sowjetunion die Gründung Israels massiv unterstützt hat, in der Hoffnung auf einen Verbündeten im Nahen Osten.

Was die Frage angeht, ob der russische Aussenminister ein lupenreiner Antisemit ist, so gilt erst einmal die Unschuldsvermutung – bis eine Blutprobe Klarheit erbracht hat.

Henryk M. Broder

Linker Mietwucher

Einst wetterten Politiker und Medien gegen «Gammelhäuser» wegen Mieten von 1100 Franken. Jetzt verlangt die Stadt Zürich pro Einzelzimmer 5150 Franken.

Christoph Mörgeli

Die Empörungswelle glich 2015 einem Tsunami. Wochenlang wurden die «Gammelhäuser» im Zürcher Langstrassenquartier durch die Presse geschleppt. Die Vorwürfe an den Eigentümer fanden kaum Grenzen. Der Vermieter habe die «kleinen, spärlichen» Wohnungen zu «horrenden Preisen» an Randständige vermietet. Er hatte «etwas mehr als 1000 Franken für eine Einzimmerwohnung» gefordert.

Monatstarif 5150 Franken: Einzelzimmer für Randständige.

Dabei stand wohl nur im Kleingedruckten, dass in vielen Fällen das Sozialdepartement der Stadt Zürich die Zimmer bezahlte und mehr als froh war, seine «Klienten» dort unterbringen zu können. Worauf die problematische Mieterschaft Drogen dealte, die Räume zerstörte und das Gebäude verdreckte. Zum alleinigen Sündenbock machte man aber den Vermieter, der in Untersuchungshaft gesteckt wurde und schliesslich eine bedingte Gefängnisstrafe von 24 Monaten aufgebrummt erhielt. Und zwar wegen «gewerbsmässigen Wuchers» und «mehrfacher Nötigung».

Effiziente Überwachung

Was hat die seinerzeitige «Gammelhaus»-Kampagne erreicht? Mittlerweile ist kaum noch ein privater Liegenschaftsbesitzer bereit, Zimmer an Randständige zu vermieten. Dafür erwirbt die Stadt den entsprechenden Wohnraum – und bezahlt dafür Preise absolut jenseits des Marktüblichen. Die Stadt Zürich wollte auch unbedingt die vielgescholtenen «Gammelhäuser» erwerben. 2017 bewilligte der Stadtrat dafür nicht weniger als 32,4 Millionen Franken. Damit zahlte die rot-grüne Regierung einen Mietwert, der den Vorwurf des «Wuchers» Lügen strafte. Danach renovierte die öffentliche Hand zwei der drei Liegenschaften, um die Gebäude an der Neufrankengasse 6 und 14 unverzüglich wieder dem gleichen Zweck zuzuführen: «Drogensüchtige werden dort auch künftig leben, aber sie werden von der Stadt überwacht.» Wie ein Hotel wirken die spartanisch eingerichteten Zimmer und die kameraüberwachten Gänge dennoch nicht. Man kümmere sich nämlich um Menschen, «die jegliche Hilfe verweigern». Der *Weltwoche* liegt der Mietvertrag für eines dieser Zimmer mit Nasszelle und Kochgelegenheit «zur alleinigen Benutzung» vor. Im «Beherbungs- und Betreuungsvertrag» mit den Nutzern steht: «Der Tarif für ein Zimmer beträgt 5150.00 Franken. Die Rechnungsstellung erfolgt monatlich. Die Rechnungen sind innert 30 Tagen zu bezahlen.» Heute zockt die Stadt Zürich fast das Fünffache des früheren «Wucherpreises» von gut 1000 Franken ab. Dies ohne Frühstück, ohne An- und Abziehen der Bettwäsche, ohne Waschen der Frotteetücher. Diese Summe bezahlen selbstverständlich nicht die suchtkranken, psychisch beeinträchtigten Bewohner, sondern die Steuerzahler der Stadt.

Zürich wollte die «Gammelhäuser» unbedingt erwerben. 2017 bewilligte der Stadtrat dafür 32,4 Millionen.

Betreuung ist also unerwünscht, die Überwachung umso effizienter: Die Mieter müssen ihre Schlüssel beim Verlassen des Hauses beim Wachpersonal deponieren. Wer um Mitternacht, Schlag zwölf Uhr, nicht heimkehrt, wird nicht mehr eingelassen. In den Zimmern erfolgen jederzeit unangemeldete Kontrollen. Bei Zuwiderhandlung und nach Verwarnungen können die Mieter fünf Tage Hausverbot erhalten und müssen im Freien oder in einer Notschlafstelle übernachten. Das nennt sich «beaufsichtigte Wohnungsintegration» – zum Preis von 5150 Franken pro Monat und Einzelzimmer. Bei 74 Zimmern erwirtschaftet die Stadt jährliche Einnahmen von gegen 5 Millionen Franken.

Geduldete Hausbesetzung

Die Nutzer haften «vollumfänglich für die verursachten Schäden». Wer sich ins beaufsichtigte Wohnen der Stadt Zürich begibt, entbindet per Unterschrift den zuständigen Psychiater von der ärztlichen Schweigepflicht. Beschwerden sind an die Teamleitung, die Abteilung Wohnintegration, das Sozialdepartement oder an die Ombudsfrau zu richten. Wer massiv gegen die Hausordnung verstösst, fliegt raus. Bei «Ableben eines Klienten» bleibt eine Frist von 14 Tagen. Was dem Verstorbenen allerdings auch nicht mehr viel nützt.

Die *Weltwoche* weiss von einem Angebot eines privaten Immobilienbesitzers in der Stadt Zürich, der dem Sozialdepartement Einzimmerwohnungen von mindestens dem gleichen Standard und mit mindestens dem gleichen geschulten Überwachungspersonal zu 2500 Franken zur Verfügung stellen würde. Seine früheren, im Vergleich zu den städtischen äusserst bescheidenen Angebote für bewachtes oder betreutes Wohnen wurden von der Stadt ausnahmslos in den Wind geschlagen.

Und was geschah mit der dritten Liegenschaft dieser angeblichen «Gammelhäuser», nämlich jener an der Magnusstrasse 27? Obwohl die Stadt Zürich dafür 6,3 Millionen Franken lockergemacht hat, passierte hier gar nichts. Ausser, dass unverzüglich Hausbesetzer einzogen, die von den Behörden geduldet werden, um weitere Schwierigkeiten zu vermeiden. Manche dieser illegalen Bewohner kamen vom Koch-Areal, wo die Stadt gegenwärtig 325 Sozialwohnungen erstellt. Sie bezahlen selbstverständlich keinerlei Miete. Abgesehen von einer Art «Schutzgeld», das ihnen ausländische Kriminelle in Wochenraten abpressen.

«Das System ist defekt»

Der ehemalige Jelzin-Berater Anders Åslund zerpflückt die Wirtschaftspolitik des Kremls und ist überzeugt, dass sich Putin nicht mehr lange an der Macht halten kann.

Pierre Heumann

Anders Åslund, einem der besten Kenner der russischen Wirtschaft, fällt zu Russlands Verhängnis zunächst der Begriff «gescheiterter Staat» ein. Dann spricht er vom «System Putin», das er als «autoritäre Kleptokratie» bezeichnet: «Die Top-Beamten stehlen so viel möglich und so viel, wie sie wollen.»

Dann zeigt uns der gebürtige Schwede, der in den 1990er Jahren zuerst die Regierung in Moskau und danach diejenige in Kiew beraten hat, am Beispiel der russischen Armee die schädlichen Auswirkungen des gigantischen, allgegenwärtigen Nepotismus: «Mindestens 20 Prozent des russischen Militärhaushaltes werden unterschlagen.» 90 Prozent der Panzer seien nur bedingt einsatzbereit, weil «jemand» die elektronische Ausrüstung gestohlen habe. Fahrzeuge wurden mit billigen Reifen ausgerüstet, weil «jemand» die Differenz zu den budgetierten Qualitätsprodukten in die eigene Tasche abgezweigt habe.

Die Folge: Die Panzer bleiben im ukrainischen Schlamm stecken. Korruption macht er auch bei der Versorgung mit Nahrungsmitteln aus. Auf vielen Rationen, die jetzt an die Soldaten verteilt werden, ist das Verfallsdatum mit 2015 oder sogar mit 2007 angegeben, weil «jemand» den für die Verpflegung budgetierten Betrag zu seinem Vorteil, also auf Kosten der Truppen, zweckentfremdet habe. Russische Panzersoldaten müssen sich deshalb entweder mit ungeniessbaren Lebensmitteln begnügen oder sich an Plünderungen beteiligen, wenn sie nicht verhungern wollen.

Wie in «Der Untergang»

Wladimir Putin, analysiert Åslund die russische Krankheit, habe die Macht über den ganzen Staat auf seine Person zugeschnitten: Es gebe keine Kontrollmechanismen. «Das System ist dermassen defekt und dysfunktional, dass es über kurz oder lang kollabieren wird.» Der Staat stelle seinen Bürgern nur begrenzt Dienstleistungen zur Verfügung, verwöhne aber die 50 000 Angehörigen der Präsidentengarde, die für die Sicherheit Putins und seiner Getreuen sorgt.

Russland stehe jetzt vor dem schwersten wirtschaftlichen Einbruch seit zwanzig Jahren. Der Rückgang des Bruttosozialprodukts werde im laufenden Jahr 20 Prozent betragen, schätzt Åslund. Als Folge der Handelssanktionen würden der Industrie die Ersatzteile ausgehen. Bereits hätten Panzerfabriken ihre Produktion einstellen müssen, zudem auch Fertigungsstätten für Traktoren. Åslund mahnt: «Demnächst werden viele weitere Sektoren vom Produktionsstopp betroffen sein.»

Der Versuch, eine eigene Hightech-Industrie aufzubauen, ist gescheitert.

Die wirtschaftliche Einbusse werde für die russische Bevölkerung spätestens im Sommer spürbar sein, meint der Ökonom, dessen Buch «Russia's Crony Capitalism: The Path from Market Economy to Kleptocracy» die kriminelle Vereinigung beschreibt, die als moskowitische Elite vor allem darauf achte, sich persönlich zu bereichern. Weil in Kriegszeiten die staatliche Kontrolle zunimmt, steigen auch die Korruptionsverheissungen, was die Effizienz der Ökonomie weiter schwächt.

«Zweites Nordkorea»: Ökonom Åslund.

Anders Åslund ist überzeugt, dass Putins Tage als russischer Präsident gezählt sind: «Er wird sich nicht mehr lange an der Macht halten können.» Was sich jetzt in Moskau abspiele, erinnere ihn an die letzten Szenen im Film «Der Untergang», in dem sich Hitler mit seinen Generälen und engsten Vertrauten im Führerbunker verschanzt. Russland habe seiner Meinung nach keine Chance, den Krieg gegen die Ukraine zu gewinnen, weil die Armee seit Jahren von innen heraus am Verrotten sei.

Gutausgebildete verlassen das Land

Die enorme Abhängigkeit des Landes von Rohstoffausfuhren ortet der sechssprachige Schwede neben der Korruption als weiteres hausgemachtes Problem. Denn abgesehen von Öl und Gas, habe Russland wenig zu bieten, das im Westen nachgefragt werde. Der Versuch, eine eigene Hightech-Industrie aufzubauen, um die Wirtschaft zu modernisieren, ist gescheitert. Das vor zehn Jahren in der Hauptstadt gegründete Innovationszentrum Skolkovo, dessen Start vielversprechend verlief, hat mittlerweile wegen Korruption an Glanz verloren. Der Krieg gegen die Ukraine scheint sein Ende zu beschleunigen – und damit auch den Traum vom Aufbau einer innovativen Branche.

Viele gutausgebildete Russen ziehen daraus die Konsequenzen und verlassen das Land. Im vergangenen Jahr hätten rund 500 000 hochqualifizierte Arbeitskräfte ihrer Heimat den Rücken gekehrt, schätzt Åslund, «und die Zahl der Auswanderer steigt jetzt sehr schnell». Denn mit dem Gehirn, meint er sarkastisch, könne man im heutigen Russland nicht viel anstellen und keine Zukunft aufbauen: «Unter Putin ist das Land ein zweites Nordkorea geworden.»

Bild: Anna Aslund

ANABEL SCHUNKE

Gestörte Enthemmung

Das woke Biotop befürchtet, dass mit Neo-Twitter-Inhaber Musk die Gegenrede wieder möglich wird.

Elon Musk kauft Twitter für 44 Milliarden Euro, und die linke Bubble schäumt vor Wut. Dabei geht es den meisten Empörten nicht um die Angst vor der Einschränkung der eigenen Meinungsfreiheit, sondern um die Aufhebung der Restriktionen für jene, die man über die Jahre erfolgreich weggeekelt hat.

Twitter – das war der Ort, wo Taliban und die deutsche Links-Bourgeoisie koexistieren konnten, ohne von Donald Trump gestört zu werden. Ein *safe space* für selbstreferenzielle Pseudo-Antirassisten und Schmalspursozialisten mit ausgeprägter Doppelmoral.

Ein Ort, von dem man verbannt wurde, wenn man nur die Worte «Islam» und «Zuwanderung» in einem kritischen Kontext verwendete, während Jasmina Kuhnke, eine Autorin, die sich auf Twitter als «Quattromilf» bezeichnet, mit ihren Kumpanen jeden als «rassistisches Arschloch» betiteln konnte, der nicht mit ihrem identitätspolitischen Geschwafel konform ging. Genau das könnte sich mit Musk, der seit einiger Zeit die politische Koordinatenverschiebung nach links bemängelt und für Redefreiheit plädiert, nun ändern.

Entsprechend bemüht ist man in der linken Twitter-Bubble, allerhand Gründe zu finden, weshalb die Übernahme der sozialen Plattform durch den Tesla-Gründer das Ende der virtuellen Zivilisation bedeutet. Ja, die Angst vor der Freiheit der anderen treibt fantasievolle Blüten.

So fürchtet Simon Hurtz in der *Süddeutschen Zeitung* etwa, dass «radikale Redefreiheit» in «grenzenlosem Hass» münde. Bei der ehemals konservativen *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* attestiert Christopher Lauer dem reichsten Mann der Welt nicht das erforderliche Verantwortungsbewusstsein, um ein soziales Medium wie Twitter führen zu können.

Daneben existiert immer noch die gute alte Kapitalismuskritik, gepaart mit einer Portion triefendem Neid gegenüber einem, der es im Leben wahrlich geschafft hat. Für den öffentlich-rechtlich finanzierten Linksaktivisten Mario Sixtus ist Musks Übernahme gar die Definition von Kapitalismus, in dem es möglich sei, dass ein «einzelner toxischer Egomane» Twitter für eine Summe kaufe, die dem Bruttoinlandsprodukt von Venezuela entspreche.

Twitter – das war der Ort, wo Taliban und die Links-Bourgeoisie ungestört koexistieren konnten.

Und auch Satiriker Jan Böhmermann fragt sich, warum am Ende immer alles «reichen Wichsern» gehöre, «die machen können, was sie wollen». Dessen grösstenteils über die Rundfunkgebühr zwangsfinanziertes Vermögen beläuft sich laut Schätzungen übrigens auf fünf Millionen Euro, was wiederum die Frage aufwirft, ab wann man im böhmermannschen Kosmos als «reicher Wichser» gilt.

Klar ist somit: Über ein Verantwortungsbewusstsein für die Führung sozialer Netzwerke verfügen ausschliesslich Linke, kein Unternehmer mit über 70 000 Angestellten. Der Kauf von Twitter durch Elon Musk sagt natürlich auch mehr über die Perversion eines nach woken Kriterien enthemmten Kapitalismus aus als über das Versagen des Sozialismus in Venezuela, dessen Bruttoinlandsprodukt übrigens nicht 44 Milliarden, sondern immerhin gut 480 Milliarden beträgt.

Was lernen wir? Reicher-Wichser-Sein beginnt erst bei einem Vermögen von 5 000 001 Euro und wenn es unternehmerisch erwirtschaftet und nicht durch Zwangsabgaben finanziert wurde. Wer dann noch genug Bigotterie übrighat, setzt einen Tweet ab, in dem er so tut, als hätte es sich bei Twitter zuvor um eine wohlige Benefizveranstaltung der Caritas gehandelt. Finanziert von Vanguard, Blackrock und Morgan Stanley.

Man muss zweifelsohne viel Zeit in der linken Bubble verbracht haben, um die groteske Annahme zu vertreten, dass es «grenzenlosen Hass» im Netz erst gibt, wenn Nichtlinke wieder am Diskurs teilnehmen dürfen. Aber was will man von einer Medienwelt erwarten, in der Spendensammlungen für den Umzug der von «Hass im Netz» geplagten Jasmina Kuhnke alias Quattromilf in der ARD-Sendung «Monitor» abgehalten werden, während Leute wie ich in unzitierbarer Weise beschimpft werden, ohne dass sich auch nur einer dieser *social justice warriors* dagegenstellen würde.

Nein, was das woke Biotop mit Neo-Twitter-Inhaber Musk befürchtet, ist nicht der enthemmte Hass, den es angeblich nicht gab. Es ist die Befürchtung, dass der eigenen ungestörten Enthemmung, wie sie seit Jahren auf Plattformen wie Twitter stattfindet, plötzlich Grenzen gesetzt werden. Nicht aktiv durch Restriktionen, sondern durch Gegenrede, die nun wieder in greifbare Nähe gerückt ist.

Illustration: Fernando Vicente

Metternich oder Burke?

Wer Konservative als Reaktionäre abtut, wird unsere Gegenwart kaum verstehen. Henry Kissingers grosser Essay von 1954 bleibt lesenswert.

Oliver Zimmer

Ob Henry Kissinger ein origineller Denker sei, darüber scheiden sich bis heute die Geister. In einem faszinierenden Artikel, der vor zwei Jahren im *New Yorker* über den mittlerweile 98-jährigen Doyen der amerikanischen Diplomatie erschien, kommentierte Thomas Meaney: «Nixons Aussenminister war eine weniger bemerkenswerte Figur, als seine Fürsprecher wie seine Kritiker – und natürlich der Betreffende selbst – glauben.»

Auch dass Kissinger die Welt durch die Brille eines orthodoxen Realismus betrachtet, wie oft behauptet wird, wagt Meaney zu bezweifeln. So habe sich dieser von Anbeginn weniger bei Clausewitz und Bismarck bedient als bei Kant und den Zivilisationsnarrativen von Arnold Toynbee und Oswald Spengler. Im Zentrum von Kissingers Geschichtsbild stehe die Erfahrung unvorhersehbarer, den Status quo bedrohender Ereignisse. Ordnung etabliere sich nach Kissinger als Folge bewusster politischer Intervention. Diese Betonung menschlichen Willens widerspricht dem Bild strikter Gesetzmässigkeiten, das bei den orthodoxen Realisten dominiert. Gesamthaft zeichnet Meaney das Bild eines eklektisch verfahrenden Intellektuellen mit Hang zum politischen Opportunismus.

Weltanschauung für Krisenzeiten

Unanfechtbar bleibt allerdings, dass Kissinger zu Beginn seiner Karriere ein paar eindrückliche Essays publizierte. Sie drehen sich allesamt um die Frage nach den Bedingungen geopolitischer Stabilität, wobei Kissinger konservatives Denken seziert. Wer diese Beiträge aufmerksam liest, kann einiges lernen. Bei mir haben sie den Eindruck verstärkt, dass der Konservatismus den Schlüssel zum Verständnis der Moderne bereithält. Wer ihn als Bewegung vernachlässigt oder seine Protagonisten als Reaktionäre abtut, wird auch unsere Gegenwart kaum verstehen.

Deutlich wird dies in einem wissenschaftlichen Aufsatz, den Kissinger 1954 publizierte. Darin geht es um den Konservatismus von Fürst von Metternich. Der Architekt des Wiener Kongresses war während mehr als vierzig Jahren der wichtigste Gegenspieler der demokratischen Bewegungen in Europa. In seinem Beitrag zeigt der damals noch junge Harvard-Politologe, dass sich konservative Weltanschauungen besonders in Krisen artikulieren.

Wirkmächtiges Denken:
Kissinger (r.), US-Präsident Nixon, 1972.

Erst wenn ein bestehender Common Sense durch revolutionäre Kräfte herausgefordert wird, treten Konservative mit konkurrierenden politischen Entwürfen auf den Plan. In stabilen Zeiten äussert sich der Konservatismus vor allem als Way of Life. Am wirkmächtigsten ist konservatives Denken mithin dort, wo es stumm – als Haltung – sein Dasein fristet. Ein sich lauthals in Szene setzender Konservatismus riskiert, zum verhassten Symbol der Revolution zu werden – und damit zum Treiber des Umschwungs, den er doch eigentlich verhindern wollte. So wurde Metternich zum Sinnbild der konservativen Reaktion und damit zum Feind derjenigen, die sich in Europa dem Fortschritt verschrieben.

Interessant wird es besonders dort, wo Kissinger den Konservatismus Metternichs mit demjenigen Edmund Burkes vergleicht. Während Burke die Französische Revolution als Verletzung des Vertrags einer Nation mit ihrer Geschichte begriff, sah sie Metternich als Kampf gegen die Vernunft schlechthin. Metternichs rationalistischer Konservatismus orientierte sich an der universalistischen Geschichtsphilosophie der Aufklärung. Für den Minister der Habsburgermonarchie

In stabilen Zeiten äussert sich der Konservatismus vor allem als Way of Life.

folgte die Entwicklung von Gesellschaften naturähnlichen Gesetzen. Deren Logik offenbarte sich nur einer kleinen Schar von Auserwählten. Dem Staat kam die Aufgabe zu, einer universalen Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen. In Metternichs Worten: «Der wahre Verdienst des Staatsmannes besteht darin, so zu regieren, dass keine Konzessionen nötig sind.»

Ähnlich wie viele seiner radikalen Gegner glaubte auch Metternich, über einen privilegierten Zugang zur Wahrheit zu verfügen. Seine eigene Position hielt der Fürst für standortungebunden. Er war davon überzeugt, stets bloss das Gemeinwohl im Blick zu haben. Im Einklang mit diesem Selbstbild begriff sich der österreichische Minister als ein Philosophenkönig in einer von Fantasten und nationalistischen Partikularisten bevölkerten Welt. Freiheit lag für Metternich in der Anerkennung einer die Phänomene im Unsichtbaren bestimmenden Ordnung der Vernunft – nicht in liberalen Verfassungen, geschweige denn in demokratischer Mitbestimmung.

Bild: Wikimedia

Im Gegensatz zum historischen Konservatismus Burkes, in dem kulturelle Befindlichkeiten politische Relevanz besassen, verloren kulturelle Solidaritäten bei Metternich in dem Moment ihre Legitimation, wo sie sich politisierten: Dann wurden sie für ihn zur Gefahr. Für Burke begründeten kulturelle Solidaritäten Verfassungen. Für Metternich hatten sie sich dem realpolitischen Gesetz der Vernunft, so wie er es begriff, zu fügen. Auch Metternich war vom Reichtum kultureller Vielheit fasziniert. Doch im Gegensatz zu Burke blieb sie ihm aufgrund ihrer Unberechenbarkeit stets suspekt. Kultur als ästhetische Folklore, als Verzierung einer politischen Ordnung, das war Metternichs Ideal. Das erklärt auch, warum es in seinem Konservatismus keinen Spielraum für politische Kompromisse gab. Was diesen zum Dogmatismus erstarren liess, war sein universaler Anspruch.

Konservatives Manifest

Vor diesem Hintergrund lässt sich auch Henry Kissingers 2014 in der *Washington Post* erschienener Kommentar zum blutigen Konflikt, der damals noch Ukraine-Krise hiess, als Manifest seines eigenen Konservatismus deuten. Wem gleicht Kissinger eher: Metternich oder Burke? Keinem so richtig, müsste die richtige Antwort wohl lauten.

Trotzdem: Im wissenschaftlichen Essay von 1954 hatte Kissinger bereits angedeutet, dass seine Sympathien eher bei Burke liegen. Und auch in dem 2014 erschienenen Kommentar zur Ukraine ist es Burke, der letztlich obenaus schwingt. Zugegeben: Kissinger forderte darin auch die USA dazu auf, sich mit Putins Überlegungen und Motiven zu beschäftigen. Auch sprach er sich darin gegen einen Nato-Beitritt der Ukraine aus. Dennoch ist es der Konservatismus Burkes, der bei ihm obsiegt. Woran man das erkennt? Vor allem an Kissingers Betonung der nationalen Souveränität der Ukraine: «Die Ukraine sollte frei sein, ihre Regierung im Einklang mit dem Volkswillen zu bilden.» Und: «Die Ukraine hat das Recht, ihre wirtschaftlichen und politischen Beziehungen selbst zu bestimmen, einschliesslich jener mit Europa.»

Oliver Zimmer ist Historiker und Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema) in Zürich.

Gerechtigkeit für Irène Kälin

Politiker und Journalisten spotten über den Ukraine-Trip der höchsten Schweizerin. Das wirkt heuchlerisch.

Marcel Odermatt

Bern

Die Weltmächtigen pilgern dieser Tage nach Kiew. Alle wollen sie Ukraines Kriegspräsidenten Wolodymyr Selenskyj treffen, immer in der Hoffnung, von seinem freiheitskämpferischen Glanz möge etwas auf ihre eigene zivile Existenz abstrahlen. Während für andere Länder und Organisationen die grossen Namen in die Ukraine reisten, darunter EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen, Grossbritanniens Premier Boris Johnson und der amerikanische Aussenminister Antony Blinken, schickte die Schweiz – nicht untypisch – die zweite Garde.

So weit, so harmlos: Nationalratspräsidentin Kälin.

Nationalratspräsidentin Irène Kälin kann sich zwar ein Jahr lang einreden, sie sei die «höchste Schweizerin», aber schon 2023 wird sie bei den Grünen wieder eine Nebenrolle spielen. SP-Fraktionschef Roger Nordmann, obwohl im Bundeshaus einflussreich, zumal in der Energiepolitik, ist nur Politikliebhabern ein Begriff. Nationalrat Nik Gugger von der Kleinpartei EVP ist leider Gottes der Inbegriff des Hinterbänklers. Und Yves Nidegger, der nach sechzehn Jahren im Nationalrat vor dem Abgang steht, spielte in seiner SVP nie eine Rolle.

Eingebettete Ringier-Journalisten

Dieses wackere *Grüppli* ohne rechten Einfluss auf die Schweizer Aussenpolitik besuchte vergangene Woche die Ukraine. Wenig überraschend fand Präsident Selenskyj keine Zeit für einen Fototermin. Trotzdem nutzte vor allem Nationalratspräsidentin Kälin den Ausflug zur Selbstprofilierung, unterstützt von eingebetteten Ringier-Journalisten, die ihr mit schwärmerisch-banalen Berichten publizistischen Geleitschutz gaben (auf physischen Geleitschutz durch das Fedpol musste Kälin verzichten, was sie öffentlich beklagte).

So weit, so harmlos. Irritierenderweise entwickelte sich unter den zu Hause gebliebenen Politikern und Journalisten in der Folge ein Wettbewerb, wer den Trip am wortgewaltigsten verdammen konnte. Das wirkte ähnlich effekthascherisch wie das Reisli selber. Gratismutig überbot man sich in der Kritik an Kälin. Was in der schrillen Kommentierung unterging: Die Nationalratspräsidentin reiste schon auch mit guten Absichten nach Kiew. Der furchtbare Krieg hat die junge Mutter aufgewühlt, wie sie glaubwürdig berichtet. Behütet aufgewachsen, möchte sie etwas dazu beitragen, das Leid in der Ukraine zu beenden – was sie leider nicht kann.

Politik der Bilder

Ihre linken Kritiker müssen sich fragen, weshalb sie über Kälins leicht naiven Aktivismus so überrascht sind. Dass Eigenmarketing für sie zentral ist, war bekannt. Unvergessen, wie sie ihren Säugling auf allen Kanälen präsentierte. Damals ging es um «Vereinbarkeit von Familie und Beruf» – als ob ihr privilegiertes Leben als gutbezahlte Spitzenpolitikerin etwas mit dem Alltag der Schweizer Durchschnittsfrau zu tun hätte –, beim Ukraine-Trip ging es um «Solidarität». Letztlich läuft es auf dasselbe hinaus: eine folgenlose Politik der Bilder.

Wenig glaubwürdig ist auch die Kritik aus Kreisen der SVP, die ihr Heuchelei vorwerfen, weil sie mit dem Privatjet des Bundes nach Polen flog. Irène Kälin hat nie behauptet, sie werde als höchste Schweizerin nur auf umweltschonende Verkehrsmittel setzen. Im Gegenteil, Flugreisen, sagte sie, könnten «durchaus sinnvoll sein». Dass ihr Trip nach Kiew sinnvoll war, lässt sich mit Recht bestreiten. Aber von einer mittleren Staatskrise, wie unzählige Berichte glauben machen wollten, sind wir weit entfernt.

Bild: Alessandro della Valle/Keystone; Cartoon: Kai Felmy

Wut im Wahrheitsministerium

In Deutschlands sündhaft teurem öffentlich-rechtlichen Rundfunk gärt es gewaltig. Alle Zeichen deuten auf eine deutsche «No Billag»-Bewegung hin.

Milosz Matuschek

Letztes Frühjahr hing das gewaltige Containerschiff «Ever Given» für mehrere Tage im Suezkanal fest und blockierte den Welthandel. Es ist schwer, beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk in Deutschland nicht Assoziationen an das aufgelaufene Containerschiff zu haben: ähnlich überdimensioniert, unbeweglich, die Lieferkette für ausgewogene Informationen verstopfend. Ein Ärgernis eben.

Doch was bei dem Containerschiff ein paar Tage dauerte, geht beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk schon seit Jahren so. Das zwangsgebührenfinanzierte und mit über acht Milliarden Euro Budget pro Jahr teuerste öffentliche Medienkonglomerat der Welt aus Fernsehsendern wie ARD, ZDF, zahlreichen Rundfunkstationen der Bundesländer, Radiokanälen und eigenen, zeitgeistkonformen Youtube-Formaten zieht immer mehr Zorn auf sich: zu staatsnah, zu unausgewogen, selbstherrlich von oben durchregierend, mit einer eigenen Nomenklatura an quasi verbeamteten Medienschaffenden, die überwiegend einen Einheitsbrei generieren.

Wen wundert da noch der Einheitsbrei? ARD-Moderatorin Anne Will.

Neofeudale Zustände

In den letzten zwei Pandemiejahren war Karl Lauterbach so lange Dauergast in den Talkshows, bis er sich dank seiner journalistischen Steigbügelhalter schliesslich in ein Ministeramt irrlichterte. Die vierte Gewalt in Deutschland regiert längst mit, statt ihrem gesetzlichen Auftrag nach Kontrolle und Überwachung der Regierenden nachzukommen.

Beispiele gefällig? Im Jahr 2017 beauftragte die ARD eine Kommunikationswissenschaftlerin mit der Erstellung eines Framing-Manuals. Darin wurde erklärt, mit welchen manipulativen Kommunikationstricks und tiefen Griffen in die Moralkiste der Zuschauer von den Vorzügen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks überzeugt werden sollte. 120 000 Euro liess sich die ARD diese Eigen-PR-Initiative kosten. Der Gebührenzahler bezahlt also seine eigene Propaganda gleich mit. Mit bürgernaher Realitätsvermittlung hatte dieser Vorstoss etwa so wenig zu tun wie das orwellsche Wahrheitsministerium mit objektiver Erkenntnissuche.

War der Debattenraum in den öffentlichen Rundfunkanstalten schon vor Corona nicht besonders breit, wurde er spätestens mit der Pandemie auf einen Spalt verengt, durch den nur noch die immergleichen staatsnahen Experten passten. Die Diskrepanz zwischen gesetzlich festgelegtem Auftrag und dessen Erfüllung wurde so offensichtlich, dass der Wildnispädagoge und Blogger Bastian Barucker eine Petition mit über 60 000 Unterzeichnern lancierte, um eine Corona-Sondersendung zu erzwingen, die auch Wissenschaftlern mit von der regierungsnahen Linie abweichenden Argumenten Gehör verschaffen sollte.

Ergebnis? Die Petenten wurden mit einem Zoom-Call abgespeist, der nicht einmal aufgezeichnet werden durfte. Eine echte Corona-Debatte hat die Bundesrepublik bis heute nicht bekommen.

In der Kommunikation zwischen öffentlichen Sendern und Gebührenzahlern ist der Wurm drin. Die zwangszahlende Kundschaft muss um Objektivität, Neutralität und Ausgewogenheit förmlich betteln und bekommt am Ende doch nur Steine statt Brot, also Glaubenssätze in Form von Storytelling statt einer gutrecherchierten Faktengrundlage, um sich eine eigene Meinung zu bilden. Der Rest sind Heimatfilme, Schlagerparaden, überteuerte Sportprogramme sowie en masse Mord und Totschlag in den inflationären Provinznestkrimis.

Der Bürger ist den Programmleitungen hilflos ausgeliefert. Damit im Sinne der Regierung auch ja nichts schiefgeht, kümmert sich seit 2021 für die ARD die Tochter des Kohl-Ziehsohns und ehemaligen Bundestagspräsidenten Wolfgang Schäuble, Christine Strobl, um das Programm. Sie ist zugleich noch Gattin des Innenministers von Baden-Württemberg, Thomas Strobl, eines Impfpflicht-Hardliners. Wen wundert da noch der Einheitsbrei?

Bruch mit dem Bürger

Das Verhältnis zwischen Bürgern und dem durch sie finanzierten Rundfunk ist so gespannt, dass Gebührenverweigerer, wie der Nordrhein-

Bild: Wolfgang Borrs/NDR

Westfale Georg Thiel, lieber für sechs Monate in Erzwingungshaft gingen, als den Beitrag zu bezahlen. Es geht hier wohlgemerkt nicht um Geschmacksfragen oder stellenweise Verirrungen im Programm. Sondern um grundsätzliche Gräben: Was ist die Aufgabe des Rundfunks? Wie gut erfüllt er sie?

Realität ist, wie der Soziologe Niklas Luhmann wusste, letztlich das, was durch die Medien vermittelt wird. Somit geht es im Konflikt mit den Sendern um nicht weniger als den Stoff, aus dem die Wirklichkeit ist. Wenn Wirklichkeit jedoch nicht mehr in allen Schattierungen durch die Sender dargestellt, sondern eine einzige, parallele Wirklichkeit erzeugt wird, ist der Bruch mit dem Bürger nur eine Frage der Zeit. Eine

Wer sich dem Zeitgeist andient, kannibalisiert auf Dauer seine Geschäftsgrundlage.

Republik, welche die Res publica, die öffentliche Sache, nicht mehr auf den Begriff bringen oder artikulieren kann, geschweige denn einen gemeinsamen Nenner findet, befindet sich im Stadium der Auflösung.

Spätestens mit Corona sind die Auflösungserscheinungen auch bei den Mitarbeitern angekommen. Ein Mitarbeiter des Südwestrundfunks, Ole Skambraks, wurde nach ungehörter interner Kritik und einem öffentlichen Brief, in dem er auf die vielen Versäumnisse in der Corona-Berichterstattung hingewiesen hatte, schliesslich gefeuert. Kürzlich abgewandt hat sich auch die langjährige ZDF-Moderatorin und 3sat-Redaktorin Katrin Seibold. Sie wirft ihrem ehemaligen Sender nicht nur vor, unausgewogen zu berichten, sondern schildert Situationen, in welchen die Redaktoren dazu aufgerufen waren, Fake News zu produzieren.

Wer nicht hören will, muss fühlen

Im Inneren des teuersten Wahrheitsministeriums gärt es, und die Wut wächst. Seit Skambraks' und Seibolds Weggang melden sich immer mehr kritische Stimmen, viele davon aus Angst vor Kündigung anonym. Auf der Website https://meinungsvielfalt.jetzt sind seit wenigen Tagen zahlreiche Kommentare und Stellungnahmen veröffentlicht, die ein trostloses Bild von der Binnenpluralität der öffentlichen Sendeanstalten zeichnen und Bände über den Frust der Mitarbeiter sprechen.

Die Corona-Berichterstattung hat für viele das Fass zum Überlaufen gebracht. So schreibt eine ARD-Mitarbeiterin: «Jeder kritische Ansatz wird gar nicht erst verfolgt – oder totrecherchiert. Dafür ‹freuen› sich alle, wenn sie eine neue runde Zahl der angeblich soundsovielten Corona-Toten in der Region verkünden können. Nach anfänglichem Kontra habe ich mehr oder weniger aufgegeben.»

Über 260 000 Menschen haben sich inzwischen der Initiative Leuchtturm ARD des Filmproduzenten Jimmy C. Gerum angeschlossen (https://leuchtturmard.de/). Dort sammeln sich Beitragsverweigerer, Petenten und Kläger, um die öffentlichen Sendeanstalten in einen Dialog zu zwingen.

Was in der Schweiz noch per Referendum von «No Billag» versucht wurde (letztlich erfolglos), steht offenbar nun in Deutschland an, wenn auch mangels Referendum auf aktivistischem Wege. Das Kalkül von Gerum & Co.: Sie wollen den Zwangsgebührenapparat mit einer kritischen Masse an Beitragsverweigerern aushungern sowie alle rechtlichen Mittel nutzen, um dadurch eine grundlegende Reform des öffentlichen Rundfunkwesens anzustossen. Wer nicht hören will, muss fühlen.

Suche nach ewigen Dingen und Werten

Geschichte scheint sich gerade wieder mal zu wiederholen, das gilt auch für die Rolle der Intellektuellen und deren Verhältnis zur Macht. Wer sich dem Zeitgeist andient, kommt vielleicht noch in zwangsgebührenfinanzierte Sendungen, kannibalisiert aber auf Dauer seine Geschäftsgrundlage.

Der Intellektuelle von heute wird wieder *bottom-up* geboren, nicht *top-down* erkoren. Der kanadische Psychologe Jordan Peterson wurde sicher nicht dadurch zum zeitweise wirkmächtigsten Intellektuellen des Westens, weil er sich den woken Sendern so gekonnt angedient hatte. Sondern weil er sich dem Zeitgeist widersetzte, ein individuelles Geschlechtsbekenntnis als Privileg anzubeten.

Der «Verrat der Intellektuellen», wie ihn Julien Benda 1927 erstmals beschrieben hat, ist heute in Zeiten woker Zensurbemühungen und grassierenden Haltungsjournalismus wieder aktueller denn je:

«Die Lage des modernen Clerc ist vielmehr charakterisiert vom Widerspruch zwischen seiner eigentlichen Aufgabe – seinem geistigen Amt: der Suche nach ewigen Dingen und Werten – und seinem Glauben, durch politische Aktivität an Statur gewinnen zu können.»

Doris Leuthard, einfach unverbesserlich

Studien zeigen, dass die Schweiz schon im Winterhalbjahr 2025 in eine Strommangel-Lage hineinschlittern könnte. Für die Schweiz wird es ungefähr ab diesem Zeitpunkt schwieriger, ihre Stromdefizite durch Importe aus EU-Ländern zu decken. Deshalb muss der Bund mit einem Milliardenregen Reservekapazitäten schaffen und den Ausbau von Strom aus Wasserkraft, Sonne und Wind noch stärker fördern.

Die Situation ist also ernst, aber Doris Leuthard, die uns das eingebrockt hat, zeigt sich bei einem Auftritt vor den Aargauer Gemeindeschreibern unbeeindruckt. Sie tat so, als könne man die aktuellen Probleme einfach und schnell lösen. Ein bisschen Elektromobilität hier, ein bisschen energetische Sanierung des Gebäudeparks da, nebenbei die Verfahren beschleunigen und dann kommen die Energie-Perspektiven schon zum Fliegen – dies in etwa Leuthards

Energie-Perspektiven: Leuthard.

Ergüsse, wie sie vom *Badener Tagblatt* verbreitet wurden.

Dass sie weiter keine neuen AKW will, das kann man dabei noch nachvollziehen – zumal sie das Neubauverbot für Atommeiler als Bundesrätin durchdrückte. Sie würde sich ja gänzlich unglaubwürdig machen, träte sie plötzlich für den Bau neuer Kernkraftwerke ein.

Etwas weit aus dem Fenster lehnte sich die Alt-Bundesrätin aber mit ihrer Aussage, niemand wolle in neue AKW investieren. Woher will sie das wissen? Wenn das AKW-Neubauverbot fallen würde, könnte man den Bau neuer Atomkraftwerke in der Schweiz sicher nicht ausschliessen.

Wahrscheinlich glaubt sie aber nicht einmal selber, was sie über die fehlenden Investoren sagt – sonst würde sie sich als pensionierte Bundesrätin wohl nicht mit so viel Engagement gegen eine Aufhebung des Neubau-Verbotes für AKW dermassen zur Wehr setzen.

Hubert Mooser

Bild: Salvatore Di Nolfi/Keystone; Cartoon: Kai Felmy

Showdown im Südpazifik

China will auf den Salomonen einen Marinestützpunkt einrichten. Australien warnt: «Das ist unser Hinterhof! Das ist unser Quartier!»

Francis Pike

London

Einflusssphären sind so was von 20. Jahrhundert», wurde uns erklärt, als Russland historische Ansprüche auf die Ukraine geltend machte. Derartige Kommentare fielen westlichen Beobachtern in der vergangenen Woche auf die Füsse, als China einen exklusiven Sicherheitspakt mit den Salomonen schloss und damit die politischen Verhältnisse im Südpazifik gehörig umkrempelte.

Die Salomonen, ein Archipel östlich von Papua-Neuguinea, bestehend aus sechs grossen und knapp tausend kleineren Inseln, sind Mitglied des Pacific Islands Forum (PIF), eines regionalen Kooperationsrats. Sie sind das Einfallstor zu Australien und Neuseeland – wer die Salomonen beherrscht, kontrolliert die Handelswege zwischen Australien und den USA.

Ikonische Schlacht

Zu Beginn des Pazifikkriegs versuchten die kaiserlich-japanischen Streitkräfte, auf Guadalcanal, der Hauptinsel der Salomonen, einen Marinestützpunkt zu errichten, um Australien vom Nachschub abzuschneiden. In der berühmt gewordenen Schlacht von Guadalcanal (1942–43), die den Wendepunkt im Pazifikkrieg markierte, gelang es amerikanischen Verbänden, den Vormarsch der Japaner aufzuhalten.

Diese ikonische Schlacht war Thema der ersten beiden Episoden von «The Pacific» (2010), der von Steven Spielberg und Tom Hanks produzierten und vielfach ausgezeichneten HBO-Miniserie. Die Salomonen waren auch Schauplatz der Schlacht im Korallenmeer, der allerersten Trägerschlacht, und später von zwei der anderen fünf Trägerschlachten in der Geschichte.

Dass die Salomonen sich China zugewandt haben, ist für den Westen geopolitisch ein schmerzhafter Verlust. Für Peking könnte sich nunmehr die Chance bieten, auf den Salomonen einen Marinestützpunkt einzurichten.

Die australische Innenministerin Karen Andrews stellte denn auch fest: «Das ist unser Hinterhof! Das ist unser Quartier!» – mit anderen Worten: Die Salomonen sind australische Einflusssphäre.

Scheckheftdiplomatie

Die Befürchtungen der Australier zeigen sich in der raschen Abkühlung der Beziehungen zu China, das zehn Jahre zuvor keineswegs als feindselige Macht erschienen war. 2012 legte die Labour-Regierung von Premierministerin Julia Gillard ein Weissbuch («Australien im asiatischen Jahrhundert») vor, das eine Annäherung an China in Aussicht stellte.

Dass die Salomonen sich China zugewandt haben, ist für den Westen ein schmerzhafter Verlust.

Inzwischen hat sich das Verhältnis zu China abgekühlt. Das immer aggressivere Auftreten der Volksrepublik im Südchinesischen Meer führte zu einer aussenpolitischen Kursänderung.

Probleme im Südpazifik gibt es schon eine ganze Weile. Wie mein Freund John McCarthy, ehemaliger australischer Botschafter in Amerika und Japan, einräumte: «Australien hat in den letzten Jahren nicht genug für die südpazifischen Nationen getan.»

Diese verarmten Inselstaaten, darunter Samoa, Tonga, Tuvalu, Neukaledonien, Französisch-Polynesien, Vanuatu, Nauru, die Cookinseln, Fidschi, Niue und Papua-Neuguinea, haben von dem bemerkenswerten wirtschaftlichen Erfolg der Australier in diesem Jahrhundert wenig abbekommen.

Kein Wunder also, dass die Chinesen mit Scheckheftdiplomatie und vermutlich fetten Schmiergeldern die Salomonen für sich gewinnen konnten. Als die Salomonen 2019 die diplomatischen Beziehungen zu Taiwan abbrachen und Beziehungen zur Volksrepublik aufnahmen, war das ein Warnschuss, der umgehend belohnt wurde: China erklärte sich bereit, für die South Pacific Games 2022 ein Stadion (mit 12 000 Sitzplätzen) zu bauen.

«Für uns der Nahe Norden»

Der Südpazifik – flächenmässig doppelt so gross wie China – ist eine ferne Region, deren Bedeutung im Westen kaum erkannt wird, die für Australien aber extrem wichtig ist. Wie Premierminister Robert Menzies 1939 feststellte: «Was für England der Ferne Osten, ist für uns der Nahe Norden.»

Die USA und Australien müssen im Rennen um den Südpazifik gegenüber einem Kontrahenten aufholen, der in seinem Bestreben, den Einfluss des Westens zu schwächen, zehn Jahre Vorsprung hat. Im Februar gab US-Aussenminister Anthony Blinken bekannt, dass die US-Botschaft in der Hauptstadt Honiara (auf Guadalcanal), seit 1993 geschlossen, wieder eröffnet werde.

Es drängt sich der Schluss auf, dass die Eindämmungspolitik des Westens gegenüber China ein fruchtloses Unterfangen ist: Löse ein Problem, und das nächste erhebt sein hässliches Haupt.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Cartoon: Kai Felmy

Böse Mutter, gute Stiefmutter

Das gute alte Klischee von der bösen Stiefmutter hat ausgedient. Neuerdings ist sie die «Bonusmutter». Ist das ein Fortschritt?

Sarah Pines

Sie bewundere sie sehr, sagt Pansy Osmond in Henry James' Roman «Bildnis einer Dame» (1881) zu ihrer Stiefmutter. Und sie wolle das Wort «Stiefmutter» auch gar nicht verwenden, weil sie sicher sei, dass sie sie gut behandeln werde. Die Worte der jungen Pansy an Isabel Archer sind der frühe literarische Versuch einer Rehabilitierung der «bösen Stiefmutter». Und tatsächlich, Isabel geht in ihrer Rolle der Stiefmutter auf, mit niemandem ausser ihrem Vater ist Pansy so glücklich. Gut auf die Stieftochter aufzupassen, ist Isabels höchster «Glaubensgrundsatz».

Aufwertung: Angelina Jolie und Tochter in «Maleficent» (2014).

Die «liebe Stiefmutter», wie Isabel sie verkörpert, war eine für das ausgehende 19. Jahrhundert ungewohnte Figur. Geläufig – beginnend mit der antiken Mythologie – war seit je die böse Stiefmutter. Die Tragödien des Sophokles und des Euripides erzählen von Stiefmüttern, die die Kinder ihres Mannes quälen, meist aus Eifersucht, aus Hass, manchmal sogar, weil der Stiefsohn die amourösen Avancen der Stiefmutter ausschlug und diese Rache für die erlittene Zurückweisung nimmt. Grimms Märchen «Schneewittchen», «Aschenputtel» oder «Hänsel und Gretel» erzählen von eifersüchtigen, missgünstigen Stiefmüttern und gequälten Prinzessinnen. Beliebtes Motiv in Romanen ist die von neidischen Stiefmüttern der besseren Gesellschaft verstossene schöne, junge Tochter.

Schneewittchens Zauberspiegel

Stiefmütter, so das Stereotyp, sind böse, egoistisch, emotional (auch sexuell) enthemmt, eifersüchtig, hinterlistig, betrügerisch. Sie wollen Stieftöchter hässlicher aussehen lassen, als sie sind, und erniedrigen ihre Schutzbefohlenen: Schneewittchens Stiefmutter befragt hierzu regelmässig den Zauberspiegel, in Sophokles Stück «Tyro» schneidet Sidero der jungen Tyro die Haare und schlägt ihr blaue Flecken auf die Wange. Der Vater bekommt dies nicht mit, er ist ebenso fern und naiv abgelenkt, wie die leibliche Mutter sanft war und tot ist.

Ergibt sich die Fürsorge der Eltern allein aus der biologischen Verbindung zum Kind? Nein, suggerieren jüngere kulturelle Phänomene, insbesondere Neuverfilmungen oder Kinderfilme. Das Gegenteil ist der Fall. Immer öfter tauchen Stiefmütter als gut und liebevoll, gar als die besseren oder effektiveren Mütter auf.

Gut, wird das Bild von der bösen Stiefmutter revidiert. Aber warum auf Kosten der biologischen Mutter?

In Deutschland gebietet es der gesellschaftspolitische Diskurs, seit 2019 nicht mehr von der Stiefmutter, sondern von der «Bonusmutter» zu sprechen. In den beiden «Maleficent»-Filmen («Die dunkle Fee») von 2014 und 2019 stirbt die irgendwie immer nur schlaff neben ihrem Tyrannenkönig sitzende Königin an gebrochenem Herzen, nachdem ihrer Tochter Aurora auf den Fluch der bösen Fee hin in einen hundert Jahre dauernden Schlaf gefallen war. Doch nicht etwa die drei guten Feen füllen fortan die Mutterrolle aus, sondern Malefiz höchstpersönlich, wunderbar gespielt von Angelina Jolie. Im zweiten Teil haben wir es mit einer bösen Königinmutter zu tun, die ihrer Familie mehr schadet als guttut. Der Disney-Film «Cruella» (2021) erzählt die Vorgeschichte der «101 Dalmatiner»: Die noch junge Cruella De Vil findet heraus, dass ihre liebevolle Mutter «nur» ihre Adoptivmutter, ihre leibliche Mutter hingegen eine niederträchtige Baronin ist, die sie von einer Klippe stossen wollte.

Bittere Ironie

Wenn Stiefmütter zu besseren Bonusmüttern werden, sind biologische Mütter nicht mehr gut und tot, sondern lebendig und böse. Der Grund für die allgemeine Aufwertung: die Entstigmatisierung der Frau, die mit der Stiefmutter in Film und Märchen zur Projektionsfläche aller negativen vermeintlich weiblichen Eigenschaften geworden war. Die böse Stiefmutter steht eigentlich für die böse Frau «an sich», so formulierte es die Feministin Andrea Dworkin in ihrem Buch «Women Hating – A Radical Look at Sexuality» (1974).

Es ist nichts dagegen einzuwenden, dass das Bild von der bösen Stiefmutter revidiert wird. Aber warum auf Kosten der biologischen Mutter? Warum ist die Stiefmutter ein «Bonuspunkt» im anscheinend falben oder grausamen Mutteralltag? Vordergründig ist die Aufwertung der Stiefmutter also ein weiterer Meilenstein des Feminismus in seinem Bestreben der Aufwertung der Frau jenseits patriarchaler Strukturen. Doch die gegenwärtige Umkehrung der Gut-böse-Dichotomie von Mutter und Stiefmutter ist eine bittere Ironie und letztlich auch wieder nur frauenfeindlich. Nur wenig hat der Feminismus so vehement bekämpft wie die «Mutter», die vom Mann unterdrückte Reproduktionsmaschine.

«Mit schweren Waffen ist niemandem gedient»

Gabriele Krone-Schmalz zählt zu den besten Russland-Kennerinnen Deutschlands. Wie sieht sie den Krieg in der Ukraine? Was ist die Lösung für den Frieden?

Roman Zeller

Geht es darum, Russland zu verstehen, kommt man nicht um Gabriele Krone-Schmalz herum. Bereits in ihrer Dissertation befasste sich die spätere ARD-Journalistin mit dem flächenmässig grössten Land der Welt. Zwischen 1987 und 1991 war sie Korrespondentin in Moskau, wo es ihr als erster Journalistin aus dem Westen gelang, Michail Gorbatschow zu interviewen. Für ihre Verdiente erhielt Krone-Schmalz 2008 die Puschkin-Medaille, eine prestigeträchtige Auszeichnung «in Anerkennung ihres Beitrages zur Festigung der Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen Russland und Deutschland».

Ihre Erlebnisse und Erfahrungen beschrieb die heutige Professorin für Journalistik in mehreren Bestsellern. Ihr Werk «Russland verstehen» sei gerade nicht erhältlich, wie Gabriele Krone-Schmalz am Telefon mitteilt. Titel und Inhalt müssen aktualisiert werden – um Missverständnissen vorzubeugen.

Weltwoche: Frau Krone-Schmalz, wie sind Sie für Ihre Tätigkeit auf Russland gekommen?

Gabriele Krone-Schmalz: Das hat vielleicht damit zu tun, dass ich im Kalten Krieg aufgewachsen bin und mir schon in jungen Jahren – vermutlich stabilisiert durch ein wunderbares Elternhaus – nicht vorstellen konnte, dass sich die Welt so simpel in Gut und Böse aufteilen lässt. Um mehr über die Ost-West-Konfrontation zu erfahren, habe ich osteuropäische Geschichte und politische Wissenschaften studiert. Nach einigen Jahren im innenpolitischen Bereich hat mir der Westdeutsche Rundfunk die Korrespondentenstelle in Moskau angeboten. Eine Riesenchance! Damals fing die Perestroika-Politik von Michail Gorbatschow gerade erst zu wirken an. Es gab so unendlich viel aus diesem Land zu berichten, das sich langsam, aber sicher öffnete.

Weltwoche: Sie waren von 1987 bis 1991 Korrespondentin in Moskau. Wie erlebten Sie diese Jahre am Ende des Kalten Krieges?

Krone-Schmalz: Als ungeheuer bereichernd und gleichzeitig als enorm anstrengend. Es hilft der eigenen Entwicklung sehr, mit seinem Wohnsitz mal die Seiten zu wechseln und hautnah zu erleben, dass man nicht der Nabel der Welt ist. Ich habe in der Zeit gelernt, zu akzeptieren, dass sich nicht alle Widersprüche auflösen lassen. Westliches Denken läuft ja eher darauf hinaus, für alles eine Lösung zu finden, alles irgendwie in den Griff zu kriegen. Aber das geht nicht, man muss Widersprüche auch mal aushalten. Ich hatte das Glück, in einer Zeit in Russland arbeiten zu dürfen, in der die Aufbruchsstimmung mit Händen zu greifen war und die Bereitschaft der Menschen, aufeinander zuzugehen und sich zu vertrauen. Nicht umsonst hat Michail Gorbatschow damals von einem europäischen Haus gesprochen, das man gemeinsam bauen wolle. Davon sind wir heute leider meilenweit entfernt. Trotzdem lohnt es sich, zu analysieren, warum das nicht geklappt hat. Und zwar schonungslos. Das heisst auch, mal einen Perspektivwechsel vorzunehmen und nicht immer nur alles aus der eigenen Warte zu betrachten.

«Wir balancieren auf der Rasierklinge»: Journalistin Krone-Schmalz.

Weltwoche: Haben Sie, als Deutsche, damals irgendwelche Ressentiments erfahren?

Krone-Schmalz: Nein, und das kann ich bis heute noch nicht fassen. In diesem Riesenreich gab es nirgendwo auch nur einen einzigen Menschen, der mir oder meinem Mann feindselig begegnet wäre. Diese Bereitschaft zur Vergebung für die deutschen Gräueltaten im Zweiten Weltkrieg wird meines Erachtens viel zu oft als selbstverständlich hingenommen. Dabei ist es eine moralische Höchstleistung, alles andere als selbstverständlich.

Weltwoche: Wie lautet Ihre wichtigste Erkenntnis über die Russen?

Krone-Schmalz: Ich glaube, «die» Russen gibt es genauso wenig wie «die» Amerikaner oder Deutschen. Wenn ich denn unbedingt etwas über russische Menschen sagen sollte, dann dies: verlässlich, von grosser Herzlichkeit und Tiefe, das Gegenteil von Oberflächlichkeit.

Weltwoche: Und was ist die falscheste Vorstellung, die über Russland herumgeistert?

Krone-Schmalz: Dass russische Menschen nicht in der Lage seien, sich um ihre eigenen Probleme zu kümmern.

Weltwoche: Während Ihrer Zeit in Moskau, wie frei waren Sie als Journalistin?

Krone-Schmalz: Sehr frei. Der politische Wille hiess Glasnost, Transparenz. Wir konnten in Russland zum Beispiel viel freier arbeiten als in der DDR.

Weltwoche: Wie steht es heute um die Meinungsfreiheit in Europa? Die EU hat unlängst Russia Today verboten, diesen «Propagandakanal des russischen Regimes».

Krone-Schmalz: Ich finde, dass es nicht zu unserem System und unserem Anspruch passt, ausländische Sender zu verbieten. Haben wir wirklich so viel Angst vor anderen Sichtweisen, anderen Meinungen? Was sagt das über den Zustand unserer Gesellschaft aus und über den sogenannten mündigen Bürger? Im Grunde machen wir damit genau das, was wir Russland und anderen Staaten vorwerfen.

Weltwoche: In der Zwischenzeit haben Sie mehrere Russlandbücher publiziert und befassten sich auch mit Putin. Was haben Sie, als Sie sich mit der Person des russischen Herrschers auseinandersetzten, über ihn gelernt?

Krone-Schmalz: Dass zwischen seiner ersten Amtszeit und heute eine grosse Veränderung stattgefunden hat. Ich beziehe mich nicht nur auf die denkwürdige Rede 2001 vor dem Deutschen Bundestag, die jetzt viele als argwöhnische Täuschung zu brandmarken

Bild: HorstGaluschka/imago images

suchen. Es gab ernstzunehmende Vorschläge für einen gemeinsamen Wirtschaftsraum – von Wladiwostok bis Lissabon – und für eine gemeinsame Sicherheitsarchitektur – von Wladiwostok bis Vancouver. Es gab bemerkenswerte Anstrengungen innerhalb Russlands zum Aufbau einer starken Zivilgesellschaft. Das lässt sich alles belegen. Und diese Westorientierung war zum damaligen Zeitpunkt keineswegs ein innenpolitischer Selbstläufer. Dafür hat Putin kämpfen müssen, denn die chaotische Zeit unter Boris Jelzin, dem ersten Präsidenten Russlands, hatte Werte wie Demokratie und Freiheit diskreditiert. Aber im politischen Westen hatte man sich offenbar entschlossen, Russland als zusammengekrachte Supermacht nicht ernst zu nehmen, und hat das auch deutlich gezeigt. Zudem wurde Putin lange Zeit lediglich als «KGB-Mann» wahrgenommen und nicht als Präsident eines Landes, das dabei war, sich von Grund auf umzustrukturieren.

Weltwoche: Was will Putin? Glauben Sie, dass er sich die Ukraine einverleiben will? Um zu alter sowjetischer Grösse zu finden?

Krone-Schmalz: Sagen wir es so: Ich habe mich schon mal geirrt, indem ich nie damit gerechnet hätte, dass Russland in die Ukraine einmarschiert. Aber ich bin nach wie vor aus guten Gründen davon überzeugt, dass es, jedenfalls bis vor kurzem, nicht Putins Ziel war, eine wie auch immer geartete Sowjetunion wieder aufleben zu lassen. Klar war und ist, dass es russische Sicherheitsinteressen massiv tangiert, wenn Länder wie die Ukraine oder Weissrussland wirtschaftlich und militärisch in westliche Bündnisse eingebunden sind. Darauf hat der russische Präsident immer wieder hingewiesen. Es war aus meiner Sicht nicht sehr hilfreich, wenn dann von westlicher Seite lediglich der Vorwurf kam, man befinde sich schliesslich nicht mehr im 19. Jahrhundert und im Denken von Einflusszonen. Das scheint mir einigermassen heuchlerisch. Oder wollte irgendjemand behaupten, die USA dächten nicht in Einflusszonen? Die Ukraine als Brücke zwischen Ost und West – das wär's gewesen. So sah das im Übrigen auch Henry Kissinger.

«Die Ukraine als Brücke zwischen Ost und West – das wär's gewesen. So sah das auch Henry Kissinger.»

Weltwoche: Wie bezeichnen Sie Russland, als westliches oder als östliches Land? Oder schwebt es irgendwo im Niemandsland?

Krone-Schmalz: Das ist eine interessante Frage, auf die es innerhalb Russlands auch durchaus unterschiedliche Antworten gibt. Wenn man es rein geografisch betrachtet, dann müsste die Antwort «eher östlich» lauten, denn der weitaus grösste Teil Russlands befindet sich östlich des Urals. Politisch, historisch und kulturell betrachtet, war der Schwerpunkt immer westlich des Urals. Ich habe allerdings den Eindruck, dass sich das Selbstverständnis Russlands, das ich noch bis vor gar nicht allzu langer Zeit eher als europäisch wahrgenommen habe, zu verschieben beginnt. Nicht ins Östlich-Asiatische, sondern hin zu einer Sonderform, die beide Elemente verbindet und von denen noch nicht klar ist, welches die Oberhand gewinnen wird.

«Ohne die USA wird es keine Lösung geben»: Borodyanka bei Kiew, 5. April.

Weltwoche: Treibt die russophobe Haltung des Westens Russland nun in die Arme Chinas?

Krone-Schmalz: Eindeutig, ja. Wobei Russland in dieser Konstellation der Juniorpartner ist. Russland und China – das ist keine Liebesbeziehung, eher eine Zweckgemeinschaft, die so lange funktionieren wird, wie sie den Interessen beider Staaten dient.

Weltwoche: Mit was für Gefühlen blicken Sie derzeit nach Moskau?

Krone-Schmalz: Mit grosser Sorge und Trauer. Ich denke an meine Freunde dort und versuche mir vorzustellen, wie sie sich fühlen. Als Aussätzige und Unerwünschte im europäischen Ausland, das sie so gerne bereist haben. Ich war jetzt wegen Corona länger nicht in Moskau und frage mich, wie sich die Restriktionen – man darf ja zum Beispiel das Wort Krieg nicht in den Mund nehmen – auf die Stimmung in dieser pulsierenden Metropole auswirken.

Weltwoche: Wie schätzen Sie die Sanktionen ein? Für wie einschneidend halten Sie sie?

Krone-Schmalz: Sie schaden Russland, überhaupt keine Frage. Ob sie dazu führen, dass der Krieg schneller beendet wird – da habe ich meine Zweifel. Nach dem Motto «Jetzt erst recht» ist in Russland eine Menge an Durchhaltewillen und Leidensbereitschaft zu mobilisieren. Eine Wagenburgmentalität gegen den Westen ist seit längerem festzustellen. «Der Westen will uns nicht», das denken viele. Was die westlichen Sanktionen allerdings auch bewirken, sind enorme und vermutlich noch nicht völlig absehbare Probleme für die Sanktionierenden selbst, je nach Land unterschiedlich stark ausgeprägt. Ich habe den Eindruck, dass viele von denen, die bei uns so vollmundig nach Öl- und Gasembargos rufen, keine wirkliche Vorstellung von den Konsequenzen haben. Mit ein bisschen frieren wird es nicht getan sein.

Weltwoche: Auf breites Unverständnis stösst heute, dass Angela Merkel 2008 die Nato-Mitgliedschaft der Ukraine blockierte. War dieser Entscheid wirklich ein Fehler?

Krone-Schmalz: Nein, auf keinen Fall. Die Ukraine in die Nato aufzunehmen, hätte meiner Ansicht nach damals schon zu kriegerischen Auseinandersetzungen geführt. Es war von Deutschland und Frankreich ein sehr weiser Entscheid. Aber man muss wissen, dass dadurch die Nato-Perspektive nicht vom Tisch war und in allen weiteren Nato-Papieren als Ziel erhalten geblieben ist.

Weltwoche: Geht es nach den Journalisten, hätte Deutschland längst die Gasleitung kappen, noch mehr und schneller schwere Waffen liefern, militärische Truppen senden müssen: Für wie gefährlich halten Sie diese kriegstreiberische Stimmungsmache?

Krone-Schmalz: Mich wundert die Chuzpe, mit der eine Berufsgruppe, deren Mitglieder weder gewählt noch in irgendeiner Form bevollmächtigt sind und die sich auch nicht im demokratischen Sinne verantworten müssen, versucht Politik zu machen. Ich halte das für inakzeptabel.

Weltwoche: Und wie beurteilen Sie Kanzler Olaf Scholz? ›››

Krone-Schmalz: Bis zu seiner Entscheidung, schwere Waffen zu liefern, war ich jeden Tag dankbar für die Mischung aus Gelassenheit und Entschlossenheit, einen dritten Weltkrieg zu verhindern. Ich hätte mir gewünscht, dass die Bürger für ihren Bundeskanzler mal auf die Strasse gehen, um ihm den Rücken zu stärken. Es erschreckt mich, dass laut Umfragen eine Mehrheit in unserer Gesellschaft die Lieferung schwerer Waffen richtig findet. Das wird den Krieg nicht verkürzen, sondern in die Länge ziehen, noch mehr Opfer fordern und das Risiko eines Weltkriegs deutlich erhöhen. Damit ist letztlich niemandem gedient.

Weltwoche: Wie entscheidend ist die Rolle von US-Präsident Joe Biden? Oder anders: Wie gefährlich ist seine konfrontative Politik für den Weltfrieden?

Krone-Schmalz: Klar ist, ohne die USA wird es keine Lösung geben. Zyniker behaupten, dass es zurzeit für die USA gar nicht besser laufen könnte: Russland und die Ukraine zerfleischen sich gegenseitig, man muss nur abwarten und versuchen, nach Möglichkeit einen dritten Weltkrieg zu vermeiden, wobei der sich im Fall der Fälle im Wesentlichen in Europa und nicht auf amerikanischem Territorium abspielen würde. Und wirtschaftlich – endlich ist die verhasste Pipeline Nord Stream 2 Geschichte und der Weg frei zur Vermarktung von Fracking-Gas aus den USA, das bisher aus Umweltschutzgründen und wegen des hohen Preises eher keine Chance hatte. Die Sanktionen schaden Russland und der EU, den USA schaden sie eher nicht. Der amerikanische Präsident hat natürlich das Problem, mit uneindeutigen Mehrheitsverhältnissen umgehen zu müssen. Und faktisch «drohen» alle zwei Jahre Wahlen, deren Ausgang alles andere als sicher ist. Über alldem darf nicht in Vergessenheit geraten, dass dieser russische Angriffskrieg gegen die Ukraine zu verurteilen ist, aber das darf einem nicht den Blick auf die Realitäten vernebeln. Im Grunde sollte Krieg in unseren sogenannt zivilisierten Zeiten ohnehin keine Option mehr sein. Aber das ist wohl Wunschdenken.

Weltwoche: Wie lautet Ihr Idealszenario, um diesen Krieg zu beenden?

Krone-Schmalz: Das Idealszenario muss auf jeden Fall leisten, dass alle Beteiligten gesichtswahrend aus dieser Sache herauskommen. Wer sich auf den Standpunkt stellt, dass man das «diesem Kriegsverbrecher Putin» nicht zubilligen dürfe, sollte sich fragen, ob es ihm wirklich um die Beendigung des Leids geht oder um die eigene Befindlichkeit. Nochmals ganz deutlich: Nichts rechtfertigt diesen Krieg, aber jetzt kann es nur darum gehen, dem so schnell wie möglich ein Ende zu bereiten, und nicht darum, irgendwelche Lektionen erteilen zu wollen. Das wird letztlich auf dem Rücken der Ukrainer ausgetragen und der Soldaten, die auf beiden Seiten sterben.

Weltwoche: Ihre Lösung für sofortigen Frieden?

Krone-Schmalz: Ich habe die Waffenlieferungen von Anfang an für falsch gehalten, weil sie nicht dazu führen werden, dass die Ukraine «gewinnt», sondern nur dafür sorgen, dass der Krieg in die Länge gezogen wird. Dann balancieren wir weiterhin auf der Rasierklinge mit Blick auf einen dritten Weltkrieg. Ich hätte nie gedacht, dass ich in meinem Beruf mal der Geheimdiplomatie das Wort reden würde. Aber jetzt hoffe und wünsche ich, dass genau das auf höchster Ebene passiert. Das mindert das Risiko von Gesichtsverlust der Beteiligten und das Zerreissen jedes Halbsatzes in den Medien. Wenn wir uns erinnern, was entspannungspolitisch alles möglich ist, dann müssen wir nur an den Beginn der sogenannten neuen Ostpolitik denken. Auch die begann ohne Öffentlichkeit, unmittelbar nachdem die Sowjetunion 1968 die Demokratiebewegung in der Tschechoslowakei niedergewalzt hatte. Das Ergebnis ist bekannt: über Jahrzehnte nur Vorteile für alle Beteiligten, sowohl humanitär als auch wirtschaftlich.

Gestalter:innen von morgen lesen die Handelszeitung von heute.

Digital-Abo inkl. Newsletter jetzt sichern

1 Jahr kostenlos für Studierende!

Ein breites Wirtschaftswissen hilft die Zukunft erfolgreich zu gestalten.
Jetzt für alle Studierenden zum Nulltarif.

HANDELSZEITUNG STUDENTS

Cartoon: Kai Felmy

TAMARA WERNLI

Je klüger, desto weniger Sex?

Eine These unter Wissenschaftlern lässt aufhorchen.

Die männlichen Leser sollten sich heute möglicherweise ein Coolpack bereithalten. In einem aktuellen Video unterhält sich der bekannte kanadische Psychologe Jordan Peterson mit dem Evolutionspsychologen David Buss darüber, wie Frauen ihre Sexualpartner auswählen. Sie betrachten das Thema von einem evolutionsbiologischen Standpunkt aus und sind sich einig: Die sexuelle Auswahl des Partners geschieht ganz und gar nicht zufällig.

Buss klärt über eine Studie auf, die den Teilnehmern die Frage stellte: Was ist das minimale Perzentil an Intelligenz, das Sie bei einem potenziellen Partner akzeptieren würden? Das Resultat: Geht es um den Ehepartner, sieht es bei Männern und Frauen etwa gleich aus, beide Geschlechter wissen genau, was sie wollen, auf der gaussschen Kurve sind sie zwischen der 65. und der 70. Perzentile. In anderen Worten, der Partner sollte sich auf der Intelligenzskala mindestens im oberen Mittelfeld befinden.

Ganz anders beim Sexualpartner. Laut der Untersuchung wünschen sich Frauen denselben Level an Intelligenz, auch wenn es nur um *casual sex* geht. Mindestens im oberen Mittelbereich soll der IQ des Partners für den Matratzentango liegen. Bei den Männern hingegen fällt der Wert auf – Zitat Buss – «embarrassing levels», beschämende Level: Wollen sie mit einer Frau ins Bett, ist ihnen die Intelligenz schnuppe, komplett irrelevant. Die Zahl liegt hier bei der 35., 40. Perzentile. Buss' Kommentar an der Stelle sorgt für Lacher bei Peterson. «Solange sie irgendwie nuscheln kann, ist's für den Mann o. k.» Na ja, gut, sprechen beim Sex wird ja auch überbewertet.

Nun, diese Studien sind einleuchtend – und sie würden, gemäss meiner Interpretation, aussagen: Je klüger ein Mann ist, desto mehr kommt er in den Genuss von Sex. Nur hinkt das der Realität doch etwas hinterher. Ich glaube, in einem Punkt sind die Damen bei ihren Angaben nicht ganz aufrichtig – oder sie meinen es vielleicht so, handeln aber nicht entsprechend. Vielleicht ist es auch die weibliche Gewohnheit; sie brauchen, selbst im 21. Jahrhundert, eine gewisse Überwindung, um sich Dinge zur eigenen Sexualität einzugestehen.

Es ist wohl wahr, Frauen wollen keine Dumpfbacken, wer bei ihnen als Liebhaber landen will, muss schon ein paar Tricks beherrschen. Intelligenz ist ihnen wichtig, Intelligenz ist sexy. Und was wohl in der Tendenz auch stimmt: Frauen verhalten sich gegen unten nicht ganz so tolerant wie die Männer. Aber: Intelligenz sieht man ja auf den ersten Blick nicht. Auch nicht auf den zweiten. Bist du als Mann nicht im Besitz eines bestimmten Looks, zumindest einer sehr akzeptablen Erscheinung, kommst du doch gar nicht an den Punkt, wo eine Frau sich entschliesst, deine Intelligenz überhaupt zu beurteilen. Nachts im Klub, ein paar Drinks intus und mit der Lust nach Spass im Handtäschchen, stöckelt kein weibliches Wesen mit dem Fragebogen herum und erkundigt sich zu Intelligenzthemen, und wer am höchsten skort, den nimmt sie mit nach Hause.

Vergleichen Sie es mit Schuhen; als Erstes fallen uns im Geschäft jene auf, die geil aussehen. Toller Absatz, hübsche Riemchen, sofort gehen wir damit im Geiste unser Erscheinungsbild beim nächsten Ausgang durch, ziehen sie zum Anprobieren mit bebenden Fingern aus dem Regal. Alle anderen lassen wir für den Moment links liegen. Chancenlos. Für den perfekten Look sind wir bereit, ein Stück Komfort aufzugeben, nehmen Alltagsuntauglichkeit in Kauf (und geben bei Umfragen natürlich an, Schuhe müssten «bequem» sein). Und so ist es auch mit Männern: Frauen opfern gerne einige Intelligenzpunkte im Tausch für ein attraktives Äusseres, wenn es um *casual sex* geht.

Der *gate opener* ist der Look, gekoppelt an selbstbewusstes Auftreten. Ohne diese Eigenschaften hat der Mann gar nicht erst die Chance, die Frau von seiner Intelligenz zu überzeugen – und wenn er zudem noch gute Flirt-Skills besitzt und charmant ist: Bingo! Schaut man sich auf Tinder um und in den Klubs, sind es nicht die Informatiker, Mathematiker und Physiker, die die meisten Frauen nach Hause begleiten.

Emanzipationsmässig fände ich es schön, wenn Frauen ein bisschen ehrlicher mit sich selbst wären und sagten, «ja, manchmal will ich einfach meinen Spass haben, und alles, was es dazu braucht, ist ein attraktiver Typ mit tollem Body». Dagegen ist überhaupt nichts einzuwenden. «Ich kann ihm ja das Maul zuhalten, wenn er dummes Zeug daherredet.» Männer scheinen diesbezüglich ehrlicher. Klar sollte die Auserwählte optisch ihrem Geschmack entsprechen, dennoch sind sie weit weniger selektiv; ist es nicht für die Ewigkeit, setzen sie innerliche wie äusserliche Massstäbe längst nicht so hoch an. Und gerade weil Männer weniger selektiv sind, gelingt es Frauen leichter, einen Liebhaber zu finden, als umgekehrt. Sie sind weniger unter Druck, während sich Männer, um von ihnen ausgewählt zu werden, untereinander viel härter messen müssen.

Sex hat einen zentralen Stellenwert im Leben von Menschen – und wir Frauen haben diesbezüglich evolutionsbiologisch gesehen einen kleinen Vorteil, würde ich sagen. Um bei den Männern zu landen, müssen wir einfach die Speisekarte lesen können.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Propaganda und Realität

Die *Weltwoche* glaubt, ohne westliche Waffenlieferungen wäre der Ukraine-Krieg längst beendet. Doch was hiesse dies für die Ukrainer und andere Nachbarstaaten Russlands?

Andreas Limburg

In diesen Spalten wird verschiedentlich die Meinung vertreten, der Krieg in der Ukraine hätte ohne Unterstützung des Westens längst mit der unvermeidlichen Niederlage der Überfallenen geendet. Wer die westliche Unterstützung der Ukrainer befürwortet, trage ab jetzt «Mitverantwortung […] für jeden Toten» in der Ukraine, meinte gar Mario Widmer. Doch niemand, der den russischen Sieg herbeiredet, damit Putin besänftigt sei und bei uns endlich wieder Ruhe einkehren würde, scheint sich so recht Gedanken zu machen, was das in erster Linie für die Ukrainer und im Weiteren für andere russische Nachbarstaaten bedeuten würde.

Wenn Putin sein eigenes Volk am 24. Februar nicht belogen hat, ist das offizielle Ziel der «militärischen Operation» Russlands in der Ukraine die «Entmilitarisierung und Entnazifizierung» der Ukraine. Weiter behauptete Putin, Russland plane nicht, «ukrainische Gebiete zu besetzen». Er meinte schliesslich wörtlich: «Wir haben nicht die Absicht, jemandem etwas mit Gewalt aufzuzwingen.» So weit die Propaganda.

In der Realität kann man kaum ein Land mit 42 Millionen Einwohnern gegen dessen Willen entmilitarisieren, ohne Gewalt anzuwenden und die militärische und zivile Infrastruktur zu zerstören. Es sei denn, man lebt in der Illusion, das Volk begrüsse die «Spezialoperateure» als Befreier und alle staatlichen Kräfte (Militär, Polizei, Geheimdienste etc.) würden ihre Waffen dann umgehend niederlegen – wozu sie Putin am 24. Februar auch aufgefordert hat.

Grauen der Entnazifizierung

Eine Entmilitarisierung der Ukraine bedeutet nicht ein Land ohne Armee, sondern ein Land, das von russischen Truppen besetzt wäre, um die Entmilitarisierung dauerhaft durchzusetzen. Da die ukrainische Bevölkerung die Russen als Feinde wahrnimmt und die Ukraine direkt an Nato-Staaten angrenzt, dürfte diese russische Besatzungsarmee sehr gross und sehr gut ausgerüstet sein. Der Befehlshaber wird umfassend bevollmächtigt sein, um die Ukraine rigoros unter Kontrolle halten zu können. Willkürliche Verhaftungen, Folter und Erschiessungen von angeblichen Spionen, Saboteuren und so weiter wären an der Tagesordnung. Die Anzahl der Toten könnte nach einigen Jahren Besatzung die Kriegstoten um ein Mehrfaches übersteigen.

Sehr realitätsfern erscheinen die verständnisvollen Putin-Interpreten, die Russlands Sieg befürworten, wenn es um den Vorgang der Entnazifizierung geht. Sie unterschlagen diesen Aspekt schlichtweg. Wir wissen nicht, wie Moskau gedenkt, diese «Entnazifizierung» zu erreichen. Putins «Kriegserklärung» definiert den Begriff des Nazis nicht weiter. Sie erwähnt am Rande, dass die Ukrainer selber gewisse Personen auf der Krim als «Nazis» bezeichnet hätten, und spricht von «Neonazis» und «extremen Nationalisten» in der Ukraine.

Georgien, das ehemalige «Tessin» der Sowjetunion, erscheint besonders gefährdet.

Wird es so ablaufen wie 1920/21, als die Rote Armee nach ihren Einmärschen in Georgien, in die Ukraine und anderswo Zehntausende von Menschen umgebracht oder für immer verschleppt hat? Oder werden es gar Säuberungen nach dem Beispiel von Stalin sein? Dann stiegen die Opferzahlen in die Millionen.

Möglicherweise kommen «Entnazifizierungseinheiten» in die Ukraine, die mit russischen Juristen und Richtern den angeblichen Nazis den Prozess machen werden. Gilt dann für die Angeklagten die Unschuldsvermutung und das rechtliche Gehör, wie es Putins Wortführer für die möglichen Täter von Butscha einfordern? Eigentlich wissen wir doch alle, was diesen sehr wahrscheinlich wahllos verhafteten angeblichen Nazis bei einer russischen «Entnazifizierung» droht: Folter, Vergewaltigung und Erschiessung oder Tod durch den Strang. Allenfalls gibt es für das russische Volk im Spätprogramm noch ein paar Schauprozesse. Vielleicht verstehen wir darum, warum die Ukrainer – mit oder ohne Waffen aus dem Westen – bis zum Ende für ihr Land und ihr Leben kämpfen wollen und sich nicht ergeben werden.

Landweg wohin?

Die Befürworter eines russischen Sieges behaupten, dass Mariupol bisher die strategisch wichtigste Stadt für die Russen sei. Hierfür wurde sie nach übereinstimmenden Berichten und Bildern – entgegen dem angeblichen Kriegsziel – beinahe vollständig zerstört. Offensichtlich war dieses ursprünglich erklärte Kriegsziel eine Diktatorenlüge zur Beruhigung der russischen Bevölkerung und der russischen Soldaten. Es geht eben nicht (nur) um Entnazifizierung und Entmilitarisierung, sondern um eine dauerhafte, gewaltsame Besetzung zumindest des Südens und Ostens der Ukraine zur Sicherung des Landwegs von Russland (vorderhand) bis nach Moldawien. Was dies für die Hafenstadt Odessa bedeutet, muss man nicht gross ausführen. Würde dieses Kriegsziel erreicht, wäre die Ukraine vom Schwarzen Meer als wichtigstem Transportweg und bedeutender Tourismusattraktion abgeschnitten und somit als verkrüppelte Nation politisch und wirtschaftlich stark gefährdet, was ganz im Sinne Russlands wäre.

Wenn Russland siegt, dann ist noch nicht Schluss, sondern es geht mit der russischen Aggression in Georgien oder Moldawien weiter. Oder in Finnland, dem Baltikum oder wo immer es Putin beliebt. Entsprechende Vorkehrungen werden bereits getroffen. Georgien, das ehemalige «Tessin» der Sowjetunion, erscheint besonders gefährdet.

Andreas Limburg ist Rechtsanwalt in Zürich.

Cartoon: Kai Felmy

Berset-Schreck aus Oerlikon

Schon glaubte die Filmlobby um den Kulturminister die Lex Netflix unter Dach und Fach. Da tauchte wie aus dem Nichts ein kampfeslustiger Jungpolitiker namens Matthias Müller auf.

Marcel Odermatt

Zug

Ein hundert Kilogramm schwerer Muskelmann, der mehrmals in der Woche seinen Körper im Fitnessstudio stählt, könnte am 15. Mai Kulturminister Alain Berset einen Schlag verpassen, der dem SP-Magistraten länger Schmerzen bereiten würde. Anfangs belächelt, hat sich Matthias Müller zum eigentlichen Schreck des kunstaffinen Berset und der Schweizer Kulturschickeria gemausert.

Was ist passiert? Die Filmlobby glaubte, das Ei des Kolumbus gefunden zu haben, wie sie schnell und schmerzlos mehr Mittel abräumen kann. Ihr Plan: Statt mühsam in den Parlamenten mehr Subventionen zu beantragen, sollen die Streaming-Dienste von US-Konzernen wie Netflix vier Prozent ihres Umsatzes abliefern, um zusätzliche 30 Millionen Steuerfranken in die bereits hochsubventionierte Branche zu spülen. Weil insbesondere junge Leute diese Angebote nutzen und diese Interessengruppe schlecht in Bern vertreten ist, dachten Berset und Co., sie hätten leichtes Spiel.

Fan von Sean Connery

Doch dann tauchte Muskelpaket Müller auf, der Präsident der Jungfreisinnigen. Mit anderen Nachwuchsgruppierungen ergriff er zum Entsetzen der Kulturszene das Referendum gegen die schon sicher geglaubten Gelder. Und wieder einmal entfaltete sich der Zauber der direkten Demokratie: Ein 29-jähriger Jurist, der mit seiner Freundin in Zürich Oerlikon lebt, am Zuger Kantonsgericht tätig ist und Filme mit Sean Connery mag, duelliert sich plötzlich mit den Mächtigsten des Landes.

Und mit jedem Aufeinandertreffen merkten die Lex-Netflix-Anhänger, dass sich «Matt», wie ihn seine Freunde nennen, monatelang ins Dossier reingekniet hatte und alle Aspekte der Vorlage kennt. Entsprechend reagieren die Exponenten immer gereizter. «Vor allem in den sozialen Medien gebärden sich die Befürworter des Filmgesetzes immer aggressiver und unsachlicher», sagt Müller bei einem Treffen in Zug. So könne es schon vorkommen, dass er als «halbwüchsiger Jungfreisinniger» abgekanzelt werde.

«Befürworter gebärden sich immer aggressiver»: Muskelpaket Müller, 29.

Dabei hofft Müller genau auf diese Generation: «Ich bin überzeugt, dass die Jungen uns mehrheitlich unterstützen. Von ihnen können die wenigsten verstehen, weshalb ihre Streaming-Abos teurer werden sollen beziehungsweise jeder dritte Film auf Netflix, Disney+ et cetera zwingend europäischer Herkunft sein muss.» Interessant zu beobachten dürfte sein, was geschieht, wenn die Filmlobby einen knappen Sieg einfährt. Selbst dann stünde ihr Triumph noch nicht definitiv fest. Müller und sein Referendumskomitee haben beim Bundesgericht eine Abstimmungsbeschwerde eingereicht.

Statt auf staatliche Vorschriften setzt er auf Freiheit und Eigenverantwortung.

Sie beurteilen die offiziellen Abstimmungsunterlagen des Bundes als «irreführend». Bersets Beamte hatten behauptet, ein Grossteil der umliegenden Länder kenne eine Investitions- oder Abgabepflicht. Sie suggerierten damit, die Schweiz würde nur etwas nachvollziehen, was in vergleichbaren Staaten bereits Standard sei. Eine Darstellung, die falsch ist und die Bundeskanzlei zu Präzisierungen zwang.

«Fällt das Urteil eng aus, könnte es deshalb durchaus sein, dass die Richter in Lausanne entscheiden, dass der Urnengang wiederholt werden muss», sagt Müller, der an der Universität St. Gallen Rechts- und Wirtschaftswissenschaften studiert hat. Tatsächlich annullierte das Bundesgericht 2019 die Abstimmung zur Heiratsstrafe, weil die Bundesverwaltung im Vorfeld der Abstimmung ebenfalls mit falschen Zahlen hantiert hatte.

Dank dem politischen System des Landes ist es immer wieder möglich, dass junge Menschen wie Müller plötzlich aus dem Nichts auf die grosse Bühne treten. Von seiner Ausrichtung her verortet er sich selber als Anhänger von Thierry Burkart. Wie der gegenwärtige FDP-Präsident lehnte er im vergangenen Jahr die beiden wichtigsten Anliegen – das Rahmenabkommen mit der EU und das CO2-Gesetz – ab. Statt auf staatliche Vorschriften setzt er auf Freiheit und Eigenverantwortung.

Zwei Wundertüten

Müller überlegt sich im Moment, ob er im nächsten Jahr in Zürich für den Nationalrat kandidieren soll. Neben dem Goldküsten-Vertreter Beat Walti, den beiden Wundertüten Hans-Peter Portmann und Doris Fiala, die 2023 sowieso zurücktritt, der Funktionärin Regine Sauter und dem bei den Grünliberalen populären Andri Silberschmidt hätte es durchaus Platz für einen Freisinnigen, der ordnungspolitisch liberale Prinzipien vertritt.

Doch Müller zögert. Ihn würde es auch reizen, im Ausland – in den USA oder Asien – zu arbeiten. Es ist wie bei den Streaming-Diensten: Den Möglichkeiten sind keine Grenzen gesetzt, die besten Talente und Filme reüssieren. Heimatschutz, wie ihn die Lex Netflix verlangt, bringt niemanden weiter.

Bild: Anthony Anex/Keystone

Goldenes Zeitalter der Marcos-Familie

Die Philippinen gehen vorwärts in die blutige Vergangenheit: Der Clan des früheren Diktators greift nach der Macht.

Claude Cueni

«Königin der Diebe»:

Seit 2016 regiert Rodrigo Duterte, 77, die Philippinen. Eine Amtszeit dauert sechs Jahre, eine zweite ist gemäss Verfassung nicht erlaubt. Darum nannte Duterte frühzeitig seinen Wunschkandidaten für die Präsidentschaftswahl vom 9. Mai 2022: Ferdinand «Bongbong» Marcos, 64, den Sohn des Diktators Ferdinand Marcos (1917–1989). Der Junior kandidierte 2016 für das Amt des Vizepräsidenten und unterlag der Anwältin Leni Robredo, 56.

Sechs Jahre später kämpfen Marcos und Robredo erneut gegeneinander, diesmal um die Präsidentschaft. Marcos liegt gemäss Umfrage mit 56 Prozent in Führung, Robredo mit 23 Prozent auf Platz zwei. Sie verspricht, was alle versprechen: weniger Armut, weniger Kriminalität, weniger Korruption und ein Ende der «Anarchie der Familie». Gemeint ist die in Asien verbreitete Sitte, politische Ämter an den Nachwuchs «weiterzuvererben».

Duterte plante, als Vizepräsident zu kandidieren, um der Strafverfolgung zu entgehen. Aber kein Präsidentschaftskandidat wollte ihn. Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag ermittelt gegen ihn wegen 7000 Morden. Duterte kennt die Spielregeln. Nach seinem Wahlsieg 2016 liess er Justizministerin Leila de Lima sogleich medienwirksam im Parlament verhaften. Sie sitzt immer noch hinter Gittern. Wer rettet nun Duterte? Niemand.

Deal mit Duterte

Jetzt ist «Bongbong» Marcos nicht mehr Dutertes Wunschkandidat, sondern «ein verwöhnter Kokainabhängiger, der zu schwach ist für das Amt des Präsidenten». Denn als Vize wählte Marcos ausgerechnet die Rechtsanwältin Sara Duterte-Carpio, 43, die Tochter von Duterte. Die Beziehung zu ihrem Vater ist «kompliziert». Sie ist die Bürgermeisterin der Millionenstadt Davao City. Das Amt hatte zuvor ihr Vater inne. Sie war sein Vize und erbte die Pfründe, als er Präsident wurde. Jetzt amtet ihr Bruder Paolo als ihr Vize, und auch ihre Mutter und der jüngere Bruder Sebastian bekleiden politische Ämter.

Die meisten Marcos-Wähler hätten lieber erneut Rodrigo Duterte gewählt, das Original. «Bongbong» Marcos ist zweite Wahl. Doch wo Duterte draufsteht, steckt der Marcos-Clan drin, eine Polit-Dynastie, die seit Generationen die Provinz Ilocos Norte beherrscht. Die beiden Familien waren schon immer eng miteinander befreundet. Dutertes Vater diente bereits unter dem Diktator.

Die Marcos finanzierten 2016 einen Teil von «Dirty Harrys» Wahlkampf. Als Gegenleistung vergass Duterte sein Wahlversprechen, die gestohlenen Marcos-Milliarden aufzuspüren. Und mehr noch: Der Clan durfte den einbalsamierten Leichnam des Diktators auf dem Heldenfriedhof begraben. Seit 1993 war der Patriarch auf dem Familienanwesen in einem Glassarg aufbewahrt gewesen.

«Bongbong» mimt den Gentleman

Nebst Marcos und Robredo kämpfen vier weitere Kandidaten um den Einzug in den Malacañang-Palast. Am 4. Februar fand die erste grosse Fernsehdebatte statt. Einer fehlte: «Bongbong» Marcos. Er mag keine kritischen Fragen, zum Beispiel nach den 75 000 dokumentierten Verbrechen, die sein «geliebter Dad» begangen hat, darunter willkürliche Internierungen, Folter und Mord. Oder nach dem Verbleib der 10 Milliarden Dollar, die der Clan dem Land gestohlen hat. Die Schweiz blockierte 685 Millionen Dollar Marcos-Gelder und gab sie nach Jahren an den philippinischen Staat zurück.

Das kleptokratische Regime der Marcos-Familie galt in jener Zeit als das zweitkorrupteste der Welt. «Bongbong» Marcos nennt diese Zeit das «goldene Zeitalter der Philippinen».

Zur Eröffnung seiner Wahlkampagne hielt er eine zwanzigminütige Rede, in der er 21-mal das Wort «Einheit» benützte. Das ist sein Programm: Einheit. Die blutige Vergangenheit solle man «den Geschichtsprofessoren überlassen». Marcos greift keine Mitbewerber an, das finden seine Wähler sympathisch. Er lässt angreifen, das halten seine Fans für Fake News. Er mimt den Gentleman, der über den Dingen steht.

Auch schriftliche Interviews lehnt er ab. Er stellt die Fragen, so wie in der TV-Show «Toni Talks». Die befreundete Schauspielerin Toni Gonzaga führte das Gespräch. Marcos war ihr Trauzeuge. Wir erfuhren, dass sein Vater einst allen Klassenkameraden ein Glacé spendiert hatte. So einer war Ferdinand Marcos, unglaublich nett. Und einmal lacht «Bongbong» Marcos in die Kamera: «Alle grossen Männer haben viele Feinde. Wenn du deine Gegner wütend machst, hast du einen guten Job gemacht.»

Am liebsten tritt Marcos allein auf. In über 200 Videoblogs schwärmt er von seinem Vater, dem «besten Präsidenten, den die Philippinen jemals hatten». Wir erfahren, dass er die gleiche Kleidergrösse hat wie sein Vater, die gleiche Stimme. Bereits als 23-Jährigen ernannte ihn sein Vater zum Vizegouverneur der

Cartoon: Kai Felmy

Diktatoren-Witwe Imelda Marcos (3. v. l.) mit Sohn «Bongbong» (2. v. l.) und Familie.

Heimatprovinz Ilocos Norte, sechs Jahre später zum Gouverneur. Als Strohmann der Telekommunikationsfirma Philcomsat bezog er ein für die damalige Zeit astronomisches Jahresgehalt von rund 1,16 Millionen Dollar. Seine Videoblogs sind Homestorys, Reality-Soaps.

Zahlreiche Organisationen und Privatpersonen, darunter Angehörige von Folteropfern, verlangten von der Wahlaufsichtskommission die Disqualifikation von Marcos, weil er mittlerweile 23 Milliarden Peso Steuerschulden hat. Bereits 1997 hatte ihn das Oberste Gericht zur Zahlung verpflichtet. Gemäss Verfassung kann er deshalb nicht kandidieren. Die Wahlaufsichtskommission müsste ihn ablehnen. Sie tut es nicht.

«Uns gehört praktisch alles»

Imelda Marcos, 92, die Witwe des verstorbenen Diktators, hat es nie verwunden, dass ihr Clan 1986 aus dem Land vertrieben wurde. Corazon Aquino übernahm darauf die Präsidentschaft und gründete als erste Handlung die Presidential Commission on Good Government (PCGG), die ausschliesslich die Aufgabe hat, die verschwundenen Marcos-Milliarden aufzustöbern. Interne Korruption schmälerte den Erfolg. 1991 wagte der Clan deshalb die Rückkehr auf die Philippinen. Imelda spottete in Interviews, es gebe wesentlich mehr Geld, als die PCGG bisher aufgestöbert habe: «Uns gehört praktisch alles auf den Philippinen.»

Sie gehört zum Clan der Romuáldez, einer der achtzehn Grossfamilien, die seit Generationen den Inselstaat beherrschen. 1993 wurde sie wegen Diebstahls zu achtzehn Jahren Gefängnis verurteilt, fünf Jahre später hob das Oberste Gericht das Urteil «wegen technischer Fehler» auf. Sie sass nicht einen Tag hinter Gittern. Seit 2014 arbeitet sie daran, dass ihr Sohn Präsident wird und sie zurück in ihren Malacañang-Palast bringt.

Seit 2014 arbeitet sie daran, dass ihr Sohn Präsident wird und sie zurück in ihren Malacañang-Palast bringt.

Sie selbst hat mittlerweile 901 Klagen am Hals und wurde 2018 zu 42 Jahren Gefängnis verurteilt. Aber die «Königin der Diebe» musste ihre Strafe wegen «fortgeschrittenen Alters» nie antreten. Sie war einst das Glamour-Girl der Philippinen, der Malacañang-Palast ihr Buckingham Palace. Sie brachte die Beatles nach Manila, in Quezon City stiegen Muhammad Ali und Joe Frazier in den Ring. Fidel Castro gestand ihr, er habe noch nie eine so schöne Frau gesehen. Sie sagte: «Mag sein, dass ich der grösste Star der Gegenwart bin, aber ich bin vor allem die Sklavin der kleinen Leute.»

2014 schmiedete sie einen Plan. Zuerst sollte der ramponierte Ruf der Familie wiederhergestellt werden, um eine spätere Rückkehr zur Macht zu ermöglichen. Die Familie kontaktierte die New Yorker Firma Cambridge Analytica, die in den sozialen Medien versuchte, das Wahlverhalten zu beeinflussen. Ex-Angestellte und Whistleblowerin Brittany Kaiser sagt, die Familie habe um ein Rebranding des Familiennamens Marcos gebeten. Cambridge Analytica schlitterte 2018 in die Insolvenz.

Marcos beauftragte eine philippinische Partnerfirma und startete eine gewaltige Desinformationskampagne. Chinesische und philippinische Troll-Farmen veranstalten seitdem ein beispielloses *brainwashing* und verbreiten täglich auf Facebook, Tiktok, Youtube, Twitter und Instagram koordinierte Fake News und zünden Shitstorms gegen die zweitplatzierte Leni Robredo. Geld spielt keine Rolle.

Die Pandemie hat viele Debatten ins Internet verschoben. Von Anfang an fokussierte «Bongbong» Marcos seine Kampagne auf die sozialen Medien. Hier findet er seine Zielgruppe, junge Menschen, die nach der Diktatur geboren sind. Antonio La Viña, Ex-Direktor der Ateneo de Manila University, einer Kaderschmiede für künftige Regierungsbeamte, sagt, die Hälfte der Wähler sei zwischen 18 und 41, sie hätten das blutige Kriegsrecht nie am eigenen Leib erfahren. Informationen beziehen sie aus den sozialen Medien. Es sei einfach, die Jugend davon zu überzeugen, dass Folter und Morde nie stattgefunden hätten. Selbst in ihren Schulbüchern fehlten Fakten zum blutigen Kriegsrecht.

Abschluss an der Oxford University?

Noch vor zehn Jahren bestritten in einigen Provinzen katholische Priester den Geschichtsunterricht und lehrten, dass Adam und Eva die ersten Menschen auf Erden waren. Teenager mit tiefem Bildungsniveau sind leicht zu begeistern. Sie mögen den Glamour, den der Clan ausstrahlt. Sie halten Marcos für einen Monsieur, der das Ansehen der Philippinen im Ausland wiederherstellen wird. Gebildet sei er auch noch. Erwähnt man, dass sein Abschluss an der Oxford University genauso *fake* ist, wie es damals die Tapferkeitsmedaillen seines Vaters waren, reagieren seine Anhänger irritiert.

Es ist aber nicht nur die Jugend, die Marcos wählt. Es sind auch Teile der älteren Generation, die damals dem Diktator applaudierten und sich jetzt einen Marcos II wünschen, einen «strong man». Am Sonntag, dem 9. Mai, wird der *no-show*-Kandidat «Bongbong» Marcos die Wahlen gewinnen und im Juni mit Mutter Imelda und Senatorenschwester Imee Marcos, 66, in den Malacañang-Palast einziehen. Sie werden das «goldene Zeitalter» fortsetzen, das goldene Zeitalter des Marcos-Clans.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Er ist mit einer Filipina verheiratet und Autor des Philippinen-Romans «Pacific Avenue». Im August erscheint sein Thriller «Dirty Talking».

Grenzenlose Empörung

Nr. 17 – «Amerika treibt Europa in den Atomkrieg»
Oskar Lafontaine zum Ukraine-Krieg

Alle sind empört über Putins Krieg und über die Bombardierung der Zivilbevölkerung – so auch ich. Es erinnert mich an den Zweiten Weltkrieg, als meine Mutter vor den Bombenangriffen in Berlin in das vermeintlich sichere Dresden geflüchtet war. Auf das Haus, in dem sie vorübergehend untergebracht war, fielen Brandbomben. Also nahm sie das Köfferchen, das damals jeder parat hatte, und versuchte, zu unseren Verwandten zu kommen. Von den rund eine Million Menschen, die sich bei der Zerstörung der Stadt dort aufhielten – darunter Leute aus Berlin (wie meine Mutter) und viele Flüchtlinge aus Schlesien –, ist etwa ein Viertel ums Leben gekommen. Eine entsprechende Zahl wurde dem Roten Kreuz gemeldet. Kurz nach dem Krieg habe ich meine Verwandten in Dresden besucht. Die Prager Strasse, die Hauptgeschäftsstrasse, hatte sich in einen Trampelpfad verwandelt, der sich um Trümmerhügel herum schlängelte. *Eberhard Vogel, Worben*

Es ist absurd zu behaupten, dass der Westen der anfängliche Aggressor im Ukraine-Krieg sei. Es ist eindeutig Russland, das, unabhängig wer dort regiert (Zar, Kommunisten, Putin), während Jahrhunderten damit beschäftigt war, sein Imperium rücksichtslos zu vergrössern. Jetzt wütet die russische Armee in der Ukraine und schiesst ein souveränes, unabhängiges Land in Grund und Boden. Die ganze Bevölkerung erleidet unsägliches Leid. Gelingt es Russland, die Ukraine zu usurpieren, steht das russische Imperium abermals an der polnischen Ostgrenze und wird das freie Europa bedrohen. Da kommen einem die prophetischen Worte des ehemaligen polnischen Präsidenten Lech Kaczynski in den Sinn, der 2008 in der georgischen Hauptstadt Tiflis anlässlich des Einmarschs russischer Truppen in einer Rede sagte: «Heute Georgien, morgen die Ukraine, übermorgen die baltischen Staaten, und später kommt vielleicht die Zeit für mein Land, Polen.» *Christoph N. Zwicky, Greifensee*

Es gibt einen Staat, der seit seiner Gründung an die hundert Millionen Menschen in Kriegen und Aktionen ermordet hat. Es ist nicht Russland, nicht Deutschland. Seit hundert Jahren drangsalieren die USA das Land, das uns mit zwanzig Millionen Todesopfern von Hitler befreit hat. Zu erwarten, dass die freche Ausweitung der Nato an die Grenzen von Russland akzeptiert wird, während die USA nicht einmal russische Raketen in Kuba zulassen, ist an Blödsinnigkeit unübertroffen. Und wenn jetzt Russland mit Gegenmassnahmen reagiert auf die immer frecheren Sanktionen des Westens, kennt die paranoide Gesellschaft im Westen keine Grenzen der Empörung. Es wird Zeit für eine Gegenreaktion. Westliche Verdummung darf sich nicht auszahlen. *Walter Müller, Wangs*

Bravo Romandie

Nr. 17 – «Cornelia Boesch und die berittenen Reiter»
René Hildbrand über das Schweizer Fernsehen

Nach 31 Jahren Aufenthalt in Zürich und nun seit 21 Jahren wieder in Luzern, verfolge ich die TV-Übertragungen vom Sechseläuten seit Jahren. Und zwar immer hin- und herwechselnd zwischen TV SRF und TV Romande. Letzteres ist seit Jahren auffallend besser. Anstelle von Cornelia Boeschs seichtem Boulevardgeschwätz bietet es gut recherchierte und leicht verständliche geschichtliche Hintergründe, beinahe in Perfektion. Es geht halt auch hier nichts über die Aussensicht. Vielleicht kann sich TV SRF dazu entschliessen, mal die Genfer «Escalade» zu übertragen. Aber dann bitte nicht mit Cornelia Boesch. *Erich Heini, Luzern*

Frei entfalten

Nr. 17 – «Hilfe, ich werde alt»
Essay von Nena Schink

Das leistungslose Einkommen für jedermann würde ich gerne mal von heute auf morgen realisieren. Es gäbe dann nur ein kleines Problem: Wer macht die Drecksarbeit (z. B. Kehrichtabfuhr, Kanalreinigung, Strassenbau, Bedienstete auf Kreuzfahrtschiffen und Luxusjachten)? Die Bauern würden nur noch für den Eigenbedarf Nahrungsmittel produzieren. Für diverse Arbeiten müssten dann ganz andere Löhne bezahlt werden, bis sich der eine oder andere wieder zu einer Arbeit bequemen würde. Nur: Was macht man jetzt mit dem vielen Geld, wenn die ersehnten Güter und Dienstleistungen nicht mehr erbracht werden, da ja nun alle ein leistungsloses Einkommen haben? Vor allem die heute schon leistungslosen *nine to five*-Sesselfurzer-Jobs würden gar nicht mehr gebraucht. Die Betreffenden könnten sich ja dann «frei entfalten». Auf diesem Planeten ist es schon immer so gewesen: Die meisten arbeiten für einen Lohn, um überleben zu können; und ein ganz kleiner Teil lässt arbeiten…
Peter Michel, Sisikon

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Cartoon: King Features Syndicate, Inc./Distr. Bulls

NACHRUF

Mino Raiola (1967–2022)
Klaus Schulze (1947–2022)

Seine Stärke war die Empathie: Fussballberater Raiola.

Der im niederländischen Haarlem als Sohn eines Pizzeria-Betreibers aufgewachsene Süditaliener war die schillerndste Figur in der Beraterszene des internationalen Fussballs. Hätte Carmine «Mino» Raiola in Nocera Inferiore ein paar Jahre früher das Licht der Welt erblickt, er wäre bestimmt auch Berater des trunksüchtigen nordirischen Fussballgenies George Best (gest. 2005) und des koksenden Fussballgotts Diego Armando Maradona (gest. 2020) geworden. Die exzentrischsten Kicker, mit denen Raiola Jahr für Jahr bis zu dreistellige Millionenbeträge verschob, waren Zlatan Ibrahimovic, Mario Balotelli und Paul Pogba. Dortmunds Überflieger Erling Braut Haaland – für den norwegischen Traum aller Schwiegermütter handelte Raiola eine fixierte Ablöse von 75 Millionen Euro aus – bildet da die löbliche Ausnahme.

Der Schwede Ibrahimovic («Ich habe so viel Scheisse gebaut, dass ich kaum wage, mich an alles zu erinnern»), der mit vierzig zum zweiten Mal bei der AC Milan spielt, war letzte Woche einer der letzten Besucher an Raiolas Sterbebett. Auf Corriere TV erzählt der ehemalige Ajax-Amsterdam-Spieler von seinem ersten Treffen mit Raiola vor achtzehn Jahren: «Er zeigte mir Statistiken der besten Stürmer: Shevchenko, 25 Spiele, 23 Tore. Inzaghi, 27 Spiele, 25 Tore. Vieri, 24 Spiele, 23 Tore. Und Ibrahimovic? 21 Spiele, 4 Tore. Mino fragte: Wie kann ich dich verkaufen mit solchen Statistiken?» Ibrahimovic antwortete: «Wenn ich solche Zahlen hätte, könnte mich meine Mutter verkaufen. Das ist der Grund, weshalb ich einen Berater brauche.» Raiola brachte «Ibra» 2004 zu Juventus Turin, später zu Inter, Barça, Milan, Paris St-Germain, Manchester United, LA Galaxy und zuletzt wieder zur AC Milan. Die kumulierten Transfersummen: 156 Millionen Euro! Kritiker nannten Raiola raffgierig und arrogant. Er sagte: «Ich bin bereit, für meine Spieler in den Krieg zu ziehen. Ich bin bereit, alles für sie zu machen. So wie für meine Söhne.»

Im März 2020 erhielt Raiola im Zürcher Letzigrund die Ehrenmitgliedschaft der Swiss Football Agents Association (SFAA). Gemeinsam kämpften die Schweizer und ihr Vorbild seither gegen die Fifa. Der Weltfussballverband will die Lohnprovisionen der Berater deckeln. An diesem Anlass überraschte mich Raiola trotz eben ausgebrochener Corona-Pandemie mit einem herzhaften Händedruck und einer kumpelhaften Umarmung. Und in perfektem Deutsch sagte der rundliche Mann beim Abschied: «Ich sollte weniger essen und mehr Sport machen, aber der Kampf gegen die Fifa ist zu meinem Hobby geworden.» Christoph Graf, 60, Präsident der SFAA, erklärte nach Raiolas nicht überraschendem Ableben: «Seine grosse Stärke war die Empathie. Mino war ein extrem herzlicher Typ. Er machte alles für seine Kunden.»

Mino Raiola, der Berater mit dem Kanonenkugelbauch, ist am 30. April im Ospedale San Raffaele in Mailand 54-jährig verstorben, wohl an den Folgen einer Gastritis. *Max Kern*

Wer seine Klänge lediglich als Kiffermusik nutzte, kam zwar nicht zu kurz, verpasste aber alles, was das Können und die Bedeutung von Klaus Schulze sonst noch ausmachte. Natürlich waren die Werke des «kosmischen Kuriers» (Schulze über Schulze) als Tranquilizer oder Trance-Beschleuniger durchaus wirksam einsetzbar, doch wer sich die Zeit nahm, um sich auf die Musik des Elektronikpioniers zu konzentrieren, dem gingen die Ohren über. Denn die Klangflächen des humorigen Berliners beschränkten sich keineswegs nur auf ein atmosphärisch ungefähres Wabern – Schulzes geheimnisvoll pulsierende Cluster ähneln in Aufbau und Wirkung der abstrakten Farbfeldmalerei eines Mark Rothko, die ihre Wirkung auch keineswegs nur durch die Tönung, sondern auch durch die farbliche Struktur erzielt.

Schulzes Musik definiert sich über clever akzentuierte Klangfaserungen und einfallsreich gesetzte Schichtungen und Schattierungen der Klangfarben. Nachdem er noch 1967 bei Tangerine Dream Schlagzeug gespielt hatte, verlegte er sich Anfang der siebziger Jahre auf die international erfolgreiche Produktion von Solowerken, bei denen er sich unter anderem von Richard Wagner, vom Minimalisten Terry Riley, aber auch von Pink Floyd inspirieren liess. Schon auf seiner ersten LP, «Irrlicht» (1972), lässt sich sein Einfluss auf die spätere Techno-Bewegung nachvollziehen.

Klaus Schulze, der zuletzt auch mit Hans Zimmer arbeitete, starb in der vergangenen Woche an einem Nierenleiden. Sein letztes Album, «Deus Arrakis», wird im Juni veröffentlicht.

Thomas Wördehoff

Trance-Beschleuniger: Musiker Schulze.

Bilder: Insidefoto/imago images, Interfoto/Alamy

BEAT GYGI

Erdölaktien sind eine ethische Anlage

Die grüne Bürokratie kann Marktpreise noch so verbiegen, die Wirklichkeit ist stärker.

Warum heissen Kraftstoffe Kraftstoffe? Weil sie sich durchsetzen und das tun, was sie wollen. Auch bei den Preisen. Manche Marktpreise lassen sich leichter verbiegen, übertünchen oder ausser Kraft setzen, andere weniger. Jahrelang haben jetzt Behörden und Interessengruppen aus dem Uno-, Banken-, Klima- und Umweltregulierungssektor versucht, die sogenannte grüne Wende in der Finanzwelt durchzusetzen, die Koordinaten der Märkte neu einzustellen.

In der EU hat eine grosse Bürokratie die sogenannte Taxonomie entwickelt, die für jeden Werttitel im Investitionsuniversum offiziell angibt, wie nachhaltig dieser ist, gemäss den Kriterien, die an den Schreibtischen ausgedacht worden sind. Vermögensteile mit schlechter Benotung sollten an den Finanzmärkten durch hoheitliche Belastungen bestraft werden, gutbenotete mit Subventionen belohnt. Die Schweiz übernimmt diese Regulierung, welche die Wirtschaftswelt in Gut und Böse einteilt.

Als sündig gelten naturgemäss die Aktien von Unternehmen, die mit fossilen Energieformen zu tun haben, mit Öl, Kohle, Gas (neben den Bereichen Rüstung, Alkohol, Drogen, Spiel). Diese sind zu bestrafen, werden mit Negativeinstufungen überzogen, die signalisieren sollen: Investoren, Hände weg! Ziel der Regulierer: Marktkräfte nutzen, um dem Richtigen zum Durchbruch zu verhelfen.

Nun halten sich die Märkte aber nicht daran. Die Aktien der Erdölfirmen haben seit Jahresanfang brodelnde Wertsteigerungen hingelegt. Der Shell-Konzern gewann an der Börse 27 Prozent an Wert, der saudi-arabische Erdölriese Aramco, die grösste Firma der Welt, 26 Prozent, die Energiefirma Exxon Mobile 40 Prozent. Sünde lohnt sich, denkt man, irgendwann lassen sich die wirklichen Wertverhältnisse nicht mehr übertünchen. Wenn etwas wirklich begehrt ist, wird es schwierig, die Begehrlichkeiten einfach zu verbieten. Wenn die Ölversorgung zur lebenswichtigen Frage wird, richten moralische Appelle, diese Unternehmen zu ächten, nicht mehr viel aus. Die wirklichen Knappheiten treiben die Märkte.

Klar, Investoren können immer noch sagen, sie wollten tugendhaft, sauber sein und deshalb auf Aktien aus dem Sektor Fossile verzichten. Aber dann müssen sie höchstwahrscheinlich dafür bezahlen: mit schlechteren Erträgen, da die von der Taxonomie administrativ vorgesehenen Abschläge ein Klacks sind im Vergleich mit dem Kursplus für sündige Aktien. Moralisch auf der richtigen Seite zu stehen, ethisch anzulegen, kostet dann eben einiges.

Moment, stimmt das? Wie sieht es aus mit Ethik und Energie? Der amerikanische Wissenschaftspublizist Alex Epstein zum Beispiel beschreibt im Buch «The Moral Case for Fossil Fuels» von 2014, was die fossilen Energieformen für die Entwicklung der Menschheit, der Gesellschaften und Wirtschaft bedeutete und bedeutet. Er stellt den als schädlich eingestuften Wirkungen von Kohle, Erdöl und Erdgas deren Vorteile für die menschliche Entwicklung entgegen: Billige, reichlich vorhandene und zuverlässige Energie sei das Mittel, um die Entwicklung der Technik, des Wissens, der Motivation, der Zivilisation voranzubringen, das Leben der Menschen zu verbessern. Aus solcher Sicht erscheint es als ethisches Gebot, diese Entfaltungsmöglichkeiten zu bewahren und den vielen aufstrebenden Ländern, die davon noch nicht so viel wie die Industrieländer gespürt haben, diese Chancen ebenfalls zu geben – aber auch sich selber.

Man kann es auch alltäglicher ausdrücken: Grosse Investoren wie Pensionskassen oder Stiftungen übernehmen die Mode des «grünen» Anlegens à la Umweltbürokratie und schliessen sündige Aktien aus. Damit verzichten sie ausdrücklich auf vergleichsweise hohe Erträge und Renditen – und das geht auf Kosten von Pensionsgeldern oder Stiftungszielen, die gesellschaftlich höchst relevant und damit ethisch von grosser Bedeutung sind.

Winterthur macht Druck

Winterthur ist mit Weltenergiefragen verbunden. Das Geschäft mit Erdgas, das nicht durch Pipelines aus Russland in den Westen gelangt, ist im Aufschwung. Sogenanntes Flüssiggas, Liquified Natural Gas (LNG), ist eine Alternative, allerdings teurer, da Erdgas zuerst irgendwo auf der Welt gewonnen und dort zusammengepresst werden muss, damit es flüssig ist und so auf Schiffen transportiert werden kann. Unternehmen, die solche Vorgänge beherrschen, sind gut positioniert. Zum Beispiel Burckhardt Compression mit Sitz in Winterthur, eine frühere Sulzer-Firma, 1844 gegründet und heute Weltmarktführer bei Kolbenkompressoren, die Erdgas mit einem Druck von mehreren hundert Bar verdichten. Bald wohl auch Wasserstoff. Der Börsenkurs stieg innert Jahresfrist um fast 50 Prozent.

Illustration: Fernando Vicente

SCHWEIZER NEUTRALITÄT

Produkt der Vernunft: Ferdinand Hodlers «Rückzug von Marignano» (1900) in der Ruhmeshalle des Landesmuseums, mittleres Fresko.

«Die Neutralität ist mit Abstand der wichtigste Grundsatz der eidgenössischen Aussenpolitik.»

«Die Glaubwürdigkeit der Schweizer Neutralität hat seit dem Ende des Kalten Krieges zweifelsohne gelitten.»

«Ihre Nützlichkeit erweist die Neutralität immer wieder, indem sie sich der Logik von Macht und Krieg verweigert.»

Was heisst es, neutral zu sein?

Gegenwärtig herrscht einige Verwirrung um die Neutralität der Schweiz. Nur Mut! Die Sache ist weniger kompliziert, als es den Anschein hat.

Paul Widmer

Hodlers «Marignano», linkes Fresko.

Die direkte Demokratie läuft nach anderen Gesetzen ab als ihr parlamentarisches Pendant. Sie ist stärker nach innen gewandt, auf die akuten Interessen seiner Bürger bezogen. Das wirkt sich auch auf die Aussenpolitik aus. Diese ist im Allgemeinen eher marginalisiert und wenig ambitiös. In der direkten Demokratie hegt man kaum aussenpolitische Machtaspirationen. Man kümmert sich vornehmlich um das, was vor der eigenen Haustür liegt.

Aussenpolitik ist in erster Linie dazu da, um das Gedeihen des eigenen Landes unter möglichst ungestörten Verhältnissen zu ermöglichen, um die Machtgelüste ausländischer Kräfte abzuwehren. Sie flankiert die Innenpolitik. So war es in Athen, so ist es in der Schweiz. Den geeignetsten Ausdruck findet diese Art von Aussenpolitik in der Neutralität. Diese bildet denn auch den zweiten Pfeiler des Sonderfalls Schweiz.

Gewiss, Aussenpolitik ist auch in der Schweiz mehr als nur Neutralitätspolitik. Viele Bereiche der auswärtigen Beziehungen haben nichts mit Neutralität zu tun. Sie sind, so könnte man sagen, neutralitätsneutral. Aber die Neutralität ist mit Abstand der wichtigste Grundsatz der eidgenössischen Aussenpolitik. Sie ist die Richtschnur in den grossen aussenpolitischen Fragen. Über die Jahrhunderte hinweg hat die Schweiz daran festgehalten – und das Ausland hat die Eidgenossenschaft daran gemessen. […]

Ratschläge des weisen Einsiedlers

Wann die Schweiz die Neutralität zum ersten Mal offiziell als Staatsmaxime proklamierte, lässt sich gut nachweisen. Es war im Jahr 1674, als die Tagsatzung die Eidgenossenschaft «bei gegenwertiger gefahrlicher Coniuncturen» für neutral erklärte. Der erste Historiker der Schweizer Neutralität, der Zürcher Archivar und Professor Paul Schweizer, fixierte dieses Datum. Und Edgar Bonjour stimmte mit ihm überein. Im ersten Satz seiner mehrbändigen Geschichte der schweizerischen Neutralität hält auch er diese Jahreszahl fest.

Der Altmeister der Schweizer Neutralitätsgeschichte gibt indes auch zu bedenken, dass die Neutralität oder das «Stillesitzen» von Anbeginn der Eidgenossenschaft eine oft eingenommene Haltung war. Nach der bitteren Niederlage von Marignano (1515) entschied

Aussenpolitik ist in erster Linie dazu da, um das Gedeihen des eigenen Landes zu ermöglichen.

man sich in aussenpolitisch schwierigen Situationen immer mehr für die Neutralität, insbesondere im Dreissigjährigen Krieg. Aber es war noch keine prinzipielle Haltung. Man nahm sie lediglich ein, wenn die politische Lage es ratsam erscheinen liess.

Zwischen einer gelegentlich eingeschlagenen Neutralitätspolitik und der Etablierung der Neutralität als dem grundlegenden Prinzip der Schweizer Aussenpolitik liegt allerdings ein langer Weg. Die in einzelnen Situationen gesammelten Erfahrungen verdichteten sich erst allmählich zu einem Grundsatz, der, ungeachtet der politischen Konstellationen, prinzipielle Gültigkeit beanspruchte. Eine herausragende Rolle bei der Verdichtung zum wichtigsten aussenpolitischen Prinzip kommt dabei Niklaus von Flüe zu. Der weise Einsiedler gab den Eidgenossen die folgenden beiden Ratschläge: «Mischt Euch nicht in fremde Händel» und «Macht den Zaun nicht zu weit». Übersetzt in eine abstraktere Sprache, enthalten diese Mahnungen den Kern der immerwährenden Neutralität, nämlich die Verpflichtungen, erstens sich an keinem Krieg zwischen Dritten zu beteiligen und zweitens selbst keinen Krieg auszulösen. Diese Botschaft wurde schon damals in ihrer vollen Tragweite verstanden, wie die Diskussionen um den Weg der Eidgenossenschaft nach der Schlacht von Marignano zeigen.

Helvetische Sternstunde

Die Worte von Bruder Klaus hallten stark nach. Protestanten und Katholiken verehrten ihn gleichermassen als religiöse und patriotische Autorität die ganze Neuzeit hindurch. Der Zürcher Johann Heinrich Füssli, Professor für vaterländische Geschichte und ein führendes Mitglied der Helvetischen Gesellschaft, rief seinen Landsleuten 1782 in Erinnerung, dass die ewig währende Neutralität der Eidgenossenschaft im Interesse Europas liege, und riet, die vom «heiligen Eremiten von Flüe» empfohlene Neutralität zur «Staatsmaxime» zu erheben.

Im 20. Jahrhundert liess sich Max Huber, der grosse Völkerrechtler und nachmalige IKRK-Präsident, von Bruder Klaus inspirieren. Auch sein bevorzugter Mitarbeiter, der Diplomat Paul Ruegger, der ihm an der Spitze des IKRK nachfolgen sollte, verehrte den Schweizer Landesheiligen als herausragenden Vermittler und Spiritus Rector der Schweizer Neutralität.

Bild: Schweizerisches Nationalmuseum

Was Füssli forderte, sollte sich eine Generation später erfüllen. Nach den Napoleonischen Kriegen wurde die Schweiz ein permanent neutraler Staat mit völkerrechtlichem Status. Die Schweiz erhob ihre Neutralität nicht nur zur Staatsmaxime. In einer helvetischen Sternstunde gelang es dem Gesandten Charles Pictet de Rochemont auf dem Wiener Kongress, auch die völkerrechtliche Anerkennung der Neutralität in vollem Umfang für die Schweiz zu erreichen, so wie ihn die Tagsatzung instruiert hatte: als «base de son indépendance politique et de sa sûreté militaire».

Am 20. November 1815 erklärten die damaligen Grossmächte, «dass die Neutralität und die Unverletzbarkeit der Schweiz sowie ihre Unabhängigkeit von allen äussern Einflüssen im wahren Interesse der Politik von ganz Europa liegen». Seither liefert die Schweiz das Musterbeispiel eines neutralen Staates. Und sie konnte die Neutralität länger wahren als jedes andere Land. Verschiedentlich wurde die Schweizer Neutralität völkerrechtlich bekräftigt, so beim Beitritt zum Völkerbund (1920), in der KSZE-Schlussakte von Helsinki (1975) oder beim Uno-Beitritt (2002).

Traditionsballast?

Die Neutralität ist in der Schweizer Bevölkerung tief verankert. Jede Umfrage belegt es. […] Die politische Elite ist weit skeptischer eingestellt. Ende der neunziger Jahre konstatierte eine Studie, in aussenpolitisch interessierten Zirkeln überwiege die Ablehnung. Man empfinde die Neutralität als einen Traditionsballast. […] Warum dieser Unterschied zwischen der allgemeinen Bevölkerung und der obersten Bildungsschicht oder, grob gesprochen, der politischen Elite? Mir scheint es drei Gründe zu geben.

Der erste ist psychologischer Natur. Wer zu den Meinungsmachern gehören will, möchte originell sein und sich von der Allgemeinheit abheben. Er ist sozusagen dazu gezwungen. Denn unsere Gesellschaft prämiert das Neue. Die Neutralität zu bekräftigen, hat jedoch nichts Originelles an sich. Das macht man in der Schweiz seit Generationen. Damit kann man sich nicht als Trendsetter profilieren. Wer die Neutralität indes in Frage stellt, kann sich als kühner Vordenker aufspielen. Parlamentarier und Medienschaffende etwa stehen unter hohem Druck, sich originell zu geben, die Stimmbürger in ihrer Mehrheit dagegen nicht. Deshalb ziehen sie weit stärker das Bekannte dem Unbekannten vor, beweisen mehr Beharrungsvermögen als die Elite und sind weniger anfällig für Modetorheiten. […]

Der zweite Grund hat viel mit Offenheit, aber auch dem Tatendrang und dem Ego von einzelnen Personen zu tun. Die Eliten möchten wesentlich stärker in der internationalen Politik mitmischen als das Volk. Das ist auch verständlich. Sie sind offener. Denn sie pflegen viel mehr Kontakte nach aussen. In Gesprächen mit ausländischen Kollegen lernt man, die nationalen Verhältnisse aus übergeordneter Sicht zu beurteilen. Damit neigt man auch dazu, die nationalen Standards den internationalen Gebräuchen anzupassen. Und mit der Integration ins internationale Umfeld nimmt naturgemäss der Wunsch zu, die Anpassungen nicht bloss zu erdulden, sondern sie aktiv mitzugestalten. Man möchte selber aufs grosse Umfeld Einfluss nehmen. […]

Die Neutralität verweigert sich dem Krieg, sie misstraut jedoch auch dem Frieden.

Der dritte Grund dürfte im intellektuellen Appeal von Friedensordnungen liegen. Die Schichten mit höherer Bildung sind für solche Konstrukte wohl empfänglicher als Normalbürger. Schliesslich darf man von Führungskräften erwarten, dass sie auch in der Politik über den Tag hinaus denken. Und so liegt es nahe, dass mancher sich auch mit Friedensvisionen auseinandersetzt und gelegentlich der Vorstellung nachhängt, in der Welt von morgen würde eine allgemeine Friedensordnung die Neutralität überflüssig machen.

Gewiss ist die Neutralität selbst auch ein Baustein des Friedens. Wären alle Staaten neutral und hielten ihre Verpflichtungen ein, dann gäbe es keinen Krieg. Die Neutralität verkörpert auch Hoffnung. Denn sie macht nur Sinn, wenn man hoffen darf, dass der Frieden stärker ist als der Krieg. Aber die Neutralität enthält in ihrem Wesen auch etwas Irritierendes. Sie verweist eigentlich immer auf das Gegenteil desjenigen Zustands, der gerade vorherrscht: In Kriegszeiten gemahnt sie durch das Abseitsstehen an den Frieden, und im Frieden erinnert sie leise an die Möglichkeit eines Kriegs. Die Neutralität gedeiht nur im Schatten des Krieges. Sie bringt immer eine skeptische Grundhaltung zum Ausdruck: Sie verweigert sich dem Krieg, sie misstraut jedoch auch dem Frieden, zumindest dem Konstrukt vom ewigen Frieden. Sie gibt sich stets mit dem Vorläufigen, mit der zweitbesten Lösung zufrieden: dem brüchigen Frieden, den es zu bewahren gilt. Höheres strebt sie nicht an.

Enthusiasmus kann eine derart vorsichtige Haltung nirgends erzeugen. Menschen möchten sich für hehre Ziele einsetzen. Es erstaunt deshalb nicht, dass in der politischen Elite der Wunsch weit verbreitet ist, sich aktiv an einer stabileren Friedensordnung zu beteiligen, als die Neutralität sie zu sichern vermag. Besonders ausgeprägt taucht dieser Wunsch jeweils am Ende eines grossen Krieges auf, wenn die Friedenssehnsucht die Völker überkommt. Auch die Schweiz wurde jedes Mal davon erfasst. […]

Die Neutralitätskritiker, obschon nur eine kleine Minderheit, erhalten in den politischen Debatten viel Aufmerksamkeit. Das erstaunt nicht. Denn sie vertreten Ideen, die, würden sie umgesetzt, grösste Auswirkungen hätten. Sie würden das Schweizer Selbstverständnis im Kern treffen. Es mag intellektuell reizvoll sein, die Neutralität von Zeit zu Zeit in Frage zu stellen oder sie neu zu interpretieren. Aber politisch klug war es nie. Im Rückblick hatten immer jene recht, die eine bedeutsame Neutralität verteidigten. Das war 1815 so, das war 1938 so, und heute dürfte es kaum anders sein. […]

Hodlers «Marignano», rechtes Fresko.

Recht und Politik

Doch was bedeutet Neutralität? Der Begriff ist an sich klar und einfach. Seit der Renaissance bis ins 21. Jahrhundert verstand und versteht man darunter dasselbe, nämlich die Nichtbeteiligung eines Staates an einem Krieg. Am Anfang war Neutralität freilich eine Haltung, die man nur gelegentlich einnahm, dann nämlich, wenn wieder ein Krieg ausbrach. Zwischen den Kriegen dagegen war man nicht neutral. Es bestand ja auch kein Anlass dazu. Da die Schweiz indes durch

Hodlers Studie für das Fresko «Schlacht bei Murten» (1917).

Jahrhunderte in jedem Krieg eine Politik der Neutralität praktiziert hatte, ging man zu Beginn es 19. Jahrhunderts dazu über, dieses Verhalten als Ganzes auch normativ zu erfassen.

Man unterschied nun zwischen einer «gelegentlichen» oder «einfachen» und einer «dauernden» oder «immerwährenden» Neutralität. Erst jetzt entstanden neutrale Staaten im eigentlichen Sinn. Diese verpflichteten sich im Voraus, in jedem Krieg neutral zu bleiben. Und die anderen Staaten verpflichteten sich, dieses Privileg zu respektieren. Dafür muss der neutrale Staat auch im Frieden alles unterlassen, was ihn in einem künftigen Krieg daran hindern könnte, die Neutralität zu wahren. Das bedeutet insbesondere, dass er keinem militärischen Bündnis beitreten darf. Das erste nennenswerte Beispiel dieses neuen völkerrechtlichen Status ist die Anerkennung der immerwährenden Neutralität der Schweiz auf dem Wiener Kongress.

Damit wurde die immerwährende Neutralität Teil des Völkerrechts. Die Rechte und Pflichten wurden im Wesentlichen in den Haager Abkommen von 1907 und in den Genfer Konventionen von 1949 präzisiert. Der neutrale Staat ist verpflichtet, sich an keinem Krieg zu beteiligen. Er darf auch keine Kriegspartei begünstigen. Ausserdem muss er alle neutralitätswidrigen Handlungen von Kriegsparteien auf seinem Hoheitsgebiet abwehren. Schliesslich muss er die Kriegsparteien, falls er Waffenlieferungen von Privaten zulässt, gleich behandeln. Diese völkerrechtlichen Regeln gelten nur für den Staat, nicht jedoch für Privatpersonen. So ist der neutrale Staat nicht gehalten, die Wirtschaftsbeziehungen von Privaten zu regulieren. Auch ist die Pressefreiheit oder die freie Meinungsäusserung der Bürger nicht betroffen. Es gibt keine Gesinnungsneutralität. Selbst der Staat darf sich kritisch über die Kriegsführenden äussern. Die Kriegsparteien ihrerseits sind verpflichtet, die Neutralität zu achten und sich jeder Verletzung neutralen Hoheitsgebiets zu enthalten.

Die Neutralität besitzt nur ein Kapital, nämlich die Glaubwürdigkeit.

Doch die Neutralität besteht nicht nur aus dem Neutralitätsrecht. Sie hat zwei Komponenten: das Neutralitätsrecht und die Neutralitätspolitik. Das Neutralitätsrecht hat an einem kleinen Ort Platz. Es enthält nicht viele Bestimmungen. Wer die Neutralität auf das Neutralitätsrecht reduziert, entkernt den Begriff. Neutralität bedeutete schon immer mehr als nur einen Zustand rechtlicher Verfasstheit. Die Gebote der Neutralitätspolitik sind umfassender, aber weniger griffig als das Neutralitätsrecht. Es sind Vorwirkungen, die der Neutrale im Frieden leistet im Hinblick auf einen möglichen Konflikt.

Neutralität ist eine aussenpolitische Haltung, die viel mit Glaubwürdigkeit zu tun hat. In der Tat besitzt die Neutralität nur ein Kapital, nämlich die Glaubwürdigkeit. Diese muss man sich im Frieden erwerben, um sie im Krieg zu besitzen. Und wie erwirbt man Glaubwürdigkeit? Mit einer konstanten und berechenbaren Politik. Derjenige, der die Neutralität eines Staates im Kriegsfall respektieren soll, muss davon überzeugt sein, dass sich der Neutrale im Krieg auch tatsächlich an seine Verpflichtungen hält.

Fragwürdige Haltung im Kosovokrieg

Und wie gewinnt er diese Gewissheit? Indem der dauernd neutrale Staat schon in Friedenszeiten eine solche Politik verfolgt, die ihm im Krieg die Einhaltung der Neutralität in keiner Weise erschwert. Er wird sich aus freiem Willen mehr Zurückhaltung auferlegen, als das Neutralitätsrecht gebietet. Das hört sich leicht an, ist es aber nicht. In der Not des Krieges würde mancher Staat gern das Neutralitätsrecht anrufen, im Frieden dagegen will niemand seine eigene Handlungsfreiheit einschränken. Eine konstante Neutralitätspolitik zu verfolgen, ist selten populär.

Bild: Schweizerisches Nationalmuseum

Es darf sich auch die neutrale Schweiz in Friedenszeiten nicht alles erlauben, was das Neutralitätsrecht nicht verbietet. Sonst leidet ihre Glaubwürdigkeit. Mit einer strikten und konstanten Neutralitätspolitik hat sich die Schweiz namentlich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg weltweit hohes Ansehen erworben. Sie galt als der neutrale Staat par excellence. Seit dem Ende des Kalten Krieges zeigen indes führende Kreise wenig Verständnis für die Neutralität.

Nachdem der Ost-West-Konflikt als wichtigster Bezugsrahmen für die Neutralität weggefallen war, versuchten die Landesbehörden die Schweiz mit einer auf den juristischen Kern reduzierten Neutralitätspolitik in einer veränderten politischen Konstellation zu positionieren und für die europäische Integration und den Uno-Beitritt zu rüsten. Insbesondere leiteten sie die dringend erforderliche Annäherung an die EG beziehungsweise EU ein. Der Beitritt zum EWR scheiterte zwar in der Volksabstimmung von Ende 1992, der Bundesrat beschritt danach jedoch erfolgreich den bilateralen Weg. Auch führte er die Schweiz 2002 in die Uno – ein unproblematischer Schritt, nachdem die Weltorganisation alle Staaten der Erde umfasst und somit tatsächlich universellen Charakter aufweist.

Ob das Volk zugestimmt hätte?

Fragezeichen mag man hingegen hinter andere Beschlüsse setzen. Im November 1996 trat die Schweiz der von der Nato ins Leben gerufenen Partnerschaft für den Frieden bei. Auch wenn unser Land die Art der Beteiligung weitgehend nach eigenen Wünschen zusammenstellen konnte, fragt es sich doch, ob die neutrale Schweiz in die äussere Umlaufbahn eines militärischen Bündnisses gehört. Der damalige Vorsteher des Verteidigungsdepartementes, Bundesrat Kaspar Villiger, hegte erhebliche Bedenken. Eine Mehrheit im Bundesrat dachte jedoch anders. Sie beschloss den Beitritt. Der Entscheid wurde jedoch nie dem Volk vorgelegt. Das war gesetzeskonform, entsprach indes kaum der weitreichenden Bedeutung des Beschlusses. Ob das Volk der Vorlage zugestimmt hätte, darf man nach der Ablehnung der Blauhelmvorlage bezweifeln.

Im Frühling 1998 startete das Nato-Verteidigungsbündnis den ersten Angriffskrieg in seiner Geschichte. Es wollte die albanische Mehrheit aus dem brutalen serbischen Würgegriff befreien. Der Krieg gegen Serbien fand in Europa eine überwältigende Zustimmung. Aber ein Uno-Mandat lag zu Beginn nicht vor. Es war somit kein völkerrechtlich sanktionierter Krieg. Dennoch brachte die Schweiz viel Verständnis für das militärische Vorgehen auf. Mit keinem Wort verurteilte sie die Völkerrechtsverletzung.

Wenige Jahre später sollte sich eine ähnliche Situation im Irak einstellen. Wiederum wurde ein Krieg ohne Uno-Mandat begonnen, wiederum ging es darum, einem abscheulichen Diktator das Handwerk zu legen. Aber im Irakkrieg von 2003 verhielt sich die Schweiz anders. Sie verurteilte das völkerrechtswidrige Vorgehen der sogenannten Koalition der Willigen. Die Stellungnahme war gewiss gerechtfertigt. Aber sie wäre wesentlich glaubwürdiger ausgefallen, wenn die Schweiz schon im ersten Präzedenzfall ihre Stimme erhoben hätte. Ein neutraler Staat sollte sich durch ein konstantes Verhalten auszeichnen.

Die Schweiz hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg weltweit hohes Ansehen erworben.

Die Glaubwürdigkeit der Schweizer Neutralität hat wegen der Geringachtung der Neutralitätspolitik seit dem Ende des Kalten Krieges zweifelsohne gelitten. Die Verunsicherung kam 2005 vollends zum Vorschein, als der Bundesrat beantragte, ausgediente Schützenpanzer und anderes Kriegsmaterial an höchstproblematische Länder wie Pakistan, die Vereinigten Arabischen Emirate (zum Weiterverkauf an den Irak) und Südkorea zu liefern. Die Geschäfte kamen indes nicht zustande. Der Antrag verdutzte Volk und Parlament. Derlei Waffenlieferungen liessen sich nicht mit einer konsistenten Neutralitätspolitik vereinen.

Mochte der Antrag auch neutralitätsrechtlich – mit Ausnahme von Südkorea, das sich rechtlich immer noch mit Nordkorea im Kriegszustand befindet – allenfalls noch knapp durchgehen, so verstiess er gewiss gegen Landesrecht. Denn die Ausfuhr von Kriegsmaterial ist durch das Landesrecht restriktiver geregelt als durch das Völkerrecht. Das einschlägige Gesetz bestimmt, dass der Export den Grundsätzen der Aussenpolitik nicht widersprechen darf. Damit ist die Förderung von Frieden und von Menschenrechten, aber auch die Beachtung der Neutralität gemeint.

Machtprojektion im Rücken

Eine eigentliche Neutralitätsdebatte brach dann 2006 im Zusammenhang mit der Nahostkrise vom Zaun. […] Es kam der Eindruck auf, als ob es innerhalb der Landesregierung zwei Auffassungen von Neutralität gebe, im Aussenministerium eine «aktive», im Gesamtbundesrat eine «passive». Was also hat es mit diesem Neutralitätsdisput, der sich anschliessend in den Medien hinzog, auf sich? Schauen wir zuerst den Neutralitätsbegriff etwas näher an.

Neutralität hat grundsätzlich etwas mit der Nichtteilnahme an einem Konflikt zu tun. Jemand, der sich für neutral erklärt, gibt zum Ausdruck, dass er in einem Konflikt keine der Streitparteien unterstützen will. Aber es gibt verschiedene Formen der Neutralität. Letztlich reduzieren sie sich auf zwei Grundtypen, die sich um das Kriterium der Entscheidung bilden. Der eine führt vom Entscheid weg, der andere dazu hin.

Der ursprünglichste Sinn von Neutralität bedeutet, dass jemand in einem Konfliktfall keinen Entscheid fällt. Er will sich aus einem Konflikt heraushalten. Deshalb wählt er die Neutralität. Aber es gibt auch eine zweite Bedeutung von Neutralität. Diese führt gerade zum Entscheid hin. Jemand ist berufen, einen Entscheid zu fällen, exakt, weil er neutral ist. Das ist die Neutralität des Richters. Diese Form von Neutralität schwebt auch der aktiven Neutralität vor. Denn sie möchte mit einer engagierten Politik helfen, Konflikte zu lösen oder zu mildern.

Die entscheidungsberufene Neutralität ist freilich subsidiär. Zum Richter wird nur ein Kandidat erkoren, von dem man mit guten Gründen annimmt, dass er sich in einem Konflikt neutral verhält. Eine richterliche Funktion ist stets dem neutralen Verhalten nachgeordnet. Auch in diesem Typus bildet die Nichtteilnahme an einem Konflikt die Grundvoraussetzung für jede Art von Neutralität. Das gilt gleichfalls für die aktive Neutralität. Sie kann sich nur auf dem Boden einer hinreichend verstetigten passiven Neutralität entfalten. Wenn ein Kleinstaat, der keine grosse Armee zur Machtprojektion im Rücken hat, der Weltgemeinschaft Gute Dienste anbieten möchte, muss er sich zuerst mit einer strikten Neutralitätspraxis Glaubwürdigkeit erwerben. ›››

Historisch gesehen, hat die Schweiz ihre Neutralität fast immer als passiv aufgefasst. Man sprach ja auch in der alten Eidgenossenschaft mehr von «Stillesitzen» als von «Neutralität». Aber einzelne Phasen, in denen zumindest der für auswärtige Angelegenheiten zuständige Bundesrat mit einer aktiven Rolle liebäugelte, gab es früher schon. […] Wenn die Schweiz ihre Glaubwürdigkeit stärken will, dann muss sie sich neutralitätspolitisch wieder mehr Zurückhaltung auferlegen. Mindestens zwei Bereiche eignen sich hierfür.

Der eine betrifft die Verlautbarungen. Die Schweiz erschwert sich ihre Neutralitätspolitik mit zu vielen Communiqués. Der neutrale Staat hat das Recht, zu aussenpolitischen Vorgängen zu schweigen. Niemand kann ihm dies als Parteinahme auslegen. Wenn er jedoch täglich das Weltgeschehen kommentiert, wenn er am laufenden Band begrüsst, bedauert und verurteilt, dann setzt er sich selbst unter Zugzwang. Verurteilt er in einem Fall Menschenrechtsverletzungen und im anderen nicht, dann gerät er tatsächlich in den Verdacht der Parteilichkeit.

Der zweite Bereich betrifft die sicherheitspolitische Zusammenarbeit. Die Schweiz hat sich in den letzten Jahren in kleinen und leisen Schritten der Nato angenähert. Mittlerweile nimmt sie sogar an der Planung von multinationalen Operationen teil. Aber gehört sich das für einen neutralen Staat? […] Das Konzept der Neutralität ist universell. Es gilt nicht nur für die europäische Nachbarschaft. Vielmehr muss die Neutralität gegenüber allen angewandt werden. In arabischen Ländern etwa mag man hinter einige Formen unserer Zusammenarbeit mit Nato-Gremien ein Fragezeichen bezüglich unserer Neutralität setzen.

Die universelle Ausrichtung der Neutralität ist anspruchsvoll. Aber sie bietet auch grosse Chancen. Im aussereuropäischen Raum ist das Ansehen der Schweiz gerade wegen ihrer Neutralität im Allgemeinen hoch. […] Der Reporter Ulrich Tilgner arbeitet für das deutsche und das Schweizer Fernsehen im Nahen Osten. Einst begehrte er ein Interview mit dem damaligen iranischen Präsidenten Ali Akbar Haschemi Rafsandschani. Dieser gewährte das Interview – jedoch nicht für das deutsche Fernsehen, sondern nur für die neutrale Schweiz.

Zukunft der Neutralität: Autor Widmer.

Diese Episode bezeugt das Ansehen, welches die Schweiz im Iran geniesst. In anderen Ländern ist es ähnlich. Selbst einfachste Leute, von denen man annehmen würde, sie wüssten nicht einmal, wo die Schweiz liegt, überraschen manchmal mit Lob auf die Schweizer Neutralität. […] Dieses über lange Zeit erworbene Kapital ist, wenn es sinnvoll betreut wird, auch in der heutigen Zeit ein politischer Wert. Es entfaltet sich nicht auf Kosten der westlichen Staatengemeinschaft, sondern ergänzt diese mit seiner Eigenart.

Gute Dienste

Neutralität erfordert Zurückhaltung bei Konflikten. Darum kommt kein neutraler Staat herum. Aber es gibt noch einen anderen Gesichtspunkt. Dieser hat mit der Humanität zu tun. Der neutrale Status im Krieg ist ein grosses Privileg. Das hat die Schweiz schon früh so empfunden. Deshalb versucht sie seit dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 die Gunst des Schicksals mit zweierlei Massnahmen zu entgelten, mit politischen und mit humanitären. Auf der politischen Ebene erbringt sie sogenannte Gute Dienste, auf der humanitären Ebene ergänzt sie die Neutralität mit karitativer Hilfe und einem überzeugenden Einsatz für das humanitäre Völkerrecht. Das Schweizerkreuz und das Rote Kreuz gingen eine Partnerschaft ein, die weit über die Symbolik hinausreicht.

Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde das humanitäre Völkerrecht stark ausgebaut. 1949 verabschiedete die Staatengemeinschaft die vier Genfer Konventionen. Es war dies die wichtigste Neuerung im humanitären Recht seit der Gründung des Roten Kreuzes im Jahr 1864. Während seiner langen IKRK-Präsidentschaft hatte sich Max Huber inständig dafür eingesetzt. Nachher folgten noch verschiedene andere Konventionen, beispielsweise das Uno-Übereinkommen gegen die Folter (1984) oder die Ottawa-Konvention, die Antipersonenminen verbietet (1999). Das humanitäre Völkerrecht hat fraglos an internationaler Akzeptanz gewonnen. Heute bestreitet kein Staat dessen Gültigkeit. In der Wirklichkeit sieht es allerdings weniger rosig aus. Zwischen Theorie und Praxis klafft oft eine schmerzliche Lücke.

Soll nun die Schweiz, die sich an vorderster Front für den Ausbau des humanitären Völkerrechts eingesetzt hat, bei schwerwiegenden Verletzungen aus Rücksicht auf ihre Neutralität schweigen? Oder soll sie ihre Stimme erheben? Kein Zweifel, sie soll schwere Verstösse gegen das humanitäre Völkerrecht verurteilen. Was im Grundsatz von allen akzeptiert ist, dazu darf sich auch ein neutraler Staat äussern. Aber er sollte nur wohldosiert öffentlich Stellung nehmen, dafür mit bedeutungsvollen Erklärungen. Und vor allem: Wenn er es tut, dann muss er sich ausgewogen und sachkundig äussern. Er muss mit präzisen Fakten aufwarten. Er darf nicht einfach summarisch bedauern oder verurteilen. Sein Urteil muss überprüfbar sein. Auch darf er nicht auf innenpolitischen Applaus schielen. Sein Gang an die Öffentlichkeit darf nur im Dienst der Sache erfolgen. […]

Wie alles Vernünftige ist auch die Neutralität mit Mass und Bedacht zu handhaben.

Die Schweizer Neutralität ist kein Allerweltsrezept. Sie ist auch kein Auslaufmodell. Gewiss eignet sie sich wenig zur Befriedigung von aussenpolitischen Ambitionen. Sie erweist indes ihre Nützlichkeit immer wieder, indem sie sich der Logik von Macht und Krieg verweigert. Ihr Element ist nicht die Leidenschaft, sondern die Besonnenheit. Sie zehrt vom Bewusstsein, dass alle Politik beschränkt ist, dass der Krieg als Möglichkeit nie auszuschliessen und der Friede als Ziel nie aufzugeben ist. Die Neutralität ist in erster Linie ein Produkt der Vernunft. Wie alles Vernünftige ist auch die Neutralität mit Mass und Bedacht zu handhaben. Geschieht dies, dann dürfte es um die Zukunft der Neutralität nicht schlecht bestellt sein.

Paul Widmer ist ein Schweizer Diplomat und Publizist. Beim vorliegenden Text handelt es sich um einen Auszug aus seinem Buch: Die Schweiz als Sonderfall. NZZ Libro, 256 S., Fr. 34.00

Bild: Adrian Moser; Cartoon: Kai Felmy

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Können Videospiele die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg wachhalten?
Marc Bodmer, Seite 64

Oleg Holosiy, Airplane on the Runway, 1992 – Und so fliegt alles davon, nicht dem Erhofften entgegen, sondern dem Befürchteten und scheinbar Vergangenen; Krieg, Inflation und eine grassierende Ratlosigkeit. Es ist noch nicht lange her, da wünschten wir uns die Rückkehr der oder zur Normalität. Jetzt ist sie da, die neue Normalität, sie ist, wie immer im Grunde, Wirklichkeit im Gewande jenes Wahnsinns, der das menschliche Wirken zwar schon immer begleitet hat, dieser Tage aber etwas ist, über das man nicht mehr lächeln kann wie über einen sympathischen Schwachsinnigen.

Es ist nicht ganz klar, ob der Ukrainer Oleg Holosiy (1965–1993) ein startendes oder landendes Flugzeug gemalt hat. Es spielt auch keine Rolle. Weil wir gleichzeitig auf dem Boden der Tatsachen landen und doch abheben in ein unbekanntes Irgendwohin voller Turbulenzen.

Die Triebwerke des Hoffnungsvollen sind gerade in der Schubumkehr und bremsen uns ins Hoffnungslose, und was noch ein wenig heult, ist der Motor des Zweckoptimismus. Holosiys 30-jähriges Flugzeug ist ein prophetischer Vogel voller Symbolik und Analogien; man kann in ihm auch die Ukraine ausmachen, die 1991 abhob zum Flug in die Unabhängigkeit und gute 31 Jahre später brutal vom Himmel gebombt und ihrer Flügel beraubt wird.

Holosiy fing an zu malen, als die Ukraine ein Land war, wie es Putin heute gerne hätte, durchlebte die Perestroika und das Gefühl von Freiheit, der grössten Angst Russlands. Er malte in seiner Zeit etwas mehr Bilder, als es Tage im Jahr gibt, er malte so ziemlich alles, was im Himmel schwebt und auf Erden kreucht, begründete den «New Wave of Ukraine», und dann starb er, wie es heisst, unter tragischen Umständen. Vielleicht wusste er nicht, wie man im Himmel der Freiheit fliegt, oder er war enttäuscht von ihm, und er blieb auf der Erde und stürzte trotzdem ab. 27 Jahre alt war er, auch er, als er bruchlandete oder abhob in den Sonnenauf- oder -untergang, wer weiss das schon. *Michael Bahnerth*

Vielleicht wusste er nicht, wie man im Himmel der Freiheit fliegt.

Bild: Wikiart

Erzählung

Das andere Kind

Eine Liebesgeschichte.

Kurt Steinmann

Es finden sich im Leben jedes Menschen Begebenheiten, an die er nur mit äusserstem Widerwillen, ja mit einem Gefühl tiefer Scham zurückdenkt. Doch Bilder solcher Art unterstehen nicht der Verfügbarkeit unseres Willens, und oft treten sie in Zeiten der Gelassenheit oder gar festlicher Stimmung jäh in unser Bewusstsein, bringen den Atem zum Stocken, und nur eine starke Gebärde innerer Abwehr vermag sie zu verscheuchen, nicht ohne dass die davon herrührende Erschütterung noch eine ganze Weile in unserer Seele schmerzlich nachschwingt.

Sie war damals eine sehr schöne Frau gewesen. Was ihn sofort bezaubert hatte, war ihr Haar: Nicht pechschwarz, nicht kohlenschwarz durfte man es nennen, alle diese abgegriffenen Vergleiche hätten dieses Haar beleidigt, nein, es strahlte in einem so eigentümlichen Dunkel, wie man es nur im Wasser aufgerauter See finden kann, wenn Sturm aufkommt und letzte Strahlen einer sich verhüllenden Sonne die Wogen mit feurigen Garben durchzucken. Das leuchtende, lange, dichte Haar säumte ein gesundes, von Natur aus tiefgebräuntes Gesicht, dessen Züge fremdländische Herkunft anzeigten.

Stachel im Herzen

Was geschieht, wenn man sich verliebt? Welche Energien werden da plötzlich entbunden, welche Kraftfelder bauen sich auf einmal auf, welche unsichtbaren Ströme beginnen da unversehens zu fliessen? Fast alles kann heute der Mensch seiner Schaulust erschliessen, mit wundersamen Instrumenten hat er die Kraft des Auges ins Ungeheure gesteigert. Wie aber heftig aufbrechende Liebe das Licht und die Luft, ja den ganzen Kosmos verwandelt – unentdeckt bleibt es bis jetzt dem Sehsinn. Ohne auch nur ein Wort mit dieser jungen Frau gesprochen zu haben, erkannte er, dass nun in seinem Herzen ein Stachel stak, von dem nur sie ihn erlösen konnte.

Natürlich lud er sie zu einem wärmenden Trunk ein; es war zwar schon Mitte April, aber Wind und Kälte setzten den auf engem Kreis trippelnden, stundenlang wartenden Füssen immer noch arg zu, und ein garstiger Spätschnee schuf einen scharfen Kontrast zum feierlichen Schwarz der stolzen, säbelbewehrten Männer, die hier an der Landsgemeinde mit oft hitzigen Worten der hochthronenden Regierung ihre Meinungen entgegenhielten.

Ungarin sei sie, nach dem Aufstand als kleines Kind mit ihren Eltern in unser Land geflohen, eine Freundin habe sie eingeladen, die

Was geschieht, wenn man sich verliebt? Welche Energien werden da plötzlich entbunden?

Festgemeinde hier habe sie sehr beeindruckt, da könne jeder sagen, was ihm am Herzen liege, in ihrer Heimat aber ..Mehr als er zuhörte, schaute er sie an, führte sie später aus dem kaffeedampfenden Saal hinaus, nahm eine der Rosen, die zur Feier des Tages im Vorraum in eine Vase gesteckt worden waren, und beschenkte die Frau, die sich nicht zierte, das gestohlene Zeichen der Zuneigung anzunehmen. Das fürchterliche Wortgewitter des Wirtes, der zufällig hinzugetreten war, überspielte er mit keck auftrumpfender Fröhlichkeit, aber erst ihr begütigendes Zureden vermochte den masslos Erregten zu beruhigen.

Vor kurzem hatte sie ihn nach mehreren erfolglosen Versuchen wieder einmal eingeladen, sie zu besuchen. Seit ihrer Hochzeit hatte er sie nicht mehr gesehen, aber Worte der Freundschaft waren auch in diesen Jahren zwischen ihnen niemals verstummt. Auf dem Weg zu ihr kamen die Erinnerungen. Manches erschien ihm nur in dämmrigen Umrissen, wie durch ein dampfbeschlagenes Glas, anderes, oft minder Wichtiges dagegen in einer geradezu schmerzenden Deutlichkeit, als ob innere Scheinwerfer die entlegensten Winkel ausleuchteten.

Warum, fragte er sich, sind unserem Gedächtnis die Drehung eines Körpers in einer bestimmten Sekunde, ein Geruch, die Qualität eines Windes oder ein Wort, vielleicht ganz beiläufig gesprochen, so unauslöschlich eingebrannt? Es hat wohl mit der Spannkraft der Seele in jenem fruchtbaren Augenblick zu tun.

Ende seines Traumes

Immer wieder tauchte im Durchlauf der sich schnell ablösenden Bilder ihr kleines rotes Auto auf, mit dem sie einmal im Frühling nach Griechenland gefahren waren. Der gespenstische Schatten werfende Honigmond über den Ruinen von Akrokorinth, der Schrei des Mädchens, das sich am Feuerrost die Hand verbrannt hatte – eine Familie hatte sie spontan zum Ostermahl im Freien eingeladen –, der Sonnenaufgang über dem Tempel von Bassai in der Ödnis des Gebirges, die köstliche Zeit, da sie sich gegenseitig die Eintragungen ihres Tagebuches vorgelesen hatten, die Umarmungen … das alles war auf einmal wieder bestürzend nah.

Auch das weisse, ärmellose Kleid flatterte daher, das sie getragen hatte, als er sie zum ersten Mal zum grossen Fest mitgenommen hatte. Und warum sah er ausgerechnet jetzt ihre zurückschnellende Hand, die im Zoo einen Kakadu hatte necken wollen? Geruch von Tannenharz verband sich mit ihr, Lichtschatten huschten über ihr Gesicht, und fast

Cartoon: Kai Felmy

Unsägliches Behagen: «Meditation sous les Arbres» von Elizabeth Nourse, 1902.

drohend klebte auf seiner inneren Leinwand das gelbe, rautenförmige Tapetenmuster jenes Hotelzimmers über dem Gardasee, in dem er erschrocken gespürt hatte, dass sie sich doch fremd waren. Und in der Flut der Bilder tanzten auf einmal vor seinem inneren Auge die schönen, rhythmischen Buchstaben jenes Briefes, worin sie ihm wort- und trostreich das Ende seines Traumes zu erklären versucht hatte.

Unzerstörbarer Kern der Schönheit

Und jetzt würde er sie wiedersehen. Hatte er Angst, die Narben des Schmerzes würden wieder aufbrechen? Nein, diese Quelle des Leids war endgültig ausgetrocknet. War sie noch immer die schöne Zauberin von einst? Ob auch sie gealtert war? Würde er in ihrem Spiegel seinem Alter begegnen?

Ja, die Jahre hatten kräftige Zeichen gesetzt. Dicke, graue Strähnen durchzogen das Wunderhaar, und die einst so zarten Hände furchten die Runen harter Arbeit. Aber der unzerstörbare Kern der Schönheit strahlte mit ungeschmälerter Kraft.

Zu Hause spielten zwei Kinder im engen Hausgang mit Plastikspielzeug und Stofftieren. Das eine war auffallend schön, das andere aussergewöhnlich hässlich, obwohl, das weiss jeder, Schönheit und Hässlichkeit Begriffe sind, die nur mit Vorsicht auf ein noch ungestaltes, zu fast jeder Entwicklung fähiges Antlitz angewendet werden dürfen. Aber das eine, das kleinere, war einfach hässlich: Das Gesicht war mit einer bläulich-roten Farbe überzogen, Rotz lief in dicker Sauce aus den Nasenlöchern, und die Augen, in einem fahlhellen, verfliessenden Blau schwimmend, glotzten blöd unter einer niederen Stirn. Dazu heulte das Mädchen mit einer schrillen, nervtötenden Stimme.

Das andere Kind hatte blühende, gutgefärbte Wangen, wie sie Mütter und Kinderärzte gerne sehen, schwabbelte in wogendem Babyspeck, was durch das daneben krabbelnde Magerkind noch schärfer sichtbar wurde, und traktierte mit unsäglichem Behagen einen Stoffuhu, mit dem es aus unerfindlichen Gründen auf einen

Ob auch sie gealtert war? Würde er in ihrem Spiegel seinem Alter begegnen?

flauschigen Bären eindrosch. Er bückte sich, fuhr dem schönen Kind über sein schon fülliges dunkles Haar, nahm es auf seinen Arm, wiegte es, wobei es den Uhu mit seinen Fingerchen an einem Bein umklammert hielt, und leierte ein paar gereimte Sprüche, womit Erwachsene Kinder zu beglücken glauben.

Das Kleine lachte, schlug ihm mit dem Vogel auf den Rücken und quietschte vor Lust. Er hopste im Zimmer herum, gab acht, dass er das hässliche Kind, dessen Geplärr anschwoll, nicht mit den Füssen trat, und begann dann, ein paar ihm vertraute Kinderliedchen summend, sich im Kreis zu drehen, bis ihm ganz schwindlig wurde.

Der kleine Balg

Plötzlich wurde es eigentümlich still. Die Rotznase hatte aufgehört zu schreien, und erst jetzt fiel ihm auf, dass die Frau schon lange nichts mehr gesagt hatte. Er blickte sich um, sie hatte die ganze Zeit in einer Ecke gestanden und dem ausgelassenen Spiel wortlos zugeschaut. Jetzt durchschritt sie den Raum, hob das vom Auspressen der Tränen noch blauer angelaufene Kind vom Boden auf, trocknete mit einem Taschentuch die beharrlich kollernden Tränen weg, tröstete es mit ruhigen Worten und setzte es in das durch ein Laufgitter abgegrenzte Geviert, in dem noch ein ganzer Zoo von Stofftieren herumlag. «Mein kleiner Schatz, nimm den Lumpi, den Schnurri und den Pfupfi, wickle sie ein, denn sie haben kalt», und sie steckte den lebhaft greifenden Händchen bunte, grosse Stoffflicken zu. Die Züge des Winzlings erhellte ein Lächeln, und munter zurrte es den Spielgesellen die wärmende Decke über die Ohren.

Dann läutete es. Die Mutter holte das schöne Kind ab, das sie während einer Besorgung ihrer Türnachbarin zur Betreuung überlassen hatte. Für eine Minute blieben das andere Kind und er allein im Wohnraum zurück. Mit grosser Liebe betrachtete er den kleinen Balg, der ihm nun auf einmal weniger hässlich erschien. Er spürte, dass er etwas falsch gemacht hatte.

Weisswürste aus Hummer

Thomas Bodmer

Gerhard Polt: Dr. Arnulf Schmitz-Zceisczyk. Kein & Aber. 144 S., Fr. 29.90

Es war ein Ereignis, als 1984 der erste grosse Sammelband mit Texten von Gerhard Polt erschien. «Da schau her» hiess er, und kein Geringerer als Loriot besprach das Buch im *Spiegel*. Er gab sich als glühender Polt-Fan zu erkennen und stellte die zentrale Frage: «Warum betrachten wir so lustvoll diese schmerzenden Peinlichkeiten? Woher kommt das unendliche Vergnügen an der gefährlichen Dämlichkeit gewisser Zeitgenossen, die zum Untergang des Abendlandes Wesentliches beizutragen haben?»

Zum einen liegt es an Polts Präzision. Früh entdeckte er seine Begabung für Sprache, studierte in Stockholm Skandinavistik, spricht ausserdem fliessend Russisch, Englisch, Französisch, Italienisch und kann auch auf Schweizerdeutsch sehr überzeugend klingen. Es gibt kaum jemanden im deutschsprachigen Raum, der so genau hinhört wie er und dann auch wiedergeben kann, wie die Leute wirklich reden. Der von ihm erfundene Beamte Deutelmoser beispielsweise: «Weil, ein gutes Deutsch, des wo einer heut, des is so, wie wenn ma, verstehn Sie, des is so, wie wenn ma amal sagat, net, des is quasi eine Rückendeckung für das ganze Leben.»

Antikörper im deutschen Zeugs

Das andere ist Polts Empathie. Er ist keiner, der seine Figuren denunziert, sie von oben herab behandelt im Wissen um den richtigen moralischen Standpunkt. Dem Journalisten André Müller gegenüber formulierte er es so: «Satire wird oft nach so Beisskategorien bemessen, also danach, ob man fest genug zubeisst. Aber ich gehe nicht in eine Arena, um sozusagen den Löwen zu spielen, der die Christen zerfleischt.

«Rückendeckung für das ganze Leben»: Sprachkünstler Polt.

Meine Aufgabe ist nicht, jemanden zu zerreissen, sondern, Dinge anschaulich zu machen.» Mit dieser Aussage ist er weit entfernt von Satirikern, die Missstände geisseln, und nahe bei Autoren wie Georges Simenon oder Anton Tschechow, die nicht urteilen, sondern verstehen wollen.

Wer Gerhard Polt schon live gesehen hat, weiss, was für eine ungeheure Bühnenpräsenz er hat. Der Mann kann einfach dasitzen, nichts tun, und dennoch schaut man ihm gebannt zu.

Es gibt kaum jemanden, der so genau hinhört wie er und wiedergeben kann, wie die Leute wirklich reden.

Deshalb haben immer wieder Leute daran gezweifelt, dass seine Texte, losgelöst von seiner Darstellung, funktionieren könnten. Genau das hat man zunächst auch über den anderen grossen Bayern, Karl Valentin, gesagt, und heute fehlen dessen Stücke und Szenen in keiner guten Anthologie komischer Literatur. Auch von Polt gibt es unterdessen ein Reclam-Heft.

Doch zur Hauptsache erscheinen seine Werke seit den späten neunziger Jahren beim Zürcher Verlag Kein & Aber. Gerade jetzt ist aus Anlass des 80. Geburtstags des am 7. Mai 1942 in München Geborenen das Bändchen «Dr. Arnulf Schmitz-Zceisczyk» erschienen. Es unterscheidet sich von früheren Polt-Werken dadurch, dass im Zentrum keine Bayern stehen, sondern ein Zugereister aus dem Norden. Er hat sich mit seiner Frau in Tegernsee niedergelassen, und obschon er darauf beharrt, wie lieb ihm das Urige ist, mag er dann halt doch lieber Weisswürste aus Hummer als echte. Manche dieser Szenen hat Polt offenbar in den letzten zwei Jahren geschrieben, denn da sagt der Protagonist in «Geduld» auf die Frage, ob er schon geimpft sei: «Mit diesem deutschen, nicht mit diesem englischen Zeugs da. Im deutschen, da sind Antikörper und solche Sachen drin, nicht.»

Unsterbliche Figuren

Das Buch ist etwas für Polt-Komplettisten, alle anderen sind besser beraten mit der zehnbändigen Gerhard-Polt-Bibliothek, denn dort sind sie alle drin, die Figuren, die unsterblich geworden sind: der Herr Grundwirmer, der in «Mai Ling» erzählt, wie die Flitterwochen waren mit der asiatischen Braut, die er sich per Versandkatalog bestellt hat («Diese enorme Exotik, die da plötzlich auf einen zukommt»); oder der «Hundebesitzer», der seinen scharfen Schäferhund auf dem Kinderspielplatz Gassi führt («Finger weg, ein Schäfer ist kein Spielzeug!»); oder der Fischer, der sich in eine Hasstirade gegen den «Kormoran» hineinsteigert: «Wir haben in Bayern schon viele hinausgeschmissen: die Hunnen, die Mongolen, die Römer, die Österreicher, alle haben mir hinausgeschmissen, und der Kormoran käme hier herein? Einfach so? Ja, wo sind wir denn? Und wenn der Kormoran sich an keine Vereinbarung hält, dann sage ich heute: Ab 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!»

Mit das Schönste sind die Kürzesttexte mit der Anni. Also: «D'Anni hat gsagt, dass diese Frau Mittermeier, dass die a so nachtragend ist. Des, sagt sie, des vergisst sie ihr nie.» Und nun, da die Menschen nach dem Lockdown gern wieder ausschwärmen: «Wir haben heuer mal eine Weltreise gemacht. Aber ich sag's Ihnen gleich, wie es ist: Da fahren wir nimmer hin.»

Bild: Tobias Hase/Picture Alliance/Keystone; Cartoon: Kai Felmy

Gefesselte Superheldin

Sarah Pines

Jill Lepore: Die geheime Geschichte von Wonder Woman. Aus dem Amerikanischen von Werner Roller. C. H. Beck. 552 S., Fr. 45.90

Die amerikanische Wonder Woman ist die erste Superheldin. Nach Superman (1938) und Batman (1939) hatte sie ihren Auftritt 1941. Neben diesen beiden ist sie das beliebteste Wesen mit Superkraft. Auch Wonder Woman hat eine geheime Identität, ist Prinzessin aka Sekretärin Diana Prince, aber eigentlich Amazonin einer fernen griechischen Insel. Wonder Womans Mutter ist Hippolyta, um die es auch in der «Odyssee»geht; ihre Heldinnen sind die antike Dichterin Sappho und die Göttin Hera.

Gekleidet ist sie in den Farben der amerikanischen Flagge, im Stile antiker Kämpferinnen mit Pin-Up-Twist: goldene Tiara, rotes Bustier, darauf der American Eagle als Doppel-W. Blauer Minirock mit weissen Sternchen, goldenes Lasso, Armbänder, rote Stiefel. Wonder Woman befreite die Frauen, versuchte es zumindest.

In frühen Comic-Heften hilft sie den weiblichen Angestellten eines feinen Kaufhauses bei Verhandlungen für eine Lohnerhöhung, sie nimmt an Arbeitsstreiks teil, verurteilt kapitalistische Ausbeutungsverhältnisse. Sie zeigt dem Feminismus, wo es für ihn seit den Sufragetten-Bewegungen der 1910er Jahre langgehen kann, wenn er das denn will; Vorbild ihrer Ansichten ist Margaret Sanger, Gründerin der Organisation Planned Parenthood, die sich seit 1921 für Verhütungs- und Abtreibungsrechte einsetzt.

Künftiger Leitstern junger Mädchen

Nun ist das Buch «The Secret History of Wonder Woman» der in Harvard lehrenden Historikerin Jill Lepore auf Deutsch erschienen. Das Buch ist seltsam und amüsant, aussergewöhnlich detailreich, der Ton des englischen Originals populärwissenschaftlich-plapperig, der Inhalt tiefgründig. Es geht um die geheime Geschichte von Wonder Woman, die die ihres Erschaffers ist. Ein seltsamer Kauz.

Der Psychologe William Moulton Marston (1893–1947) wurde als jüngstes Kind einer wohlhabenden Familie geboren. Er hatte in Harvard Jura studiert und promoviert und gilt als der Erfinder des Lügendetektors. Er war Anwalt, Filmemacher und Wissenschaftler, verstand sich als Feminist *avant la lettre* und lebte mit zwei Frauen zusammen – Elizabeth Holloway, von der die Idee für Wonder Woman kam, und Olive Byrne –, mit beiden hatte er Kinder.

Mit Wonder Woman wollte Marston eine starke, unabhängige Frau schaffen, künftiger Leitstern junger Mädchen, die dank den Geschichten der Superheldin Selbstbewusstsein lernen sollten. Auch sollten sie die Vorstellung revidieren, dass Frauen Männern körperlich oder geistig unterlegen seien oder in der Arbeitswelt nicht bestehen könnten.

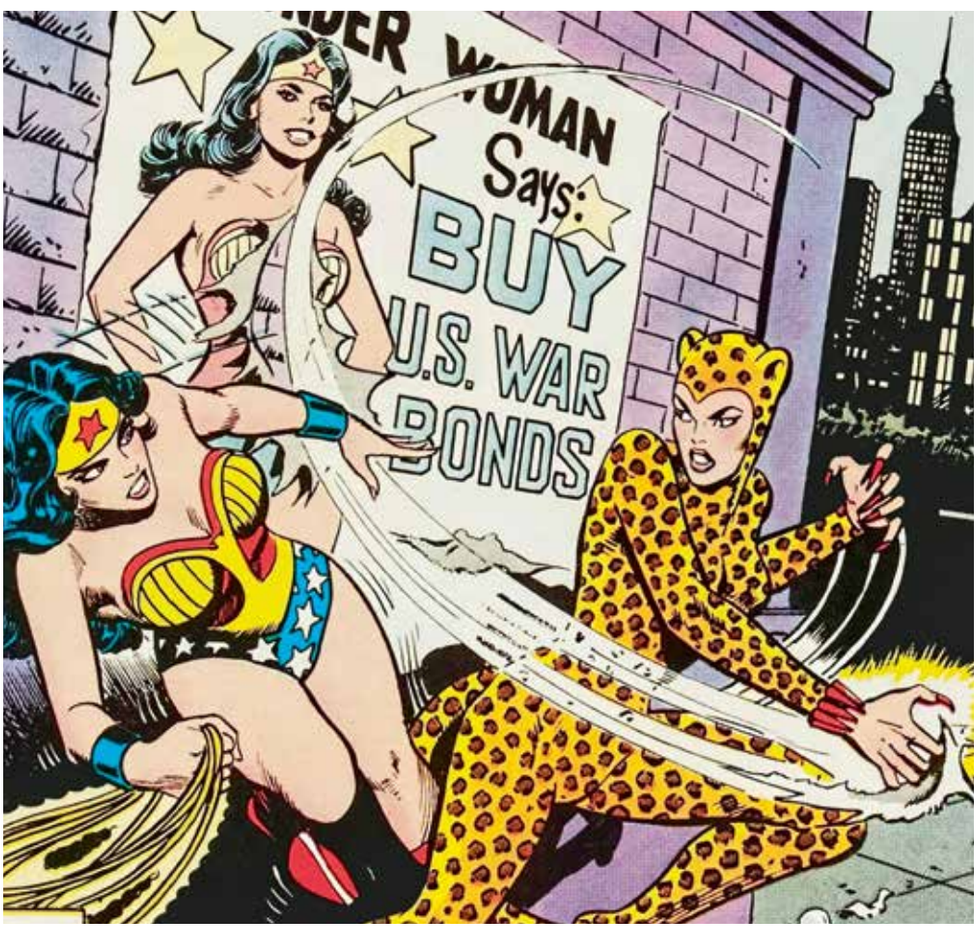
Bis 2017 leitete Marstons Sohn Pete das Wonder-Woman-Museum in Bethel, Connecticut. Über 4000 Objekte sind dort ausgestellt, eine schrille Kakofonie aus Puppen und Gadgets aus Keramik, Gummi, Plastik und Stoff, faltbar, aufblasbar, ganz oder in Teilen: Wonder-Woman-Barbies, Tassen, Handtücher, Masken …

Lepore veröffentlichte ihr Buch bereits 2014. Es waren die letzten Jahre vor der #MeToo-Bewegung, die im Oktober 2017 durch den sogenannten Weinstein-Skandal ausgelöst werden würden, und vielleicht deutete sich das eine oder andere Umdenken des Feminismus bereits am Horizont an. So wirken – aus feministischer Sicht nach #MeToo – die zahlreichen Ausführungen zur sogenannten Bondage, sowohl in den Comics als auch in Lepores Buch, die in einer Besprechung der *New York Times* 2014 noch amüsiert und leicht befremdet konstatiert worden waren, heute seltsam antiquiert.

Sie zeigt dem Feminismus, wo er seit den Sufragetten-Bewegungen langgehen kann, wenn er denn will.

Ambivalente Botschaft

Wonder Woman, so Lepore, werde in den Comics permanent gefesselt, entkomme dann aber. «In keinem Comic-Heft, in dem Wonder Woman auftrat», schreibt Lepore, «und dort auf kaum einer Seite, fehlte eine Fesselungsszene. In einer Episode nach der anderen wird Wonder Woman in Ketten gelegt, gefesselt, geknebelt, mit dem Lasso gefangen, verschnürt, bekommt Fuss- und Handfesseln angelegt. […] ‹Grosser Gürtel der Aphrodite!›, klagt sie. ‹Ich bin es leid, zusammengeschnürt zu werden!›» Wonder Woman ist laut Lepore sachte ambivalent; es geht nicht nur um weibliches Heldentum, sondern in den Geschichten der Superheldin spielt Marston auch mit der Vorstellung der (erotischen) Fesselung der Frau. Macht der Feminismus vielleicht gar nicht so unabhängig, wie er sollte? Gehören Dominanz und Unterwerfung zusammen? Ist die starke, immer wieder entkommende und dann wieder gefesselte Frau eine pervers fetischisierte Männerfantasie? Vielleicht beides, scheint Lepore anzudeuten. Die Botschaft von Wonder Woman bleibt ambivalent wie ihr Erschaffer Marston.



Gehören Dominanz und Unterwerfung zusammen? «Wonder Woman».

Bild: Futuras Fotos/Alamy

Beseelte Natur Sardiniens

Oliver vom Hove

Grazia Deledda: Schilf im Wind.
Aus dem Italienischen von Bruno Goetz.
Manesse. 448 S., Fr. 36.90

Literarisch unentdeckt war Sardinien, ehe Grazia Deledda zu schreiben begann. Die Pioniertat, ihre heimatliche Insel mit erfundenen und gefundenen Geschichten zu erschliessen, hat die Autodidaktin über Jahre gleichsam im Alleingang vollbracht. Die Krönung für ihr vielbändiges Erzählwerk kam 1926 aus Stockholm: Als zweiter Frau nach der Schwedin Selma Lagerlöf wurde ihr der Nobelpreis für Literatur zuerkannt.

Bereits als frühreifes Mädchen hatte die Tochter einer wohlhabenden Anwaltsfamilie Gedichte und Erzählungen verfasst, die in lokalen Zeitungen und Zeitschriften publiziert

Das Leben auf der Insel ist von althergebrachten Haltungen und Gebräuchen bestimmt.

wurden. In den archaisch geprägten Dörfern der Barbagia, der rauen Hochebene nahe ihrer Heimatstadt Nuoro, fand die 1871 geborene Autorin den Stoff für viele ihrer Romane. Dort spukten noch immer Geister- und Aberglaube, waren heidnische Kulte wie auch animistische Rituale gang und gäbe. Äusserlich freilich war der Jahreslauf auf der Insel vollends vom christlichen Kalender und von seinen vielen Heiligenfesten bestimmt.

Dieser Jahreskranz der wechselnden Feiertage samt Zeremonien und Prozessionen bestimmt auch den äusseren Ablauf des dramatischen Geschehens, das sich in Deleddas Meisterroman «Schilf im Wind» (1913) rund um das abgewirtschaftete Landgut der verarmten Schwestern Pintor verhängnisvoll zusammenballt. Einst waren die drei adligen Schwestern Esther, Ruth und Noemi wohlhabend und angesehen. Doch längst können sie ihrem umsichtigen Gutsverwalter Efix keinen Lohn mehr zahlen. Vielmehr sind sie vollständig auf seine Treue angewiesen, die seit mehr als dreissig Jahren anhält und mit einem Ereignis zusammenhängt, das von den drei Schwestern eisern mit Schweigen belegt wird.

Denn es gab eine vierte Schwester namens Lia, die als Mädchen mit Hilfe von Efix dem tyrannischen Regime des Vaters aufs Festland entflohen war. Dort hatte sie geheiratet und einen Sohn geboren, ehe sie früh verstarb. Dieser mittlerweile erwachsene Sohn, Don Giacinto, kündet nun seine Ankunft im Dorf an.

Leben der Menschen auf der Insel: Nobelpreisträgerin Deledda.

Sogleich erwachen vor allem in Efix neue Hoffnungen, er könnte das heruntergekommene Anwesen und die verstörten Tanten wieder aufrichten. Die sind freilich, aus Starrsinn und falschem Adelsstolz, ganz auf Abwehr eingestellt.

Berückende Naturschilderungen

Als Giacinto eintrifft, weiss er voll Selbstvertrauen und Anmut aufzutreten, was vor allem die Mädchen des Dorfs beeindruckt. Aber recht bald zeigt sich: Der junge Mann ist eine Enttäuschung. Er ist unzuverlässig, spielsüchtig, vergreift sich an fremdem Geld. Auf dem Festland liess er sich zum Betrug an einem Reeder hinreissen und kam nur dank dessen Güte straffrei davon. Als er sich im Dorf mit gefälschter Unterschrift abermals Geld verschafft, muss er fliehen. Durch sein früheres Eingreifen in das Schicksal der Schwestern fühlt sich Efix mitschuldig am Zerfall der Familie. Eine verdrängte Tat in der Vergangenheit verleiht dem Geschehen eine shakespearesche Schwere. «Wir sind das Schilf, und das Schicksal ist der Wind», sinniert Efix.

Berückend einprägsam sind Deleddas Naturschilderungen. Im Roman wird ein Sardinien voll naturmagisch beseelter Landschaft und agrarisch beherrschter Vegetation beschworen, mit Pfirsich- und Mandelbäumen, blühenden Feldern und sattgrünen Wiesen, aber auch mit windigen Hügeln und kargen Felsformationen. Das Anwesen der Pintor-Schwestern liegt in einer Gegend «von melancholischer Schönheit: mit der sandigen Ebene, durch die sich der Fluss hinzog, den Reihen von Pappeln und niedrigen Erlen und den Inseln aus Binsen und Wolfsmilch, mit der dunklen, von Brombeergestrüpp umrankten Basilika, dem alten, von Gras überwucherten Friedhof, wo inmitten des Grüns gleich weissen Margeriten die Gebeine der Toten leuchteten. Die Vergangenheit herrschte immer noch über diese Gegend.»

Auch das Leben der Menschen auf der Insel ist in Deleddas Epos von althergebrachten Haltungen und Gebräuchen bestimmt. Insbesondere die Frauen – «wie Sklavinnen gefangen» – sehen sich unter den patriarchalen

Bild: Bettmann/Getty Images

Verhältnissen einer spätfeudalen Gesellschaftsordnung ausschliesslich auf das Rollenbild der Hausfrau und Mutter festgelegt. Auch die Pintor-Schwestern litten unter ihrem despotischen Vater: «Vor allem durften sie nie den Blick in Gegenwart der Männer heben, noch war es ihnen gestattet, auch nur an einen Mann zu denken, der nicht zu ihrem Bräutigam auserkoren war. Doch die Jahre vergingen, und der Bräutigam kam nicht.» Was Deledda hier aus eigenem Erleben über ihr Sardinien vor mehr als einem Jahrhundert berichtet, ist heute für junge Frauen in strenggläubigen islamischen Familien noch immer Realität.

Deledda verfasste mehr als dreissig Erzählwerke. Die meisten schrieb sie in Rom, wohin sie 1900 nach ihrer Ehe mit einem höheren Finanzbeamten gezogen war. Dort starb sie 1936 auch. Das Grab von «La Deledda», wie sie in Sardinien verehrungsvoll genannt wird, liegt am Fuss des Monte Ortobene, unweit ihrer Geburtsstadt Nuoro.

Weltsicht der Pariser Avantgarde der 1920er

Rolf Hürzeler

Ré Soupault: Geistige Brücken. Hrsg. v. Manfred Metzner. Wunderhorn. 280 S., Fr. 36.90

Sie war eine Linke; Marx und Engels waren ihr indes ein Graus. Denn die sozialistischen Vordenker verlangten, «die Frau soll zu Hause bleiben». Zu diesem Befund kam Ré Soupault in ihrem Radio-Essay «Geht die Despotie des Mannes zu Ende?». Sie hatte den Text 1984 im Hessischen Rundfunk gesprochen, und ihre Empörung ist bei der Lektüre spürbar. Die Frau sei der «Werkstatt zu entreissen, die sie demoralisiert und zugrunde richtet», habe die Erste Internationale 1867 unter der Führung der beiden kommunistischen Denker verlangt. Nichts da, hat sich Soupault mehr als hundert Jahre später gedacht. Denn sie hatte bereits ein abenteuerliches Leben im Strudel der geschichtlichen Verwerfungen hinter sich.

Der «Despotie»-Text ist zusammen mit einem guten Dutzend anderer Radiotexte erstmals in gedruckter Form erschienen. Ré Soupault (1901–1996) gehörte in den zwanziger und dreissiger Jahren zum Kreis der Avantgardisten im Pariser Viertel Montparnasse, die das europäische Kunst- und Geistesleben bis heute mit prägen. Alberto Giacometti war dabei, Max Ernst und der Dichter Philippe Soupault, der ihr Lebenspartner wurde. Er war Kommunist, überwarf sich aber mit der Partei zur Zeit der stalinistischen Schauprozesse.

Ré Soupault machte sich zuerst einen Namen als Fotografin. Nach dem Krieg liess sie sich während zehn Jahren in Basel nieder und begann

für das Radio zu arbeiten. Die nun vorliegenden Texte zeugen von ihrer engen Verbundenheit mit Frankreich. So setzte sie sich mit «Paris unter der Kommune» im Frühjahr 1871 auseinander, mit der Hugenottenverfolgung in der Bartholomäusnacht oder mit dem verschollenen Piloten und Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry.

Inbegriff des Widerstandshelden

Gerade dieser Text belegt, wie sehr sich der Blick auf die französische Vergangenheit im Lauf der Jahrzehnte veränderte. Mit Bewunderung schreibt Soupault von den Einsätzen dieses wagemutigen Piloten. Er gilt bis heute als Inbegriff des Widerstandshelden gegen die deutschen Besatzer, der sein Leben auf einem Aufklärungsflug im östlichen Frankreich verlor. Saint-Exupéry war indes vor allem ein enthusiastischer Kolonialist. So setzte er sich unerschrocken für die Republik etwa im südlichen Marokko ein, zu einer Zeit, als sich die Berber gegen die Franzosen erhoben: «Achtzehn Monate lang ein Leben voller Gefahren und grosser Verantwortung», schreibt Soupault über seinen Einsatz als Chef des Flugplatzes von Kap Juby in der Sahara.

Andere Radiotexte leuchten das europäische Geistesleben des letzten Jahrhunderts aus. So sprach sie 1976 ausführlich über den Franzosen

Sie war eine Linke; Marx und Engels waren ihr indes ein Graus.

Isidore Ducasse oder Comte de Lautréamont, wie er sich nannte. Er hatte die «Gesänge des Maldoror» geschrieben: «Das Werk ist wahnsinnig, finster und verzehrend.» Genau deshalb wurde es zur «grossen Entdeckung der Surrealisten». Deren Vordenker André Breton hatte sich auf ihn berufen. Der Anti-Gott Maldoror quälte mit Vorliebe kleine Kinder und liess «seine Nägel in ihre weiche Brust dringen». Auch Soupaults Ehemann Philippe fühlte sich in der Zwischenkriegszeit den Surrealisten verwandt. So ist es naheliegend, dass sie sich bereits in jungen Jahren mit dieser ungewöhnlichen Gedankenwelt auseinandersetzte – mit langfristigem Effekt.

Die Sprache

Buebetrickli

Wahrscheinlich sind wir nicht so harmlos, wie es unsere Sprache manchmal vermuten lässt. Wenn wir tricksen, dann nicht mit einem plumpen Bauerntrick, sondern mit einem raffinierten *Buebetrickli.* Diminutive auf -li fühlen sich wohl im Schweizerdeutschen und im Schweizerhochdeutschen, einige wie zum Beispiel Bünzli, Bürli, Heftli, Säli, Stöckli stehen sogar im Duden. Bis in die achtziger Jahre wurde das *Buebetrickli* vorwiegend für ein Täuschungsmanöver im Eishockey gebraucht, später auch für politische Winkelzüge. Ein Titel in der *NZZ:* «‹Buebetrickli› zur Konzerninitiative». Noch häufiger ist im Sportteil vom *Stängeli* zu lesen; der Begriff hat seinen Ursprung im Tischfussball und bezeichnet einen Sieg mit zehn oder mehr Toren. Wer den Fünfer und das Weggli (alle Vorteile) haben will, dem liegt das Prinzip *Säuhäfeli, Säudeckeli* (Vetternwirtschaft) nicht fern. Wo von Zersiedelung und Zubetonierung der Landschaft die Rede ist, darf die *Hüslischweiz* nicht fehlen.

Auch Schweizer Schriftsteller sind den Verkleinerungsformen nicht abgeneigt. In Thomas Hürlimanns Roman «Heimkehr» kommen *Verhüterli* vor. «Sie sitzen auf dem Bänkli vor dem Hüttli» – so steht es in Arno Camenischs «Der letzte Schnee». Und selbst bei Elias Canetti («Die gerettete Zunge») wird ein *Schuhputzerli* erwähnt. Nicht alles, was nach einem Diminutiv aussieht, ist auch einer. Das beliebte Gipfeli, das Croissant, ist nicht die Verkleinerungsform von «Gipfel», sondern geht auf das mittelhochdeutsche *kipfe* zurück. Viele Familiennamen sind Diminutive, zum Beispiel Fischli, Blümli, Lämmli oder Glättli (zu «glatt, glänzend»), Mörgeli (Übername für Frühaufsteher) oder Sprüngli (zu «Sprung, Quell»). Das Berndeutsche hat einige besonders schöne Pflanzennamen zu bieten: *Stigüferli (Stig uuf!)* für Kapuzinerkresse, *Himmelsschlüsseli* (Schlüsselblume) oder *Herrgottsstifeli* (Frühlingsenzian). Jetzt wird's aber Zeit für einen Sprung ins *Beizli,* ins «Rössli» oder «Bahnhöfli». Ein *Tschumpeli* (1 dl Wein) oder *Herrgöttli* (2 dl Bier) wäre nicht schlecht. Danach ein *Käfeli* mit *Pflümli* als Bettmümpfeli (*Mumpfel* = einen Mund voll).

Max Wey

Tragik und Tragweite: «Svoboda 1945: Liberation» und «Through the Darkest of Times».

Games

Kann man den Holocaust spielen?

Die Zeitzeugen des Zweiten Weltkriegs sterben weg. Mit Videospielen hält man die Erinnerung an die damaligen Schrecken wach.

Marc Bodmer

Svoboda 1945: Liberation. Charles Games, 2021

Through the Darkest of Times. Paintbucket Games, 2020

Als der französische Publisher Ubisoft seine Tactical-Shooter-Reihe «Brothers in Arms» 2005 der Presse vorstellte, war der ehemalige Oberst der US-Armee, John Antal, mit von der Partie. Er baute sich auf der Bühne auf, verschränkte seine Arme vor dem robusten Oberkörper und sollte etwas Drill in das lahme Journalistenpack bringen. Und natürlich sollte er als Militärberater auch für den Anspruch an Authentizität einstehen. Die Entwickler des Studios Gearbox hatten sich zum Ziel gesetzt, die Geschehnisse vom 6. Juni 1944, die Landung an der Küste der Normandie, möglichst akkurat wiederzugeben. Dafür studierten sie historische Unterlagen und Fotos. Sie interviewten Veteranen, die damals im Einsatz waren, und gingen mit den Waffen der damaligen Zeit in den Schiesskeller, um deren Ton aufzuzeichnen.

«Brothers in Arms: Road to Hill 30» (2005) erhielt denn auch gute Bewertungen, aber beim Spielen blieb ein schaler Geschmack im Mund zurück. Die historische Rekonstruktion mag auf einer technischen Ebene gelungen sein. Aber mehr als eine glorifizierte Schiessbude, die das Adrenalin hochjagte, war's am Ende doch nicht. Eine weitere hohle Heldengeschichte. Es mutet zynisch an, im warmen Wohnzimmer hockend, sich im virtuellen Sand der Normandie zu suhlen und deutsche Soldaten über den Haufen zu schiessen.

Ausgerechnet Steven Spielberg

Während die Originale der virtuell rekonstruierten Waffen noch weitere Jahrzehnte in Museen und Sammlungen überdauern werden, sterben die Zeitzeugen aus. Doch wie hält man die Erinnerungen wach? Im Zeitalter der fortschreitenden Digitalisierung drängen sich Videospiele auf. Doch sind Games überhaupt zu einer differenzierten Auseinandersetzung mit Ereignissen von historischer Tragik und Tragweite in der Lage? «Games sind ein normales Kulturgut», sagte Olaf Zimmermann, der Geschäftsführer des Deutschen Kulturrats, anlässlich einer Veranstaltung zum Thema «Erinnern mit Games» im vergangenen Sommer in Berlin. «Geschichte ist eine Folie für viele Videospiele und Material, um Storys zu entwerfen.» Auch der an der Hochschule der Künste Bern tätige Historiker Eugen Pfister sieht das Potenzial, räumt

Auch wenn der Wille da war, etwas Edukatives einfliessen zu lassen: Es blieb ein Feigenblatt.

aber ein: «Nicht jedes Spiel wird es gut machen.» Er erinnert daran, dass der Film «Schindler's List» (1993) damals auch angegriffen und Regisseur Steven Spielberg eine Trivialisierung der Geschehnisse vorgeworfen wurde.

Blickt man in der Geschichte der Computergames zurück, so lautete die Devise schon lange «Krieg und Spiele». Besonders in den achtziger Jahren florierten Heldengeschichten wie «Patton vs Rommel» mit Szenarien, die gemäss Eugen Pfister heute so nicht mehr denkbar wären; sie

Bilder: zVg

orientierten sich von der Spielmechanik her stark an komplexen Brettspielen.

Es war dann ausgerechnet Steven Spielberg – sieht man mal vom grotesken «Wolfenstein 3D» (1992) ab –, der den Zweiten Weltkrieg ins Shooter-Genre brachte. Zuvor hatten Science-Fiction- und Fantasy-Szenarien wie «Doom», «Quake» und dergleichen die populäre Sparte dominiert. Spielbergs Film «Saving Private Ryan» (1998) war zu brutal und blutrünstig, als dass er einem jüngeren Publikum gezeigt werden konnte. Inspiriert von seinem damals vierzehnjährigen Sohn Max, der den legendären First-Person-Shooter-Titel «Golden Eye 007» spielte, sollte ein Videospiel den Kids den «letzten gerechten Krieg» näherbringen.

Doch so weit wäre es gemäss der Website Gamesradar fast nicht gekommen, denn nicht nur die Entwickler hatten ihre Bedenken – der Zweite Weltkrieg sei verstaubt, die Leute wollten Laser-Knarren –, sondern kurz vor der Veröffentlichung kamen beim Highschool-Massaker in Littleton auch fünfzehn Menschen ums Leben. Zudem meldete sich Paul Bucha, Präsident der «Medal of Honor»-Gesellschaft, und nannte Spielbergs Vorhaben «schrecklich» und «eine Entwürdigung» der ausgezeichneten Soldaten. Erst als Bucha das Game anspielen konnte und die hehren Absichten der Entwickler erkannte, änderte der Vietnamveteran nicht nur seine Meinung, sondern unterstützte den Titel auch.

Das Game «Medal of Honor» (1999) wurde denn auch von einer historischen Collage aus Gemälden, Bildern und Ausschnitten aus «Wochenschauen» eingeführt – ein Modell, das Schule machte. In achtzig Sekunden wurde die Weltgeschichte bis Mitte 1944 verwurstet und lieferte so etwas wie den Hintergrund zum nachfolgenden Spiel. Auch wenn der Wille da war, etwas Edukatives in den Shooter einfliessen zu lassen: Es blieb ein Feigenblatt. Dem Gros der amerikanischen Player aber gefiel die Geschichtsklitterung, oder wie es Game-Kritiker Jeff Lundrigan zusammenfasste: «Es gibt wenige Dinge, die befriedigender sind, als einem Nazi ins Gesicht zu schiessen.»

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass bei einer Umfrage der deutschen Stiftung «Erinnerung, Verantwortung und Zukunft» und des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung auf die Frage «Wie gern würden Sie persönlich sich über ein Computerspiel, das in der NS-Zeit spielt, mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinandersetzen?» 80 Prozent der Vorstellung ablehnend gegenüberstanden.

Aussergewöhnliche Tiefe

Ist es also überhaupt sinnvoll, Computerspiele in diesem Kontext zu portieren? Der Historiker Eugen Pfister findet, schon: «Zum einen muss sich nicht jeder mit Computerspielen auseinandersetzen. Zum anderen stellt sich aber die Frage: Was machen die Zweiter-Weltkrieg-Videospiele, die es jetzt schon gibt, mit unserer Erinnerungskultur?» Pfister befürchtet ein «Weisswaschen» der Erinnerung durch eine Zementierung von Klischees: Die Nazis tragen immer Uniform und lächeln nie. Die wirklich dunklen Seiten der damaligen Zeit, die menschenverachtende Ideologie des NS-Regimes, wird nicht aufgezeigt. «Wird der industrielle Massenmord an sechs Millionen Menschen in Zweiter-Weltkrieg-Games einfach ausgeblendet, dann verkommt das Deutsche Reich zu einer beliebigen spielbaren Fraktion. Dann sind wir bei ‹Lord of the Rings› angelangt», findet der Historiker.

Doch das Feld wird nicht nur den hurrapatriotischen Action-Grossproduktionen überlassen. Unabhängige Entwickler wagen sich auf das heikle Terrain und bringen Erstaunliches hervor wie «Through the Darkest of Times» (2020) des deutschen Studios Paintbucket Games. Das in schlichten Grautönen gehaltene Game beginnt 1933 mit der Wahl Adolf Hitlers zum Kanzler. Ziel ist es, eine Widerstandsbewegung aufzubauen und Verfolgte zu verstecken. Spektakel gibt es hier keinen, sondern strategische Überlegungen, die darauf abzielen, dass beispielsweise die Moral der Gruppe nicht sinkt.

Ebenfalls Grau in Grau gibt sich «Attentat 1942» des tschechischen Studios Charles Games. Doch das Abenteuerspiel wartet mit einem innovativen Format auf: Die Besetzung Prags durch die Nazis wird in Videosequenzen von Augenzeugen erzählt. Aber wehe, man fragt zu forsch, dann wird einem die Türe vor der Nase zugeknallt. Der Titel nimmt Bezug auf die Ermordung von Reinhard Heydrich, der damals über die Tschechei herrschte und als einer der führenden Architekten des Holocaust gilt. Der mediale Mix verleiht «Attentat 1942» eine aussergewöhnliche Tiefe und bescherte dem Spiel verdientermassen mehrere Auszeichnungen.

Das in schlichten Grautönen gehaltene Game beginnt 1933 mit der Wahl Adolf Hitlers zum Kanzler.

Einem ähnlichen Modell folgt «Svoboda 1945: Liberation» (2021), die Charles-Games-Fortsetzung von «Attentat 1942». Doch dieses Kapitel spielt 2001 in einem Dorf an der deutsch-tschechischen Grenze. Man kommt als Historiker in das Kaff und merkt bald, dass der Schatten des Krieges noch immer präsent ist. Fehden, die ihre Wurzeln in der Nachkriegszeit haben, beherrschen den Alltag, und selbst die eigene Familie ist darin verstrickt.

Diese Spiele mögen ein weit kleineres Publikum ansprechen als die aufwendig produzierten Shooter, aber sie erreichen immer noch einige hunderttausend Menschen. Durch den innovativen Stilmix und die frischen Erzählformen versetzen sie die Spieler in die Geschichte, lassen sie teilhaben. Titel wie «Attentat 1942» und «Svoboda 1945: Liberation» verfügen über eine Authentizität und Glaubwürdigkeit, die kommerziellen Grossproduktionen abgeht. Sie bieten auch nicht hohle Unterhaltung, sondern eine packende Storyline, basierend auf historischen Fakten aus einer Zeit, die wir nie vergessen sollten.

TV-Kritik

Anspruch auf alles und nichts

Philipp Gurt

Deville: Sonntag, 21.40 Uhr

Lieber spät als nie, könnte man meinen, wenn man das von SRF am Sonntag spätabends angesetzte Format ins Auge fasst, das über sich selbst den Anspruch erhebt, «eloquent, pointiert und charmant ironisch» zu sein: «Deville», das Satireformat, das Unterhaltung mit Haltung rüberbringen soll und zugleich Schwachsinn mit Stil verbinden. Grundsätzlich widerspreche ich dem nicht, zumindest nicht in allen Punkten. Gut möglich, dass ich das jetzt ironisch, aber mit Stil meine, um auch über Schwachsinn reden zu dürfen.

Aber genau dieser Anspruch, so «viel» zu sein, fordert den Zuschauer: Soll ich jetzt lachen? Natürlich nur in den seltenen Momenten, wo es wirklich saulustig wird. Meist herrscht wohlwollendes Schmunzeln vor, gepaart mit Überlegungen, ob man die stilvolle Pointe auch wirklich verstanden hat. Oder man muss aufpassen, nicht in eine Lebenskrise zu fallen, im Wissen, dass die Welt nicht zu verändern ist, wie Deville einem unmissverständlich immer wieder vor Augen führt und dabei teuflisch lächelt. Doch dann packen ihn rechtzeitig der Schwachsinn und dieser unverzichtbare «Füdlibürgerhumor» und mich die Freude, ja gar Schadenfreude darüber, doch nur ein Teil des Ganzen zu sein. Wegen dieser Mischung, und auch Devilles Anzügen, die den meisten Stil in die Sendung bringen, würde «Deville» bei einer Absetzung in der Eidgenossenschaft arg fehlen. Es verhält sich wie mit dem Cervelat: Zu viel und ohne Senf geht gar nicht. Aber ganz ohne fehlt an manchen Campingtagen was. Und übrigens: Vom Schmunzeln bekommt man deutlich weniger Falten als von einer missmutigen Miene.

Serie

Im Watergate-Taifun

Wolfram Knorr

Gaslit (USA, 2022)
Von Robbie Pickering. Mit Julia Roberts, Sean Penn, Dan Stevens, Shea Whigham. Starzplay/Sky

Der massige Kerl mit der Pfeife zwischen den grimmigen Lippen, die er nur rausnimmt, um seinem Gegenüber Obszönitäten vor den Latz zu knurren, der seine Gattin unflätig anfährt und seine Mitarbeiter zu schmutzigen Tricks anstiftet, ist keine Fiktion, ist keiner dieser diabolischen *bad guys,* die Hollywood-Filme erst richtig feurig machen, sondern eine historische Figur: John N. Mitchell, Richard Nixons Wahlkampfmanager und oberster Rechtsberater (1913–1988) – und Anstifter von Watergate. Richtig populär aber wurde seine Gattin Martha. Für viele gilt sie, berüchtigt für ihre freimütigen, öffentlichen Statements, als Watergate-Enthüllerin. Schon im Vorfeld wusste sie davon, plauderte es unbekümmert aus. Worauf sie kurzerhand für psychisch krank erklärt wurde.

Seit «All the President's Men» (1976) gibt es reichlich Filme über Watergate; worin also soll die Notwendigkeit bestehen, fünfzig Jahre später den durchgekauten Stoff noch mal aufzugreifen? Eines Jubiläums wegen? Der wahre und höchst originelle Anlass ist das Ehepaar Mitchell, das im Auge des Taifuns stand. Dieser Einfall rechtfertigt allein die sechsstündige

Die Schweissnähte ihrer Ehe sind zwar gerissen, voneinander lassen können sie trotzdem nicht.

Mini-Serie «Gaslit» von Robbie Pickering und Regisseur Matt Ross und verknüpft zugleich die Polit-Intrige mit einem Ehedrama über die Sprengung des alten Wert- und Machtsystems: die Rollenverweigerung der Frau. Und weil das Paar mit Sean Penn als John Mitchell und Julia Roberts als Gattin Martha auch noch furios besetzt ist und für irrsinnige Unterhaltsamkeit sorgt, ist «Gaslit» ein Must. Dass Pickering süffisant auf den Trumpismus rekurriert («Wie sollen Menschen zusammenleben, wenn sie sich nicht einmal darauf einigen können, was richtig oder falsch ist?»), sorgt für scharfe Würze.

Sean Penn, mit angeklebtem Doppelkinn, Halbglatze und gerundetem Bauch kaum zu erkennen, thront im knarzenden Chesterfield-Leder und verlangt, hinter Pfeifenqualm, von seinen servilen Ehrgeizlingen Schmutziges, das sich (1972 im Wahlkampf) den Demokraten anhängen lässt («Wir sind integre Männer, wir sind ehrliche Männer, aber wir kommen voller Fehler aus den geschwollenen Vaginas unserer Mütter»). John Dean (Dan Stevens), den Mitchell zum Sündenbock auswählt, besorgt ihm einen besonders «integren» Typ dafür: G. Gordon Liddy (Shea Whigham), Ex-FBI-Agent, Hitler-Verehrer und auch sonst eine abgefahrene Knalltüte.

Harmonisch ins Traumland segeln:

Während Mitchell Trübes plant, ist seine Frau alles andere als eine Haus-und-Küchen-Trine. Wie Ibsens Nora drängt es sie nach draussen. Unübersehbar und herrschaftlich ihre Barockfrisuren, scharf ihre Pfefferschotenlippen und hemmungslos das, was diesen entfährt, wenn sie zu Interviews lädt. Zwar verscheucht der Gatte immer wieder die Journalisten mit wildem Gebrüll aus dem Haus, aber bremsen lässt sich Martha nicht. «Ich habe gehört», wird sie im TV gefragt, «dass Ihr Mann zum Leiter des Komitees für die Wiederwahl des Präsidenten ernannt wurde.» – «Ja, und ich bin seine Geheimwaffe.»

Galliger Sirenengesang

Als solche feuert sie ihm den Strindberg um die Ohren. Dass er in seiner heiklen Funktion Treffer abbekommt, ist ihr recht, vor allem, als sie von dem kriminellen Plan erfährt oder zumindest Gerüchte ihr zu Ohr kommen. Da fürchtet sich John vor Martha. Rasch dämmert ihr, dass ihr Mann eine entscheidende Rolle dabei spielt. Ihr einen Maulkorb zu verpassen, bringt nichts, weshalb er sie für mehrere Tage in einem Hotelzimmer festsetzen lässt – und dann redet sie doch. Die einst stramme Republikanerin, die im TV die Partei unterstützte, ändert ihre Haltung mit dem Beginn der Intrige gegen die Demo-

Cartoon: Kai Felmy

Tenor Bernheim.

kraten, bis sie für psychisch krank erklärt wird. Neben Martha und John zeigen auch die Trabanten Liddy, Dean, Nachtwächter Frank Wills (Patrick Walker), der den Einbruch entdeckt, und andere ihre schillernden Seiten und komplettieren diese rundum brillante Serie.

Im Gegensatz zum streng engagierten «All the President's Men» und zum brachialen «Nixon» (1995) ist «Gaslit» eine genüsslich inszenierte Farce und ein galliger Sirenengesang auf einen perfiden, reichlich dämlichen Polit-Klüngel, der Fairness für ein überholtes Prinzip und das Rabiate für den angemessenen Umgang zur Durchsetzung der Macht hält (Trump lässt grüssen).

Wie sich Penn alias Mitchell und Roberts alias Martha auf ihre gegensätzlichen Weisen im Polit-Gestrüpp zu behaupten versuchen, nimmt verrückte Dimensionen an. Die Schweissnähte ihrer Ehe sind zwar gerissen, voneinander lassen können sie trotzdem nicht. Als eine Art Tinkerbell mit Frisuren, steif und hart wie Meringue, versucht sie, Schneisen in die Lackschuh-Ordnungsmacht zu schlagen, während ihr raumfüllender Gatte als Polit-Raubein und konservativer Herrenklub-Gentleman mit rigorosen Ellenbogentricks sich und das abgezirkelte Terrain des Betrüger- und Schmeichelpacks zu schützen sucht.

Man kommt aus dem neidischen Staunen nicht heraus über die boshafte Vergnüglichkeit, mit der Amerikaner ihr Politik-Schlachtfeld Washington und seine schillernden Helden immer wieder in intelligentes Entertainment umsetzen können.

Klassik

Italienische Arien im französischen Original

Manuel Brug

Benjamin Bernheim: Boulevard des Italiens.

Nanu? Das kennen wir doch – und trotzdem klingt es neu. Klar, die Sprache macht es! Denn die neue CD des Frankoschweizer Tenors Benjamin Bernheim eröffnet mit der Arie des Pinkerton aus Puccinis «Madama Butterfly». Die heisst eigentlich «Addio, fiorito asil» (Leb wohl, mein Blütenreich). Doch hier singt der feine Vokalist «Adieu, séjour fleuri». Dabei

Dafür segelt man jetzt zwischen Rarem und Bekanntem harmonisch ins Traumland der Tenöre.

ist es eindeutig keine alte Aufnahme. Warum also in französischer Übersetzung? Weil Bernheim darin so natürlich klingt – und weil seine zweite Einspielung als Exklusivkünstler der Deutschen Grammophon ein Konzept hat.

«Boulevard des Italiens», so heisst die CD nach einer der berühmten Pariser Flanierstrassen in Opernnähe. Und sie wird so sinnlich wie sinnvoll begleitet von Frédéric Chaslin am Pult des Orchestra del Teatro Comunale di Bologna. Das schüttelt italienische Oper aus dem Handgelenk, beherrscht aber auch das französische Idiom. Passenderweise. Denn es geht ja hier um die Wechselbeziehungen der italienischen Komponisten im französischen Opernbetrieb des 19. Jahrhunderts.

Das klingt didaktischer, als es tönt. Denn Benjamin Bernheims Tenor hat Schmelz und Süsse, steigt trotzdem höhensicher bis zum C und gar zum D. Das tut er mit apart fliessender *voix mixte,* der aus Brust- und Kopfresonanzen gespeisten Mischstimme als französischer Vokalspezialität. Etwa in der zärtlich verliebten Romanze des Titelhelden aus Gaetano Donizettis letzter, 1843 in Paris vollendeter Oper «Dom Sébastien, Roi de Portugal».

Martialischer, heldischer, siegessicherer

Gleichzeitig spielen hier Harfe und Horn eine herausgehobene Klangrolle. Beide Instrumente wurden unter Napoleon I. beliebt. Nach Beliebtheit strebten auch die italienischen Komponisten, die an der Seine Erfolge feiern wollten. Denn Paris war die Opernhauptstadt des 19. Jahrhunderts.

Die vielleicht berühmteste Oper der Italiener in Paris war Verdis «Don Carlos», 1867 an der von ihm als «Grande Boutique» geschmähten, doch so geschäftswichtigen Opéra uraufgeführt. Und seit einigen Jahrzehnten endlich wieder in der französischen Originalversion weltweit gespielt. Was vorher vor allem die allzu bequemen Sänger verweigerten, die sich in der italienischen Zweitfassung eingerichtet hatten.

Dabei lebt Verdis vielleicht grossartigste Oper gerade auch von dem Wechselspiel der Sprache. «Dio, che nell'alma infondere», das berühmte, von Benjamin Bernheim mit Florian Sempey männlich-markant intonierte Duett Carlos/Posa, hört sich mit seinen vielen Vokalen martialischer, heldischer, siegessicherer an als das zweifelnd eingedunkelte, vorsichtig intonierte «Dieu, tu semas dans nos âmes».

Arien aus elf italienischen Opern singt Benjamin Bernheim hier auf Französisch. Darunter auch die chromatisch gewürzte Szene des Giorgio aus der auf einen französischen Originaltext zurückgehenden, 1905 in Monte Carlo uraufgeführten «Amica» von Pietro Mascagni.

So endete ein spannendes Kapitel der italienischen Oper in Paris. Es begann 1807 mit Gaspare Spontinis auch von Benjamin Bernheim interpretierter «La Vestale» oder dem «Ali Baba» Luigi Cherubinis. Und es war vorbei in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, als dann selbst Verdis «Don Carlo» oder seine «Sizilianische Vesper» auch in Paris einzig auf Italienisch gegeben wurden – wenn überhaupt.

Dafür segelt man jetzt auf dieser CD zwischen Rarem und Bekanntem mit Benjamin Bernheim harmonisch ins Traumland der Tenöre. *Superbe!*

«Grundlegende Aspekte des Menschseins»: «Junger progressiver Arzt bei der Betrachtung von Unrat», Martin Kippenberger, 1985.

Kunst

Inspirierendes Zusammenspiel

Angelika Maass

Take Care: Kunst und Medizin.
Kunsthaus Zürich. Bis 17. Juli.
Katalog: Wienand. 272 S., Fr. 45.–

Man staunt und schaut: Was da an Malerei, Zeichnungen, Druckwerken, Installationen, Skulpturen, Videos, Performances und anderem mehr zusammenkommt, ist beeindruckend. Von der Frührenaissance bis in die unmittelbare Gegenwart spannt sich der Bogen; der Fokus liegt auf dem 19. Jahrhundert und auf unserer Zeit, dem 20. und 21. Jahrhundert.

Unter dem vielsagenden Titel «Take Care» versammelt die Ausstellung im Zürcher Kunsthaus rund 300 Exponate aus der Welt der Medizin und der Kunst. Sie alle wollen, grob vereinfacht, Physisches und Psychisches sichtbar machen, Bilder auch für das Nichtsichtbare finden. Gerade darin berühren sich die beiden auf den ersten Blick so unterschiedlichen Disziplinen.

Erkenntnisblitze

Wenn Medizin und Kunst derart beredt und überzeugend zusammengeführt werden wie in dieser Ausstellung, kann das heilsam wirken und das Verständnis fördern für grundlegende Aspekte des Menschseins und unserer Zeit. Die grosse Erkundungsreise erstreckt sich über sechs Kapitel und beginnt gleich mit einem Wunder, sozusagen der ersten Transplantation der Welt. Cosmas und Damian «verpflanzen» einem Mann das Bein eines Verstorbenen, ohne dass ein Tropfen Blut fliesst. So etwas können nur Heilige.

Fra Angelico, Schutzpatron der christlichen Künstler, hat die Szene mit den als Schutzpatrone der Ärzte und Apotheker verehrten Heiligen vor über 580 Jahren (mit seinem Schüler Zanobi Strozzi) festgehalten. Vor der leuchtenden kleinen Tafel aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bäumt sich – lebensecht, vital, emotionsgeladen – der kopflose Bronzekörper eines jungen Mannes. Die Gestalt auf dem Bett ist eines der ab 1992 entstandenen «Arched Figure»- und «Arch of Hysteria»-Werke von Louise Bourgeois; Antwort auf Fragen ihrer eigenen Lebensgeschichte und psychogener Prozesse. Heilwerden ist auch hier ein Thema – «Kunst ist Wiederherstellung», hat Bourgeois gesagt.

Antwort und Frage, unerwartete Dialoge, ungeahnter Beziehungsreichtum, die Darstellung von Wissen und Fühlen: Man könnte vieles aufzählen, was diese aufregende, inspirierende Schau zu bieten hat. Kunsthaus-Kuratorin Cathérine Hug hat sie, auch persönlich motiviert, von langer Hand geplant und so viele Werke von älteren bis ganz jungen Künstlerinnen und Künstlern zusammengeführt, von Wissenschaftlern und Kunsthandwerkern (über hundert Namen wären zu nennen), dass sich jeder Besucher, jede Besucherin vielfach angesprochen fühlt. So mancher Erkenntnisblitz zuckt dabei über den eigenen Horizont. Dass man sich in dieser Fülle von Gefährdung, Heilsversprechen und Diagnostischem, von Schönheit, Ausdruck und Illustration nicht verliert, ist eine der grossen Leistungen der Ausstellung. Jedes der sechs Kapitel, vom «‹Goldenen Zeitalter› der Medizin» über «Seuchen und Pandemien» bis zu «Betroffene am Scheideweg vom genormten zum singulären Körper», ist als durchlässiger Themenbereich gestaltet, in dem es viel Platz für Assoziationen gibt. Das Zusammenspiel von Realien aus Medizin und Medizingeschichte und Kunstwerken, in denen vor allem die Versehrtheit des Körpers thematisiert wird, seine Verletzlichkeit, die Sehnsucht nach Heilung, ist immer lebendig, voller Gegenwart, aktuell.

Jedes Exponat will in seiner Eigenart verstanden werden, weil jedes etwas Schicksalhaftes hat.

Alles spricht. Und oft anders, als wir es gewohnt sein mögen. Die histologischen Zeichnungen eines Adolf Fleischmann sind in ihrer komponierten Wahrheit schön, die Ästhetik des «pharmazeutischen Stils» fesselt noch immer, genauso wie die Objektkunst der Moulagistinnen und Moulagisten. Und von den zwei- und dreidimensionalen Votivgaben, von unbekannten Künstlern geschaffen, geht ungebrochen archaische Kraft aus.

Angesichts der Reichhaltigkeit der Ausstellung, für die man viel Zeit mitbringen sollte, bleibt jeder Versuch einer Zusammenfassung auf der Strecke. Denn jedes Exponat will in seiner Eigenart verstanden werden, weil jedes in diesem Kontext etwas Schicksalhaftes hat – schicksalhaft für den Einzelnen, der es geschaffen hat, schicksalhaft für die Gesellschaft, in die es hineinwirkt.

Bild: Lothar Schnepf © Estate of Martin Kippenberger/Galerie Gisela Capitain/Köln

Serie

Dreiste Ganovin

Beatrice Schlag

Inventing Anna (USA, 2022)
Von Shonda Rhimes. Mit Julia Garner, Anna Chlumsky, Alexis Floyd. Netflix

Das Wort Ganovin liest man selten. Das liegt daran, dass fast immer Sex im Spiel ist, wenn Frauen Männern richtig viel Geld abknöpfen. «Inventing Anna» ist deswegen so vergnüglich, weil die Frau, die sich in New York Anna Delvey nannte, nicht auf männliche Begierde setzte. Sie war arrogant, überheblich und abweisend. Multimillionäre interessierten sie nicht als Liebhaber, sondern als Geldgeber für ihr Kulturprojekt, eine mehrstöckige Luxusgalerie an Manhattans feiner Park Avenue. Die junge Hochstaplerin gab sich als schwerreiche Tochter eines russischen Kunstsammlers aus, der ihr erst zu ihrem 25. Geburtstag Zugriff auf ihren über sechzig Millionen Dollar schweren Trust Fund geben wolle.

Die Serie ist vor allem deswegen ein Hit, weil es Anna Delvey wirklich gibt. Die in Russland geborene und in Nordrhein-Westfalen aufgewachsene Anna heisst nicht Delvey, sondern Sorokin. Seit 2019 sitzt die heute 31-Jährige im Gefängnis. Ihr Prozess erschütterte die New Yorker High Society. Einige der von ihr bestohlenen Männer und Frauen aus alteingesessenem Geldadel steckten den Verlust schweigend weg, aus Angst vor dem Hohngelächter, weil sie einer mittellosen Einwanderin auf den Leim gegangen waren. Das Köstliche an der Serie, die vorwiegend in Luxushotels, auf Superjachten und in überteuerten Nachtklubs spielt, ist denn auch die Schadenfreude, die sich bei den Zuschauern unweigerlich einstellt. Können Multimillionäre, unter ihnen berühmte Wall-Street-Banker, so dumm sein? Offenbar.

Widersprüchliche Aussagen

Erzählt wird Anna Sorokins Geschichte aus der Perspektive der hochschwangeren Journalistin Vivian Kent, die nach einer fehlerhaften Story vom *Manhattan Magazine* kaltgestellt wird und verzweifelt nach einem Stoff sucht, der sie wieder ins Geschäft bringt. Anna Sorokin ist zu diesem Zeitpunkt erst seit kurzem in Untersuchungshaft, ihre Geschichte noch weithin unbekannt. Sie gewährt der Journalistin ein Gespräch im Gefängnis. Vivian Kents Fragen beantwortet die Gefangene mit der riesigen, schwarzgerahmten Céline-Brille, die ausser dem leicht schiefen Mund mit dem maliziösen Lächeln praktisch ihr ganzes Gesicht verdeckt, entweder mit Gegenfragen oder mit Schweigen. Recherchen bei Annas Bekannten ergeben widersprüchliche Aussagen. War sie eine Arbeitsbiene oder nur gierig auf die Partys der Reichen? Verliebte sie sich in den Tech-Aufsteiger Chase, oder war er nur «jemand, den ich kaum kannte», wie sie selber abfällig sagt? Für alles gibt es Hinweise, für das Gegenteil auch. Was New Yorks Oberschicht faszinierte, erleben auch die Zuschauer am Bildschirm.

Das verdankt die Serie vor allem Julia Garner. Die Schauspielerin, die bereits für ihre Nebenrolle als Ruth Langmore in «Ozark» mit zwei Emmys ausgezeichnet wurde, ist in der Titelrolle von «Inventing Anna» nicht wiederzuerkennen. Die Maskenbildner leisteten gute Arbeit. Aber Garner sieht dank Maske nicht nur aus wie die echte Anna Sorokin. Sie trifft auch scheinbar mühelos den schweren deutsch-russischen Akzent und vor allem Annas irritierende Manierismen und Stimmungsumschwünge.

Haptik steigert den Lesegenuss!

Eine Fehlbesetzung ist Anna Chlumsky als Journalistin, die einen mit Grimassen, zuckenden Mundwinkeln und aufgerissenen Augen auf die Dauer etwas nervös macht. Auch die Dialoge sind mässig. Sie klingen, als seien die Produzentin Shonda Rhimes («Grey's Anatomy», «How to Get Away with Murder», «Bridgerton») und ihr Schreiberteam sehr eilig unterwegs gewesen.

Trotzdem macht die Serie, bis auf die zwei langfädigen Schlussepisoden, Spass. Man sieht guten Trickstern einfach gern beim Arbeiten zu. Die echte Anna Sorokin wurde übrigens im März dieses Jahres aufgrund guter Führung entlassen und wenige Wochen später wegen ihres abgelaufenen US-Visums als «nach wie vor bestehende Gefahr für die Gemeinschaft» wieder in Haft genommen. Sie hat gegen ihre Ausschaffung nach Deutschland Rekurs eingelegt.

Jazz

Poesie des Understatements

Peter Rüedi

Kit Downes (Petter Eldh, James Maddren):
Vermillion. ECM 2721 602438800018

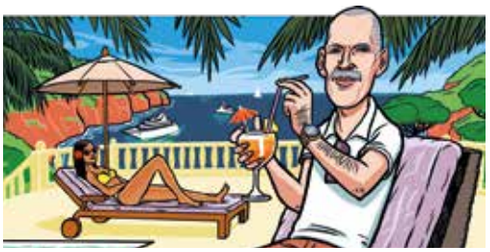
Es gibt Musik, die hört sich aufs Erste an wie eine Heimkehr. Im magischen Raum, in den das Trio des britischen Pianisten Kit Downes, des schwedischen Bassisten Petter Eldh und des Drummers James Maddren (Brite auch er) uns zieht, mit der klug gebauten Folge von zehn Eigenkompositionen, dazu die behutsam anverwandelte Version eines Stücks von Jimi Hendrix, sind wir zunächst versucht, uns treibenzulassen wie in einem Strom von Erinnerungen an Zeiten, in denen wir die Welt und uns selbst noch einigermassen in Ordnung glaubten.

Bald merken wir freilich, dass dies nichts mit Nostalgie zu tun hat: Der Anklang an vertraute Formen der Jazzpiano-Tradition, die vermeintlich leichte Zugänglichkeit dieser Musik, ist vielmehr eine ziemlich raffinierte Strategie von Downes und seinen Partnern, «komplexe Musik natürlich klingen zu lassen» *(The Guardian)*. Die bezwingende Poesie dieser Musik kommt (wie alle wirkliche Poesie) keineswegs ohne Widerstände aus. Sie versteckt diese nur über weite Strecken mit viel Understatement, mit gelegentlich kantigen Ausbrüchen zwar, die uns erst bewusst machen, dass die Subtilität dieser Musik nicht selbstverständlich, sondern eine schöne Anstrengung ist.

Das gegenseitige Verständnis der drei seit langem vertrauten Partner ist wunderbar, in der inspirierten gegenseitigen Provokation des Unerwarteten wie in der Folgerichtigkeit des gemeinsamen *instant composing*. Maddren ist ein ebenso «impressionistisch» offener wie präziser Schlagzeuger, Eldh ein starker, fundamentaler, solistisch «singender» Bassist. Downes ein sprachmächtig fliegender Geschichtenerzähler, am andern Pol mit einem Hang zu komplexer Harmonik, die er allerdings immer wieder sozusagen hinter vorgehaltener Hand kaschiert. Ein Pianist überdies mit einem aussergewöhnlichen rhythmischen Sensorium. Alle drei sind sie Melodiebesessene. Das macht die suggestive Aura ihrer Musik aus.

Im Übrigen: Für Kit Downes ist dieses Piano-Trio-Album mit dem Titel «Vermillion» (deutsch: zinnoberrot) das dritte bei ECM. Auf dem ersten, «Obsidian» (2018), improvisiert er solo auf der dreimanualigen Kirchenorgel, und auch auf dem zweiten, «Dreamlife of Debris» (2019), spielt er die Orgel. So gesehen, ist die Rückkehr zum einen Manual, zum Piano, schon vom Instrument her ein Projekt des Understatements.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Mein Gernegross

Mark van Huisseling

Manchmal soll man eine Kolumne mit einer grossen Erkenntnis eröffnen, gelegentlich braucht es sogar zwei Einsichten, um der Person, die man in der Folge beschreibt, gerecht zu werden. Also, erstens: «Man kann etwas auch zu sehr wollen.» Und zweitens: «Vorsicht vor Wünschen, sie könnten in Erfüllung gehen.» (Die beiden Lehrsätze sind nahe beieinander, einverstanden.) Der Mann, um den es heute geht, ist Philipp Hildebrand.

Bei ihm handelt es sich um einen Schweizer Banker und Ökonomen *(NZZ)*, von 2010 bis 2012 war er Präsident der Schweizerischen Nationalbank; nach Vorwürfen des Insider-Handels trat er zurück. Bald wurde er ein Vice Chairman, Vizepräsident, von Blackrock, einem amerikanischen Vermögensverwalter (das war tiefgestapelt – dem grössten Vermögensverwalter der Welt). Doch als «wohl höchstbezahlter Ambassador durch die Finanzwelt zu tingeln» («Inside Paradeplatz», IP), ein Wirtschaftsblog), ist für den 58-jährigen, in Bern Geborenen nicht arbeitstagefüllend, so sieht's aus. Denn er kandidiert jetzt ferner für das Präsidium der Zürcher Kunstgesellschaft.

Anfang vergangenen Jahres zog er seine Kandidatur für das Amt des OECD-Generalsekretärs zurück – nachdem er gemerkt habe, dass die Schweiz (nicht er) in der Organisation der Industrieländer über zu wenig Verbündete verfüge. Zuvor sei er Nachfolgekandidat von Credit-Suisse-Präsident Urs Rohner gewesen, stand bei «IP» (schlechter als der Portugiese aus London, für den sich die Verantwortlichen dann entschieden, António Horta-Osório, hätte er's wohl auch nicht gemacht, schreibe ich). Danach soll er versucht haben, UBS-Präsident zu werden, stand in der *Handelszeitung,* doch verpflichtet wurde ein Ire mit Namen Colm Kelleher. Für Hildebrand der dritte Flop; man kann ihn Stehaufmann nennen (oder «Wanderpokal», wie der «IP»-Kollege).

Im privaten Leben, scheint's, denkt er ebenfalls gross (oder strategisch, wenigstens). Seit 2013 ist er mit Margarita Louis-Dreyfus, einer Russin und der Witwe/Erbin des verstorbenen Unternehmers sowie Milliardärs Robert Louis-Dreyfus, zusammen. 2016, als Hildebrand 52 und Margarita Louis-Dreyfus 53 war, hatten sie Zwillinge. Ich gönne jedem sein spätes Glück, falls es ein solches ist – «russische Ehefrau» und «Milliardenerbin» erscheinen in meinem Wörterbuch nicht als Synonyme für «leichtes Leben».

Jetzt will er Präsident der Zürcher Kunstgesellschaft werden – für einen wie ihn eher ein kleines Amt, ein *Ämtli* eigentlich (die Kunstgesellschaft ist der Verein, der das Kunsthaus betreibt). Warum er das will? Schwer zu sagen, er schweigt dazu (Redaktionsschluss war am 27. April). Was ihm ein *Tages-Anzeiger*-Journalist übelnahm: «Kandidatur nach Gutsherrenart», überschrieb er seinen Kommentar.

Die letzte Kunstgesellschaftspräsidentin war Anne Keller Dubach, ihr Grossvater soll der damals reichste Mann der Schweiz gewesen sein. Sie kannte, liebte und lebte für Kunst (sie verstarb vergangenes Jahr, bloss Monate nach ihrer Wahl). Hildebrands Ex-Frau betrieb eine Galerie, darüber hinausgehende Kunstaffinität

«Für Hildebrand der dritte Flop; man kann ihn Stehaufmann nennen (oder ‹Wanderpokal›, wie der ‹IP›-Kollege).»

kann, muss bei ihm aber nicht vorhanden sein. Zuvor war Walter Kielholz Kunstgesellschaftspräsident. Ihm ging es nicht bloss um die schönen Künste, sondern auch um Selbstdarstellung plus Reklame für seine Arbeitgeberin (Swiss Re, die Aktionäre zahlten mit für die Kunsthaus-Erweiterung); das war mein Eindruck jedenfalls. So besehen, wäre Hildebrand ein passender Nachnachfolger.

Dass das *Ämtli* aber ein Amt ist, dessen Inhaber oder Inhaberin etwas von Kunst verstehen sowie reichlich Kenntnis haben sollte über Ansprüche der Öffentlichkeit an ausgestellte Werke, zeigen Rückmeldungen aus der Schweiz und dem Ausland zur Sammlung Bührle. Um deren Provenienz beziehungsweise den Umgang damit ist eine «grosse, kontrovers geführte Debatte entbrannt» *(NZZ);* die Kunsthausverantwortlichen hatten bisher dabei nicht die Deutungshoheit und machten/machen keinen guten Eindruck, finde ich.

Am 31. Mai fällt der Entscheid. Mal sehen, ob Philipp Hildebrand dann endlich wieder einen, irgendeinen Präsidentenposten, den er so sehr möchte, holt. Und, falls ja, ob ihm dieser Freude bereiten wird.

UNTEN DURCH

Brasilien oder Australien?

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno fragte mich: «Welches Land ist grösser, Australien oder Brasilien?» Da brauchte ich nicht lange zu überlegen, ich sagte: «Australien.» – «Falsch», sagte Bruno, aber ich glaubte es ihm nicht. Doch Wikipedia war auch dieser Meinung. Das ärgerte mich, denn gefühlsmässig ist Australien doch einfach grösser! Jeder vernünftige Mensch sieht das so. «Mag sein», sagte Bruno, «aber es stimmt einfach nicht.» Aber was heisst schon «stimmen»? Es stimmt vieles, das nicht stimmen sollte. Wenn etwas stimmt, bedeutet das noch lange nicht, dass es auch gut und gerecht ist. Das sieht ja übrigens der gegenwärtige Staatschef von Brasilien auch so. Man müsste eigentlich nur bei Wikipedia die Quadratkilometerangabe von Brasilien ein wenig nach unten korrigieren, und schon wären die Grössenverhältnisse so, wie man schon immer dachte, dass sie es seien.

Ich war fünfzig Jahre lang wirklich absolut überzeugt davon, dass Australien grösser ist, und eine so tiefe Überzeugung kann doch

Illustrationen: Jonathan Németh

«Wenn man sich selbst nicht zu wichtig nimmt, ist das sehr befreiend.»
Musiker Marius Bear, Seite 82

nicht einfach als Humbug abgetan werden! Die kann doch nicht einfach nichts wert sein, nur weil sie angeblich nicht stimmt. «Ist dir schon mal der Gedanke gekommen», sagte ich zu Bruno, «dass die Landvermesser sich geirrt haben könnten?» Das sind doch auch nur Menschen mit Vorlieben und Abneigungen. Vielleicht hatten sie einfach etwas gegen Australien, gegen die Aborigines zum Beispiel. Es passte ihnen vielleicht nicht, dass die Aborigines das Wahlrecht haben, und schon rutscht dann die Vermessungskamera auf dem Stativ unwillkürlich ein wenig zu weit nach rechts, so dass aus einem Kilometer australischer Küste nur 800 Meter werden.

«Oder sie waren einfach inkompetent», sagte ich, «und haben die vielen Buchten Australiens flächenmässig nicht richtig berechnet, das sind ja Differenzialrechnungen.» In der Chirurgie passieren täglich Fehler – dann doch bestimmt auch bei der Landvermessung! Vor allem, wenn man vorsätzlich die Buchten nicht dazuzählt, an denen Aborigines wohnen. Wer kennt denn diese Landvermesser schon, über sie steht nichts bei Wikipedia. Da steht nur «Brasilien, 8 515 770 km²», «Australien 7 688 287 km²» – anonyme Zahlen, die genauso aussehen wie Zahlen, die Steuerbetrüger in ihre Steuererklärungen schreiben, damit es so aussieht, als hätten sie es ganz exakt ausgerechnet.

In Wirklichkeit müsste sowohl in der Steuererklärung wie bei Australien 14 000 000 stehen. Dann wäre Australien fast doppelt so gross wie Brasilien, so wie ich es mein Leben lang empfunden habe. Abgesehen davon lasse ich mir von ein paar dubiosen Landvermessern nicht einreden, dass meine eigene Erfahrung falsch ist! Ich war nämlich selbst in Australien, und es kam mir genauso gross vor wie Kanada. «Und Kanada ist viel grösser als Brasilien», sagte ich zu Bruno, «das ist ja wohl der Beweis, dass an deiner Behauptung etwas nicht stimmen kann.» Bruno behauptete, es handle sich nicht um eine Behauptung, sondern um eine wissenschaftlich erwiesene Tatsache.

«Und warum», sagte ich, «weigert sich die brasilianische Regierung dann beharrlich, ihr Land von einem unabhängigen, internationalen Vermessungsteam neu vermessen zu lassen?» Bruno behauptete, Brasilien weigere sich überhaupt nicht, es halte nur überhaupt niemand ausser mir eine Neuvermessung für nötig. Ich schlug Bruno einen Kompromiss vor: «Einigen wir uns doch einfach darauf, dass beide Länder gleich gross sind. Es stimmt zwar nicht, aber ich bin bereit, dir entgegenzukommen.» Er sagte, ich könne ihm den Buckel runterrutschen. Es ist unglaublich, wie unversöhnlich die Leute geworden sind, wie sehr sie in ihren Blasen leben und nur noch glauben, was die brasilianischen Landvermesser twittern!

FRAUEN

Grimes, Liebe seines Lebens

Julie Burchill

Neureiche brauchen nicht die alte Art Vorzeigefrauen. Coole Milliardäre wollen coole Girls, die zur Coolness ihres Images beitragen. Die kanadische Musikerin Grimes, Anfang dreissig, passt da bestens ins Bild. Ihre unstete Beziehung zu Elon Musk, dem reichsten Mann der Welt, hat etwas von einer Studentenliebelei im neuen Millennium an sich – «Ich könnte wohl sagen, er sei mein Freund, aber wir sind da sehr fluid» –, inklusive höflicher «Halbtrennungen» und Seelenverwandtschaftserklärungen: «Er ist mein bester Freund und die Liebe meines Lebens.»

Geboren wurde sie als Claire Boucher, und wie schräg sie ist, wurde offenbar, als sie erstmals auf MySpace Musik platzierte: Man konnte auf dem Netzwerk damals drei Gattungsbezeichnungen für die eigene Musik angeben, und sie gab dreimal «grime» an – ohne zu wissen, was das war, nämlich eine Sparte elektronischer Musik. Sie brach ihr Studium der Slawistik und der Neurowissenschaften ab, um ein Popstar zu werden, der ebenso von Feminismus wie von Science-Fiction geprägt ist. Ihr drittes Album, «Visions», nahm sie innerhalb von drei Wochen auf, darunter neun Tage ohne Schlaf oder Nahrung, dafür «Tonnen von Amphetaminen». Sie scheint zu einer neuen Gattung hochentwickelter junger Frauen zu gehören, die den Eindruck vermitteln, sie seien auf dem Planeten Erde nur vorübergehend zu Besuch und könnten jederzeit wieder abfliegen. Ihre Musik – eine Mischung von Bubblegum und «Game of Thrones» – nährt diesen Verdacht.

Ihre hochgezüchtete Sensibilität kann Aspekte haben, die denjenigen von uns, die weniger weit entwickelt sind, eher komisch vorkommen. So gebar sie 2020 einen kleinen Musk-Sohn namens «X Æ A-12», ausgesprochen «Ex Ash A Twelve» oder «Ex Ay Eye», was nicht nur an den Refrain «Ee-aye-ee-aye-o» des Kinderlieds «Old Macdonald Had a Farm» erinnert, sondern auch gegen die kalifornischen Namenregeln verstiess, weshalb es zur Klärung umgehend in «X Æ A-Xii» geändert wurde. Es folgte eine Tochter: Exa Dark Sideræl Musk.

Seit 2018 hört sie im Privatleben auf den Namen «c», was das Zeichen für Lichtgeschwindigkeit und ein Hinweis auf eine gewisse Verkopftheit ist. Nun, da Musk Twitter gekauft hat (wo Musk und Grimes einander dadurch kennenlernten, dass sie das gleiche Wortspiel im Zusammenhang mit einem Gedankenexperiment machten), müsste man schon ein Heiliger sein, um sich nicht zu freuen darauf, was uns wohl alles noch an Kapriolen geboten werden wird, wenn zwei kreative und volatile Menschen ihr gemeinsames Sorgerecht auf einer Social-Media-Plattform ausleben, die einem vorkommen kann wie der wüsteste Nachtklub der Welt bei Tageslicht.

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Illustration: Jonathan Németh; Cartoon: Kai Felmy

THIEL

Poetik

Prosaiker: Mathematik ist nicht so mein Ding.
Poet: Wie soll sie auch? Mathematik und Sprache fliessen in diametral entgegengesetzte Richtungen. In der Mathematik ist eine Angabe präziser, je mehr Stellen man nach dem Komma hat. In der Sprache wird eine Angabe unpräziser, je mehr Wörter man nach dem Komma noch braucht.
Prosaiker: Das verstehe ich nicht.
Poet: Sprache ist am präzisesten, wo sie etwas in wenigen Worten auf den Punkt bringt. Das schafft sie allerdings nur durch Metaphorik, die Bildsprache, also die Poetik. Es gibt nichts Präziseres als kurze Sprachbilder wie «Da ist die Luft raus», «Das bringt das Fass zum Überlaufen», «Da kommen wir in Teufels Küche» oder «Das ist ein Tanz auf dem Vulkan».
Prosaiker: Dann brauchen wir gar keine Mathematik?
Poet: Natürlich brauchen wir sie! Mathematik ist die Luft, die Seifenblasen und Schmetterlinge zum Fliegen brauchen. Sie ist die Atmosphäre, welche Blitz und Regenbogen zum Leuchten bringt. Mathematik ist das Strickmuster für Schönheit und Liebe.
Prosaiker: Mathematik soll Liebe sein?
Poet: Natürlich ist Liebe weit mehr als nur Mathematik.
Prosaiker: Was denn noch? Solidarität?
Poet: Die Solidarität ist ein dressierter Hund in einem Pfauenkostüm.
Prosaiker: Das klingt eher nach Ethik.
Poet: Die Ethik ist ein totes Pferd mit Elektromotor.
Prosaiker: Das ist doch absurd.
Poet: Für einen Prosaiker klingt das vielleicht nach kubistischer Theologie, aber Poesie ist emotionalisierte Logik.
Prosaiker: Jetzt richtest du aber ein richtiges Chaos an.
Poet: Was dir chaotisch vorkommt, ist lediglich die Dramatik der Poesie. Poesie ist Mathematik als Theater.
Prosaiker: Und was ist Prosa?
Poet: Prosa ist gescheitertes Schweigen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Kampf um die Burg

Kommt Schloss Marienburg in Staatsbesitz? Im Hause Hannover schwelt seit Jahren ein Streit. Die Entscheidung naht.

Sage von den Zwergen: Marienburg in Niedersachsen.

Manche kriegen zum Geburtstag einen Essensgutschein, andere erhalten ein Schloss. Zu ihrem 39. Wiegenfest schenkte der blinde König Georg V. von Hannover seiner Gattin, Königin Marie, ein Schloss samt Hügel in Niedersachsen: Er nannte ihn Marienberg und liess seine Gemahlin darauf die Marienburg im neugotischen Stil bauen. Geplant war eine Verwendung als Sommersitz, Jagdschloss und später als Witwensitz. Ursprünglich Schulenburger Berg genannt, handelte es sich um eine verwunschene Anhöhe, die durch die Sage von den Zwergen im Marienberg ideal in die Zeit der Spätromantik passte. Am 9. Oktober 1858 erfolgte die Grundsteinlegung.

Das derzeitige Familienoberhaupt der deutsch-britischen Dynastie, Ernst August von Hannover, übertrug den land- und forstwirtschaftlichen Besitz des Hauses 2004 seinem ältesten Sohn Ernst August. Darunter befindet sich auch die Marienburg. Der 1983 geborene Investmentbanker gab 2018 bekannt, das Schloss verkaufen zu wollen. Der Betrieb der Marienburg, die jährlich von Hunderttausenden Neugierigen besucht wird, sei zu teuer. Die Idee war, dass der Staat das Anwesen für einen symbolischen Betrag von einem Euro übernehmen würde und es dann für rund 27 Millionen Euro instandstellen sollte. 2019 allerdings legte Augusts Vater, seines Zeichens Urenkel Kaiser Wilhelms II. und Gatte von Prinzessin Caroline von Monaco, sein Veto ein. Er widerrief seine Schenkung von 2004 und forderte das Schloss wegen «groben Undanks» von seinem Sohn zurück. Das Ziel des 68-Jährigen war, das Vermögen des Hauses Hannover für die kommenden Jahrhunderte zu sichern. Der Handel wurde gestoppt, und die Marienburg kam samt Inventar in eine Stiftung.

Überraschung vor der Verhandlung

Derzeit befasst man sich beim Landgericht Hannover mit dem Rechtsstreit der Aristokraten. Überraschenderweise zog August die Klage gegen seinen Sohn kurz vor der mündlichen Verhandlung Ende März aber zurück. Von Burgfrieden kann man trotzdem nicht sprechen. Denn August senior hat seine Forderung an die Salzburger EAH BetreibungsgmbH verkauft. Deren Klage wird jetzt verhandelt, das Urteil soll Anfang Juni erfolgen.

Bild: Stefan Knaak; Illustration: Lev Kaplan

WAS MACHT EIGENTLICH?

Armin Capaul

Mit seiner Hornkuh-Initiative wurde der Bauer vor ein paar Jahren bekannt. Er hat sein Anliegen noch lange nicht begraben.

Weltwoche: Sie brachten 2018 immerhin 45 Prozent der Stimmbevölkerung auf Ihre Seite. Was ist davon übriggeblieben?

Armin Capaul: Wir haben mit der Initiative eine emotionale Diskussion ausgelöst – und im Denken der Menschen sicher etwas bewirkt. Aber letztlich werden Kühe und Ziegen noch immer enthornt. Deshalb kämpfen wir weiter. Der Solothurner Ständerat Roberto Zanetti trug unser Anliegen im vergangenen Jahr via Hornfranken-Motion zurück ins Parlament. In der kleinen Kammer unterschrieben 28 Mitglieder den Vorstoss – eine Mehrheit. Aber der Thurgauer SVP-Ständerat Jakob Stark schlug vor, das Anliegen der vorbereitenden Kommission zu übergeben. Und dort schlummert es nun.

Weltwoche: Weshalb stellt sich mit Stark ausgerechnet ein SVP-Politiker quer? Ursprünglich war die SVP doch die Bauernpartei?

Capaul: Die SVP ist längst nur eine Pseudobauernpartei. Ihr geht es nicht um das Tierwohl, sondern um Produktionssteigerung. Aber meine Initiative richtete sich ohnehin nur in zweiter Linie an die Bauern – mir geht es um die Kühe. Ich will den Kühen helfen und ihnen eine Stimme geben.

Weltwoche: Woher nehmen Sie dieses Recht?

Capaul: Wir halten auf unserem Hof im Berner Jura sieben Mutter- und Milchkühe. Dazu Geissen, Schafe und zwei Esel. Hörner sind ein Organ und haben eine Aufgabe. Wer sich mit Kühen auskennt, weiss, dass die Hörner für sie von essenzieller Bedeutung sind – im Stall, auf der Weide, beim Wiederkäuen.

Weltwoche: Beim Wiederkäuen?

Capaul: Kühe kauen konzentriert und mit grosser Intensität. Sie geraten in diesem Prozess sozusagen in eine Trance, als ob sie ihr Futter degustieren würden. Durch das Wiederkäuen werden Gase freigesetzt. Das Horn ist dabei wichtig – zusammen mit den Nebenhöhlen und der intensiven Durchblutung. Weil die Hörner dicht sind, können die Gase nicht entweichen und gelangen mit dem Blut in Verbindung. Diese Lebenskraft wird vom Blut in die Verdauung transportiert und setzt sich schliesslich im Fleisch und in der Milch fest. Deshalb ist dieses Material so kraftvoll – und das Horn für die Kühe lebenswichtig.

Weltwoche: Sie geniessen nicht zuletzt in urbanen Gebieten grosse Sympathien. Weshalb haben Sie mit Ihrem Anliegen trotzdem noch keine Mehrheit gefunden?

Capaul: Die Analyse der Abstimmung führte tatsächlich zu einem erstaunlichen Resultat. Die Städte haben meine Initiative angenommen. Letztlich gaben aber ausgerechnet die Bäuerinnen und Landfrauen den Ausschlag. Sie sprachen sich dagegen aus, dass man diesen Artikel in die Verfassung aufnimmt – und vertraten die Meinung, dass Kühe ohne Hörner weniger gefährlich seien. Auch Bio Suisse stellt sich dagegen. Die Organisation will Kühe und Stiere durch Zucht enthornen. Darüber kann ich nur den Kopf schütteln. Hier stellt sich der Mensch über die Evolution und greift in die Natur ein. Die Schöpfung hat den Kühen die Hörner gegeben – und es liegt nicht an uns, dies zu ändern. Deshalb liegt die nächste Initiative der IG Hornkuh bereits parat.

Weltwoche: Woher nehmen Sie die Zuversicht, dass Ihr nächster Vorstoss erfolgreich sein wird?

Capaul: Wie erwähnt spürte ich eine grosse Unterstützung und ein erstaunliches Interesse für das Anliegen. Insgesamt empfing ich auf unserem Hof 207 Journalisten – darunter Fernsehequipen von CNN und vom südkoreanischen Staatsfernsehen. In Österreich entstand die Bewegung «Born mit Horn» – und in Deutschland ist kürzlich ein Buch erschienen mit dem Titel «Die Kuh braucht ihre Hörner». Es war nie mein Anliegen, mit dieser Geschichte bekannt zu werden. Aber offenbar haben wir eine Diskussion lanciert, die die Menschen berührt. Obwohl es eigentlich um die Kühe geht. So veranstalten wir am 15. Mai auf der Rigi schon das zehnte Mal das Schweizer Hornfest.

Thomas Renggli

«Ich will den Kühen eine Stimme geben»: Landwirt Capaul.

Der Bündner Bergbauer Armin Capaul, Jahrgang 1951, zog 1995 mit seiner Frau in den Berner Jura. Am 25. November 2018 erreichte er mit der Hornkuh-Initiative einen Achtungserfolg: 1,14 Millionen Menschen stimmten für sein Anliegen. Er hat zwei Söhne und eine Tochter.

Bilder: Laurent Gillieron/Keystone, Fabrice Coffrini/AFP/Getty Images

ESSEN/ANDREAS HONEGGER

Traditionslokal für Geniesser

Restaurant Wolfbach, Wolfbachstrasse 35, 8032 Zürich, Tel. 043 433 00 88

Das Restaurant «Wolfbach» an der gleichnamigen Strasse in Zürich besteht aus einer hübschen Stube aus Arvenholz, die sofortiges Feriengefühl aufkommen lässt, und liegt in einem hübschen Haus an einem kleinen Platz mit einem bezaubernden kleinen Gartenrestaurant davor. Das allein tönt alles schon sehr gut, aber erstaunlich ist auch die qualitative Konstanz der Küche – und das über einige Wirtewechsel hinweg. Einst haben Kurt und Melanie Schaub während mehr als einem Vierteljahrhundert hier ihre geradezu legendären Fischgerichte zubereitet. Unter dem Label «Monte Primero» traten dann mediterrane Spezialitäten in den Vordergrund, und nun dominiert eine exzellente Küche – mit spanischem Einschlag, aber einem weiten Feld

– das Angebot: José Gonçalves und José Varela Lopez (Chef de Service) verwöhnen ihre Gäste gewissermassen mit allen Mitteln, die die europäische Küche zur Verfügung stellt.

Der Pata-negra-Schinken aus der Extremadura war absolut hervorragend als Einstieg. Vom Westen Spaniens wechselten wir nach Italien mit «Cuatro de Pasta», einer Anreicherung des häufig angebotenen «Tris» – ein Ein- oder Überblick über die diversen Teigwaren des Angebots: Bandnudeln mit Tomaten-Pesto, Tortellini mit Butter und Salbei, Gnocchi Ricotta und gratinierte Panzerotti. Als Tagesgericht stand Siedfleisch auf der Karte. Serviert wurde uns ein prächtiges Stück Rindshohrücken, gross, saftig und aromatisch, dazu Gemüsevarianten, unter anderem auch Fenchel. Frischer Meerrettich, Senf und Senffrüchte boten bei jedem Bissen ein neues überraschendes Erlebnis.

Der Tradition des Hauses folgend, stehen noch immer viele Fischspezialitäten im Angebot: gemischte Fische vom Grill, Seezunge, Seeteufel, Wolfsbarsch, Langustinen und auch eine Paella (für zwei Personen). Aber auch die Karte mit Fleischgerichten ist umfassend. Sie reicht vom Wiener Schnitzel über Cordon bleu, Kalbspaillard bis zum riesigen Kalbskotelett und Rindsfilet in zahllosen Variationen. Auch ein Lammkotelett und Mistkratzerli sind aufgelistet, und es wird noch manchen Besuch brauchen, um all diese Köstlichkeiten zu geniessen.

WEIN/PETER RÜEDI

Neues Languedoc

Mas des Quernes, «La Villa Romaine». Terrasses du Larzac, 2018. 14 %.
Daniel Gazzar, Pully. Fr. 22.62. daniel-vins.ch

Andrew Jefford, ein kompetenter Autor mit Vorliebe für Weinthemen (*Decanter, Financial Times* u. a.), schrieb vor Zeiten ein Buch mit dem Titel «The New France. A Complete Guide to Contemporary French Wine». 2006 erschienen, ist es vielleicht nicht mehr in jedem Detail *contemporary*. Aber in dem, was er über die besten Unterkategorien der Appellation Languedoc sagt, ist ihm auch heute kaum zu widersprechen: «Wo liegt das grösste Terroir im Languedoc? Man könnte auf Faugères setzen, auf Pic St. Loup, auf Teile von St. Chinian, auf Minervois La Livinière, vielleicht auf La Clape, aber ich muss sagen: Wenn mir jemand einen Scheck über eine Million Euro ausstellte mit dem Auftrag, irgendwo einen idealen Ort für grosse rote Weine zu finden, ich fasste zuerst Terrasses du Larzac ins Auge.»

Nun stehen alle genannten Provenienzen für die Renaissance der Qualitätswein-

produktion in der Region Languedoc-Roussillon, einer Appellation, die vor gar nicht allzu langer Zeit noch für Massenweine bekannt war. Das hat sich in den letzten paar Jahrzehnten radikal geändert. Eine neue Generation von Winzern, Produzenten und Investoren entdeckte namentlich im Hinterland der Küste, am Fuss der Cevennen, das Potenzial der okzitanischen Reben Mourvèdre, Grenache, Cinsault, Carignan, auch Syrah. Weine, die ihr südliches Temperament nicht verstecken, ihre expansive Frucht, ihren gelegentlich barocken Körperbau, auch ihr alkoholisches Gewicht; die aber, anderseits, eine eigene Vorstellung von Souplesse und Finesse verfolgen.

Da sind die Weine von Terrasses du Larzac – Jefford hat schon recht – Musterbeispiele für diese Balance zwischen Power und charmanter Eleganz. Jedenfalls dieser «Villa Romaine» des jungen Betriebs Mas des Quernes in Montpeyroux im Hinterland von Montpellier *(mas* meint ein einzelstehendes Bauernhaus, *quernes* kommt vom englischen Wort *cairn,* das eine keltische Kultstätte bezeichnet). Das keltoromanische Joint Venture des Önologen Jean Natoli und des ehemaligen, auf Bioqualitäten spezialisierten Weinhändlers Peter Riegel, 2009 gegründet, 2012 biozertifiziert, ist inzwischen auf sechzehn Hektar angewachsen. Ihre erste Etikette, eine Cuvée aus Mourvèdre, Carignan und Grenache (zu gleichen Teilen), ist nahe dem skizzierten Ideal des «neuen Languedoc». Ein Wein, der den Mund voll nimmt mit reifer, dunkler Frucht (Brombeeren, Blaubeeren, Pflaumen, Kirschen), rund, ja voluminös, offenbart er aber mit zunehmendem Luftholen Noten von Tabak, Lakritz, Rauch, Gewürzen. Feingewobene Tannine, diskrete Vanilletöne vom Ausbau im Holz. Der Alkohol ist der aromatischen Opulenz adäquat, die Säure als belebendes Korrektiv gerade recht.

Illustrationen: Jonathan Németh

AUTO/DAVID SCHNAPP

Kraft der Überraschung

Der Lexus NX hat alles, was es in der gehobenen Klasse braucht – und dazu noch den Charme der Eigenständigkeit.

Auch nach vielen Jahren auf dem Schweizer Automarkt hat der japanische Hersteller Lexus, der zum Toyota-Konzern gehört, immer noch den anziehenden Charme des Exoten. Wobei die Anziehungskraft natürlich eine Frage der persönlichen Haltung ist. Vielen ist es ja – nicht nur beim Autokauf – wohl, wenn sie unauffällig in der Masse mitfahren können. Dazu eignet sich im Premium-Segment mit Vorliebe ein Fahrzeug aus Deutschland, das in der Regel weiss, grau oder schwarz lackiert ist.

Mit dem Lexus NX, den ich kürzlich für zwei Wochen fahren durfte, verhält es sich nicht ganz so. Das SUV mit kombiniertem Benzin-Elektro-Antrieb kam schon in einem energetischen Kobaltblau angerollt, und auch die Formensprache mit dem expressiv gestalteten Frontgrill und einer Linienführung, die ebenfalls den Mut zur Andersartigkeit auszudrücken vermag, schien nicht geeignet, um diskret in der Masse unterzutauchen. Wobei es hier natürlich einen schmalen Grat gibt. Andersartigkeit heisst in diesem Fall nicht, dass man in einem Lexus NX unangenehm auffällt, aber man setzt – wie es so schön heisst – Akzente.

«Die andere Sicht», welche sich diese Zeitung zum Leitmotiv gemacht hat, gilt irgendwie auch für Toyota und Lexus – vom Hybrid-Antrieb bis zu Karosserieformen, die wie mit einer Samuraischwertklinge präzise und scharf geschnitten sind, legt der Hersteller aus Japan Wert auf Eigenständigkeit und beruft sich dabei auf die Werte der eigenen Kultur.

Und auch nach vielen Jahren hat diese Herangehensweise immer noch die Kraft, einen zu überraschen, und gleichzeitig macht es ein Auto wie den neuen Lexus NX attraktiv, weil dazu ein sehr hohes Niveau an Fertigungs- und Materialqualität kommt, das selbst im Premium-Segment nicht mehr selbstverständlich ist. Wohin man im Innenraum des NX auch schaut oder fasst, begegnen einem feine Oberflächen, schöne Schalter oder übersichtliche Displays.

Im Lexus NX findet sich alles, was im gehobenen Fahrzeugsegment erwartet werden darf, ein hohes Mass an Komfort und Ruhe, ein technisch hohes Niveau samt Annehmlichkeiten wie Head-up-Display, teilautonomes Fahren oder ein feines Soundsystem. Dazu verfügt der NX über ein ausgezeichnetes komfortables Fahrwerk und ein modernes, teilelektrifiziertes Antriebssystem. Vollgeladen reichen die 18,1 kWh Energie aus dem Lithium-Ionen-Akku unter realen Bedingungen problemlos für eine Strecke von 50 Kilometern. Das entspricht ungefähr einer durchschnittlichen Pendlerdistanz. Mit einem defensiveren Fahrstil kommt man wohl auch noch etwas weiter. Auf jeden Fall reicht dies für eine benzinsparende Art der Fortbewegung, die man zu allem auch noch auf eine charmante, stilvolle Art gestaltet.

Lexus NX F-Sport

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Reihenmotor, 2 Elektromotoren, Allradantrieb, stufenloses Getriebe; Hubraum: 2487 ccm; Leistung: 309 PS / 227 kW; Batterie: 18,1 kW; elektr. Reichweite (WLTP): 64 km; Verbrauch (WLTP): 1,1 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 6,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 200 km/h; Preis: Fr. 83 900.–; Testwagen: Fr. 88 200.–

OBJEKT DER WOCHE

Aus Wein wird Wasser

ZeroWater-Filter
Ab zirka 20 Euro online erhältlich

Man sagt ja, dass gewisse Schweizer Seen Trinkwasserqualität böten. Trotzdem sieht man nie jemanden, der am Zürichsee sitzt und sich einen Becher voll Seewasser genehmigt. Baden ja, trinken nein, scheinen sich die Leute zu sagen. Liesse man das Wasser durch den ZeroWater-Filter, sähe das bestimmt anders aus. Denn dieser fischt nach eigenen Angaben 99,8 Prozent aller «gelösten Stoffe» aus dem Wasser. Das heisst, er befreit das Wasser unter anderem von Kalk, Blei, Chlor, Glyphosat, PFAS (per- und polyfluorierte Alkylverbindungen) oder Mikroplastik. Der Schmutz geht weg, die Mineralien bleiben, verspricht die Firma.

ZeroWater-Wasser ist also etwas für jene, die es besonders sauber haben wollen. Das Filtern erfordert indes etwas Geduld. Bis die Flüssigkeit durch die fünf Verarbeitungsstufen hindurchgedrungen ist, vergehen für einen Liter Wasser rund sechs Minuten. Ein ZeroWater-Produkt kann je nach Verschmutzungsgrad zwischen 30 und 150 Liter Wasser filtern. Das verarbeitete Wasser schmeckt, was nicht besonders überraschend, aber trotzdem interessant ist, ein bisschen anders als direkt vom Hahn.

Fast schon magisch wird es aber, wenn man sich den Spass erlaubt, zum Beispiel Rotwein durch den ZeroWater-Filter zu lassen. Das Ergebnis ist kristallklar und schmeckt – nach Wasser. Informationen: zerowater.de

Benjamin Bögli

Bilder: zVg

Viel zu reden: Ulrich Gygi (Ex SBB), Beatrice Simon, Urs Kessler (CEO Jungfraubahnen).

Sportsfreunde: Matthias Remund, Thomas Schmid, Roger Schnegg.

«Das Einzige, was ich kann»: Peter Flück mit Ehefrau Corinne Schmidhauser.

Grosses Bern: Bernexpo-CEO Tom Winter, Elektrovelohersteller Thömu Binggeli.

«Wunderschön!»:
Bundesrat Alain Berset mit Kuh Bambi.

BEI DEN LEUTEN

Klassentreffen an der BEA

Am Eröffnungstag der Frühlingsmesse strömten weit über 25 000 Menschen in die Bernexpo-Hallen – rekordverdächtig!

André Häfliger

Bundesrat **Alain Berset** ist der Star unter der Prominenz zum Start der 69. Ausgabe der Messe (noch bis 8. Mai) mit fast 800 Ausstellern und 300 000 erwarteten Fans. Der Gesundheitsminister rockt die Bühne der Bernexpo – und empfiehlt sich als Comedian. Zum Motto der diesjährigen Messe, «Finde tausend Gründe, länger zu bleiben», sagt er: «Das gilt nicht in der Politik. Ausser bei meinem Kollegen Ueli Maurer. Ich war letztens beim Fondue-Essen mit ihm – und er wollte einfach nicht mehr gehen!» Berset adaptiert das BEA-Motto: «Für mich gilt: Finde tausend Gründe, um länger zu leben!» Ganz ernsthaft lobt Berset schliesslich die Schweiz während Corona: «Als Gemeinschaft haben wir es nicht so schlecht gemacht, auch im internationalen Vergleich.» Sagt es, eröffnet die Messe, geht zur achtjährigen Kuh Bambi und streichelt sie: «Sie ist so süss und zutraulich. Wunderschön!»

Dann die Berner Platten im grossen Festzelt. Es gibt viel zu reden und zu erzählen. Alt Bundesrat **Adolf Ogi:** «Das hier ist ein Klassentreffen in Bundesbern.» Tatsächlich: Der ehemalige Major der Schweizer Armee entdeckt am Nebentisch zwei Kameraden, **Beat Jost** und **Andreas Zuber.** Von Jost habe er damals eine Kompanie übernommen, an Zuber habe er sie übergeben. Kleine Welt im grossen Bern! Die abgetretene Regierungsrätin **Beatrice Simon** (**Astrid Bärtschi** ist ihre Nachfolgerin) träumt derweil davon, hier «Marktschreierin zu sein und den Leuten zu erklären, wie man Rüebli richtig raspelt». Stadtpräsident **Alec von Graffenried** würde gerne «Fax-Geräte oder feines Essen» feilbieten, und Stadtrat **Thomas Fuchs** habe an der BEA schon mal einen Pool gekauft.

Ein Kommen und Gehen

Einige Rochaden gibt es auch. **Marc Lüthi** tritt im Herbst nach 24 Jahren (!) als operativer Leiter des SC Bern zurück. **Corinne Schmidhauser** hört im Sommer nach dreizehn Jahren (wie Ogi als Bundesrat) als Grossrätin auf. Ihr Mann, **Peter Flück,** bleibt: «Es ist das Einzige, was ich kann.» Mobiliar-Präsident **Urs Berger** schliesslich ist mit seinem Nachfolger **Stefan Mäder** da. Die einen kommen, die anderen gehen.

Dessertzeit im Festzelt: Nationalrat Christian Wasserfallen.

Messe-Promis: Insel-Gruppe-Präsident Uwe E. Jocham, Ex-Amag-Direktor Kurt Brudermann, Nationalrätin Flavia Wasserfallen, Nationalrat Albert Rösti, Rechtsanwalt Thomas Helbling.

Rochade: Mobiliar-Präsident Urs Berger, Franziska von Weissenfluh und Stefan Mäder.

Trio: Bernexpo-Präsident Peter Stähli, Adolf Ogi, Hanspeter Kienberger.

Qualitätskontrolle: Erich Hess, Janosch Weyermann, Thomas Fuchs, alle SVP.

Lokalpolitik: Ständerat Werner Salzmann, Berner Stadtpräsident Alec von Graffenried, Nationalrat Matthias Aebischer, Ex-Regierungsrat und Unternehmer Andreas Rickenbacher.

Mit Schwimmhilfe: Berns neue Regierungsrätin Astrid Bärtschi.

Bilder: André Häfliger für die *Weltwoche*

ZEITZEICHEN/DAVID SCHÄRER

Design bestimmt Sein

Gute oder schlechte Nachricht? Elon Musk kauft Twitter.

Elon Musk hat angekündigt, die Mehrheit an Twitter zu kaufen und Twitter zu einer globalen Plattform für Redefreiheit zu machen. Ob dies eine gute Nachricht ist oder eine schlechte, wird sich weisen. Dass die Meinungs- und Redefreiheit zentral ist für eine demokratische Gesellschaft, ist ein Gemeinplatz. Die Voraussetzung für den Konflikt, der die Gesellschaft weiterbringt, ist die Einigkeit über die Prämissen, die für alle gelten. Trump foutierte sich darum und zeigte, dass sich auf Twitter mit Unwahrheiten die Weltpolitik beeinflussen lässt. Musk selber bewegte auf dieselbe Weise die Finanzmärkte. Es ist ein interessantes Phänomen, wie das Design einer Plattform als Vorbedingung den Verlauf eines Diskurses prägt und wie der Diskurs in der Folge das Denken festlegt. Deshalb gibt es die runden Tische, und das ist denn auch der Grund, warum Therapeuten Paaren mit Gesprächsproblemen raten, ihre Konflikte im Gehen zu diskutieren. Schon Churchill sagte, erst formen wir die Gebäude, dann formen diese uns.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, ich bin kürzlich fremdgegangen. Soll ich es meinem Mann sagen? Wir beide gehen davon aus, dass wir uns treu sind. L. P., Bern

Ich finde Fremdgehen ein sehr spannendes Thema – und man kann es aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Esther Perel, Paartherapeutin und Bestsellerautorin, schaut in ihren Büchern auf eine sehr offene und neutrale Art auf das Thema. Dies möchte ich hier versuchen zu vermitteln.

Das eine ist das Fremdgehen an sich. Denn gehen Sie fremd, obwohl Sie in Ihrer Beziehung die Vereinbarung haben, einander treu zu sein, sollten Sie sich die Frage stellen, warum Sie das überhaupt tun. Welche Gefühle befriedigen Sie damit? Wie erklären Sie sich selber, dass der Seitensprung legitim war? Dass Sie sich überlegen, mit Ihrem Mann darüber zu reden, würde ich so deuten, dass Sie es nicht ganz okay finden.

Und hier kommen wir zu Ihrer eigentlichen Frage, ob Sie Ihren Mann informieren sollen. Nun, möchten Sie mit ihm darüber reden, um Ihr eigenes schlechtes Gewissen zu entlasten oder um Ihrem Mann das Recht einzuräumen, zu wissen, was läuft? Die meisten handeln aufgrund ihres schlechten Gewissens – was aber ein schlechter Grund ist. Seine eigenen Schuldgefühle auf den anderen abzuwälzen, ist nicht wirklich fair. Den Partner aber zu informieren, damit er weiss, was passiert ist, ist angemessen. Der andere soll sich damit auseinandersetzen dürfen und wissen, dass er mit jemandem zusammen ist, dem man nicht vertrauen kann.

So kann er für sich selber entscheiden, wie er damit umgehen möchte – was aber natürlich auch das Risiko birgt, dass er ganz andere Konsequenzen aus dem Fremdgehen zieht. Es kann aber, wenn man die Untreue als Paar ernst nimmt, auch eine Chance sein für eine noch schönere, stärkere Beziehung. Denn für eine verantwortungsvolle gleichberechtigte Partnerschaft braucht es diese Ehrlichkeit.

Dania Schiftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an
dania@weltwoche.ch

Bild: Britta Pedersen/Pool/AFP/Keystone

AUF EINEN KAFFEE MIT …

Ulle Bourceau

Die Vertriebsleiterin von Kein & Aber erzählt von ihrem Arbeitsalltag im Zürcher Verlag, der zu einer bedeutenden Stimme in der Bücherwelt geworden ist.

Frühling und Herbst, das sind die stressigen Zeiten in der Buchbranche. Entsprechend überrascht es nicht, dass Ulle Bourceaus Smartphone während unseres Gesprächs immer mal wieder klingelt. Die Vertriebsleiterin des Zürcher Verlags Kein & Aber erweckt an jenem sonnigen Nachmittag am Zürcher Bellevue dennoch alles andere als einen gestressten Eindruck. Dabei steht bereits das Herbstprogramm in Planung, und Bourceaus Aufgabenbereich erstreckt sich über viele Felder: von der Vermarktung hinein in die Büchervorschau des Verlages bis hin zur Vertretung bei den Buchmessen. Aber auch bei gestalterischen Fragen wie den Buchcovern kann sie sich einbringen. Gerade bei Kein & Aber, wo die Atmosphäre sehr familiär sei, meint Bourceau, sei das Zuständigkeitsfeld nicht so klar abgrenzbar: «Alle im Verlag wissen über alles Bescheid, was mir sehr gefällt.»

Ideale Lektüre: Verlagsspezialistin Bourceau.

Am Bahnhof mit der Dichterin

Trotz des überschaubaren Teams ist Kein & Aber einer der wohl präsentesten Verlage aus der Schweiz. Die weissen Taschenbücher mit den bunten Farbschnitten haben längst Kultstatus. Und auch echte Schwergewichte der gegenwärtigen Literatur sind im Verlag vertreten; etwa Ayelet Gundar-Goshen. Die psychologischen Romane der Israelin («Löwen wecken», «Lügnerin») vereinen tiefe Abgründe menschlichen Handelns. Mittlerweile haben ihre Romane eine grosse Fangemeinde und begeistern auch Bourceau selbst: «Ich war jetzt das zweite Mal mit ihr auf der Lesereise unterwegs, und das war super. Was uns von ganz grossen Verlagen unterscheidet, ist schon, dass wir uns sehr intensiv um unsere Autorinnen und Autoren kümmern können. Und zwar nicht nur vom Lektorat aus.» Dabei erzählt Bourceau gern die eine oder andere Anekdote von Lesereisen, auf denen sie dabei war: Zum Beispiel lerne man einander ausserhalb des formalen Rahmens kennen, wenn man nach der Lesung eine halbe Stunde am Bahnhof auf einen Zug warte.

Bourceau kennt aber auch andere Seiten der Buchbranche: Bevor sie vor dreieinhalb Jahren nach Zürich zog, war sie in München bei einem grossen Verlag als Verkaufsleiterin tätig, unterhielt mit dem Aussendienst zusammen den Kontakt zu Buchhandlungen und kümmerte sich um die Verkaufsförderung. Auch für einen Hamburger Verlag hat sie gearbeitet, in Dortmund und Köln gewohnt, war mal als Verlagsvertreterin, mal als Filialleiterin einer grossen Buchhandlung tätig – in dem Feld, in dem Bourceau auch ihre Karriere begann; nahe der belgisch-niederländisch-deutschen Grenze, wo Bourceau aufwuchs. Bourceau kam mit dem Fahrrad zum Treffen, sie geniesse es ohnehin, in der Stadt damit unterwegs zu sein, sagt sie. Ob Arbeiten im Schrebergarten, Schwimmen im Max-Frisch-Bad, sie ist gerne im Freien unterwegs. Und hat sie noch einen Lesetipp, bevor sie wieder aufbricht? «Mein Herzensbuch im aktuellen Programm ist Remo Rapinos ‹Das wundersame Leben des Liborio Bonfiglio›. Es ist ein Buch, das nachhallt, weil es so besonders geschrieben ist.» Ein Buch, das von einem Träumer erzählt und einem Reisenden. Gerade jetzt, wo solches wieder möglich ist, eine ideale Lektüre.

Anton Beck

Jurassier auf der Überholspur

Rennsport-Legende Marc Surer hat ein Talent aufgespürt, das das Zeug zum Formel-1-Fahrer hat: Grégoire Saucy. Wir haben uns mit dem 22-Jährigen unterhalten.

Thomas Renggli

Die beiden mit Abstand populärsten und erfolgreichsten Schweizer Formel-1-Rennfahrer stammen aus der lateinischen Schweiz – der Freiburger Volksheld Jo «Seppi» Siffert und der Tessiner Spektakelmacher Clay Regazzoni. Dies kann für Grégoire Saucy ein gutes Omen sein. Der 22-jährige Jurassier aus Bassecourt besitzt beste Voraussetzungen, um auf die Erfolgsspur seiner prominenten Vorgänger einschwenken zu können.

Dass auch er Benzin im Blut hat, spürt man bei all seinen Aussagen zu seiner sportlichen Leidenschaft. Auf die Frage, ob die Formel 1 sein grosses Ziel sei, zögert er keine Sekunde – lässt aber trotzdem alle Optionen offen: «Natürlich, ich gebe alles dafür, dereinst in der Königsklasse starten zu können. Aber zuerst will ich Profi werden.» Ihn interessieren auch andere Rennserien wie die Langstrecken-WM mit dem Klassiker in Le Mans oder die Indycar Series, die Formel E, alles. Fahren wolle er, egal, in welcher Kategorie, aber wenn möglich auf dem höchsten Niveau. Sein Fokus liege dieses Jahr auf der Formel 3.

Auf der Kartbahn aufgewachsen

Den Temporausch erhielt Saucy quasi mit der Muttermilch eingeflösst. Seine Eltern betreiben in Develier eine Kartbahn: «Ich wurde sozusagen in einem Kart geboren», sagt er lachend. Den ersten Rennkart habe er mit drei Jahren als Geschenk von seinem älteren Bruder Jérôme erhalten: «Mit diesem Fahrzeug habe ich viel trainiert – aber auch bemerkt, dass erhebliche finanzielle Ressourcen nötig sind.» Es sei ihm anfänglich kaum möglich gewesen, eine komplette Saison zu finanzieren. Dank dem Support der Uhrenfirma Richard Mille habe sich dies geändert. «Dieser Vertrag ist ein grosses Glück – aber die Unterstützung muss ich mir auf der Rennstrecke immer wieder von neuem verdienen.»

In der Formel 3 ist Saucy gut angekommen. Schon vor dem ersten Start sorgte er in dieser Rennserie für Aufsehen. Bei den «Nachsaison-Tests» auf dem Circuit von Valencia beeindruckte er im vergangenen Dezember Teamkollegen und Konkurrenten. Am ersten Tag war er schnellster Rookie, am Tag danach raste er auf den zweiten Platz. Und zum Abschluss fuhr er alle Gegner in Grund und Boden. Ganz Profi, stellte er aber die Leistung des Autos von Art Grand Prix in den Vordergrund: «Wow, die Leistung des Wagens war beeindruckend», liess er seine Fans via Instagram wissen.

Rückblickend ist Saucy noch immer beeindruckt von seiner Performance: Sein Team habe durchaus damit gerechnet, dass er auf Augenhöhe mit der Konkurrenz fahre. Aber so? «Ich war ständig eine halbe Sekunde schneller als meine Teamkollegen.»

Damit setzte Saucy den Massstab für die kommenden Monate – und spricht mit geradezu unhelvetischem Selbstvertrauen von seinen Zielen: «Wenn man in einer Meisterschaft antritt, dann will man sie auch gewinnen. Victor Martins hat aber dasselbe Ziel. Wir werden uns gegenseitig anstacheln, das wird eine schöne Saison, auch weil die beiden anderen Spitzenteams Trident und Prema mit tollen Fahrern antreten.» Als seine stärksten Widersacher stuft er Jonny Edgar, Roman Stanek, Zane Maloney, Arthur Leclerc, Jak Crawford oder Oliver Bearman ein – alles Fahrer, die von der Formel 1 gefördert werden. Er wolle sie besiegen, Akademien hin oder her.

Was es braucht

Persönlich schöpfe er grosses Selbstvertrauen aus seinem Titelgewinn in der Formel Renault im Vorjahr, sagt Saucy. Er habe auch das Gefühl, dass er deshalb bei Art Grand Prix mehr Vertrauen geniesse. Er habe sich mit Ingenieur Arnaud Cholley schon letztes Jahr in der Formula Regional European Championship bestens verstanden: «Wir haben hart gearbeitet, und die Ergebnisse stimmten. Deshalb hat man bei Art beschlossen, dass Arnaud mit mir in die Formel 3 aufsteigt. So etwas passiert ziemlich selten. Wir vertrauen uns hundertprozentig.»

Saucy spricht trotz seiner Jugend mit bemerkenswerter Abgeklärtheit. An technischen und fahrerischen Anlagen bringt er vieles mit, um der erste Schweizer seit Sébastien Buemi zu werden, der mit der Weltspitze flirtet. Ob es für mehr reicht, steht nicht nur in seiner eigenen Verantwortung. Denn Talent allein entscheidet längst nicht mehr über einen Platz am Steuerrad eines Formel-1-Teams. Wer nicht einen prallgefüllten Rucksack mit Sponsoren, Investoren und PR-Möglichkeiten mitbringt, schafft es kaum je auf die Überholspur. Auch deshalb setzten Jo Siffert und Clay Regazzoni in der Schweizer Rennsporthistorie wohl Marken für die Ewigkeit. Grégoire Saucy könnte der Nächste sein, der sich aufmacht, diese Geschichte umzuschreiben.

«Ein Sieger bleibt ein Sieger»: Motorsport-Experte Surer.

Der 70-jährige Baselbieter **Marc Surer** war in den achtziger Jahren Formel-1-Fahrer. Heute ist er unter anderem als Formel-1-Experte bei SRF tätig. Über Grégoire Saucy sagt er: «Wer wie er eine internationale Rennserie für sich entscheidet, hat bereits einen wichtigen Qualitätsbeweis erbracht. Ein Sieger bleibt ein Sieger. Er hat die angeborene Schnelligkeit, und das Talent für den Schritt in die Formel 1 besitzt der Jurassier zweifellos. Und die Formel 3 könnte das ideale Sprungbrett sein. Doch zu lange darf er sich nicht Zeit lassen, um die richtigen Leute von sich zu überzeugen.»

Bild: Julian Kroehl

«So etwas passiert ziemlich selten»: Rennfahrer Saucy.

DAS INDISKRETE INTERVIEW

Marius Bear, Musiker

Für den 29-Jährigen, der die Schweiz beim Eurovision Song Contest vertritt, muss Leidenschaft nicht gleich Liebe bedeuten; zuletzt weinen musste er wegen des britischen Komikers Ricky Gervais.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Marius Bear: Ich glaube, jeder Mensch braucht Anerkennung und Liebe, um sich wertgeschätzt zu fühlen.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Bear: Ich liebe das *Chräbele*. Am liebsten am Kopf.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Bear: Zu wenig für die Energie, die ich reinstecke . . . und genug für das Leben, das ich lebe.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Bear: Ich behaupte von mir, dass ich eine gesunde «Scheissegal»-Einstellung habe. Das heisst, dass ich mich selbst nicht zu wichtig nehmen möchte und darum die Angst kleiner ist, wenn mal etwas schiefläuft.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Bear: Bei «After Life» mit Ricky Gervais – eine emotionale Achterbahn mit Weinen und Lachen.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

Bear: Eigenständigkeit, Geduld, Akzeptanz und Toleranz – also *no drama!*

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Bear: Keiner.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Bear: Hügli.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Bear: Ich glaube daran, dass jeder Mensch im Kern gut ist. Ich versuche mich in andere hineinzufühlen und kann so vieles nachvollziehen.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Bear: Ich entscheide mich eigentlich nie für eine fixe Partei.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Bear: Gott ist für mich ein weiter Begriff. Ich glaube daran, dass es im Universum sicher etwas gibt.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Bear: Puh, ich glaube, ich war sechzehn. Aber ob das als richtiger Sex bezeichnet werden kann? *(Lacht)*

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

«Jeder ist im Kern gut»: Musiker Bear.

Bear: Ich muss noch meine WK machen – darum das Sturmgewehr.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Bear: Ich kann überall und jederzeit schlafen, träume leider aber fast nie. Und wenn, dann von Dingen, die ich nicht deuten kann.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

Bear: Ich habe noch ein wenig zu viel auf den Hüften. Ich bin aber ein relativ zufriedener Mensch und bin jeden Tag dankbar, dass ich gesund bin.

Weltwoche: Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Bear: Gal Gadot ist eine intelligente und schöne Frau. *I just fall in love.*

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Bear: Die gefährlichste Droge für mich ist heutzutage der konstante Dopamin-Überschuss, dem wir ausgeliefert sind.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Bear: Wenn man sich selbst nicht zu wichtig nimmt, ist das sehr befreiend: «I use what I have, to do what I can.»

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Bear: Ja, ich bin da relativ entspannt. Liebe und Leidenschaft sind zwei verschiedene Paar Schuhe für mich.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganer?

Bear: Weil ich nicht neben einem «Tibits» wohne. Und weil ich Käse so sehr liebe. Auf Fleisch könnte ich wohl verzichten.

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Bear: Jeder, der Fleisch konsumieren möchte, müsste ein Mal im Leben ein Tier getötet haben. Um ins Bewusstsein zu rufen, woher das «Stück Fleisch» kommt und was es dazu braucht.

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Bear: Wenn ich jemanden nicht verletzen will.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

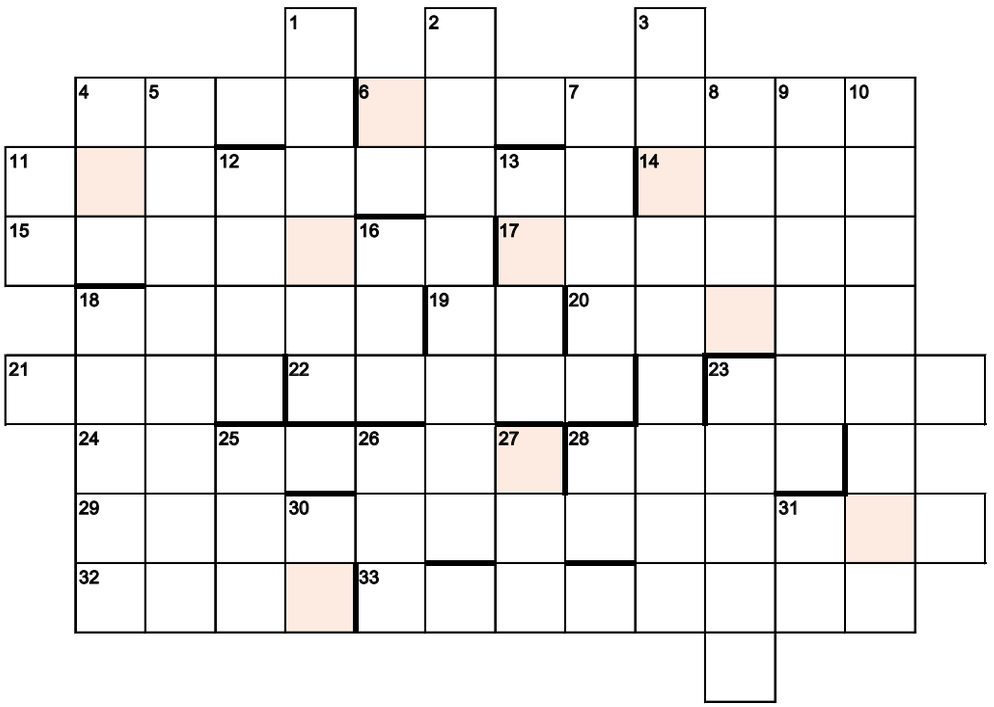
Mein Vater. Er ist das eine grosse Vorbild für mich.

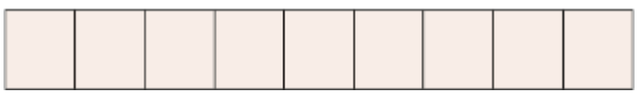
Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Bear: Wenn mein Umfeld glücklich ist.

Marius Bear, bürgerlich Marius Hügli, tritt am 10. Mai im Halbfinal des Eurovision Song Contest in Turin mit dem Song «Boys Do Cry» auf.

Bild: Rob Lewis/SRF





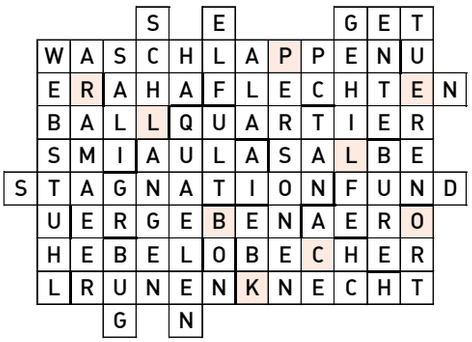
Lösungswort — Gerät zum Fangen grosser Pflanzen?
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** benötigt genau eine Tür **6** Bewertung einer Sitzgelegenheit? **11** von Nagern befallene Bergwiese? **14** liegt sowohl diesseits als auch jenseits eines Flusses **15** kommt quasi vor dem Kasus **17** was übrigbleibt, wenn Herisau seinen Kanton verlässt? **18** nicht der Geburtsort des Schneesports, aber jener Henrik Ibsens **19** Epochen-Beginn **20** sowohl eine Arbeit als auch deren Lohn **21** Nebel, dort wo 12 senkrecht dies bedeutet **22** rollen auf Schienen oder spielte in Hollywood **23** bezüglich Internet-Verbreitung möglicherweise sehr erfolgreicher Misserfolg **24** das Gegenteil von über-…, mords-… oder sau-… **28** Job, der zur Untätigkeit auffordert **29** jemand, der Kokain begutachtet? **32** liegt in Reifekellern **33** das Gegenteil von Übernachtungen?

Senkrecht — **1** Schummel-Schluss **2** liefert Strom oder Feuerkraft **3** Gockel mit Hofhund-Akzent? **4** Weg weit weg **5** Stosstasche **6** kurze Betriebsanleitung **7** mythischer Kern von Höckerenten **8** schlechtes Ziel für einen Schuss **9** Probe-@? **10** Gegenteil von sievereinen? **11** weder Dummheit noch Schamhaftigkeit kommt ohne aus **12** passiert, bzw. happens bekanntlich **13** ist meist entweder klebrig oder magnetisierbar **16** 139 Staaten, 108 Karten oder einfach 1 **18** Gebäudeteile oder Aufforderung zu schriftlicher Kommunikation **23** kann man stellen, aber nicht legen **25** benötigt stets zwei Personen, die sie führen **26** liegt, wo gegessen oder gefilmt wird **27** in einem Königsgrab zu finden **28** der Ort, bzw. das Örtchen, für 12 senkrecht **30** $(0{,}1\ \mathrm{mm})^3$ oder etwa $41'543\ \mathrm{km}^2$ **31** kurze Unterrichtseinheit

© *Daniela Feurer – Rätselfactory*

Lösung zum Denkanstoss Nr. 765



Waagrecht — **3** GETrieben **6** WASCHLAPPEN **13** ER (Erbium) **14** AHA (aha!-Label) **15** FLECHTEN **16** BALL **17** QUARTIER **20** LösungSMIttel **21** AULA **23** SALBE (Anagramm) **25** STAGNATION (stag nation) **27** FUND **28** ERGEBEN **31** AERO **33** HEBEL **35** (Frucht-)BECHER **37** RUNEN **38** KNECHT

Senkrecht — **1** SCHLANGEN **2** ELF **3** GE(h)HILFE **4** ENTE **5** TUEREN **6** WEBSTUHL **7** ARAMAEER **8** AcetylSALIcylsäure **9** HAlb **10** ImpALA (à la) **11** PERSONEN **12** PC **17** QUAELEN (Marquis de Sade) **18** ULT (ultimo) **19** TAN (Transaktionsnummer/Tangens) **22** AI **24** BURE **26** GRosses **29** BON (franz. f. gut) **30** (L)EBKuchen **31** ACEtylsalicylsäure **32** NachwORT **34** BUG **36** SteHCafe (Hockey Club)

Lösungswort — **PRELLBOCK**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

IWC Ref. 383 (NOS), 1967

Vintage-Uhren führen wir schon seit der Zeit, aus der sie stammen.

Selbst als ältestes Uhrengeschäft der Welt sind wir der Zeit voraus: Seit 1965 sammeln wir Vintage-Uhren. Heute führen wir eine exquisite Auswahl, die uns niemand so schnell nachmacht.

Bahnhofstrasse 31, 8001 Zürich
beyer-ch.com

So lange es Zeit gibt.

BEYER
UHREN UND JUWELEN